



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

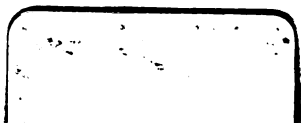
Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



~~UHS. 175 BB. 29~~



Vet. Ger. III A 324



G. Spindler's Werke.

Classiker - Ausgabe.

XLVII.

Stuttgart.

Wallberger'sche Verlags handlung.

1854.

Regenbogenstrahlen.

E r z ä h l u n g e n

von

C. Spindler.

E r s t e r B a n d.



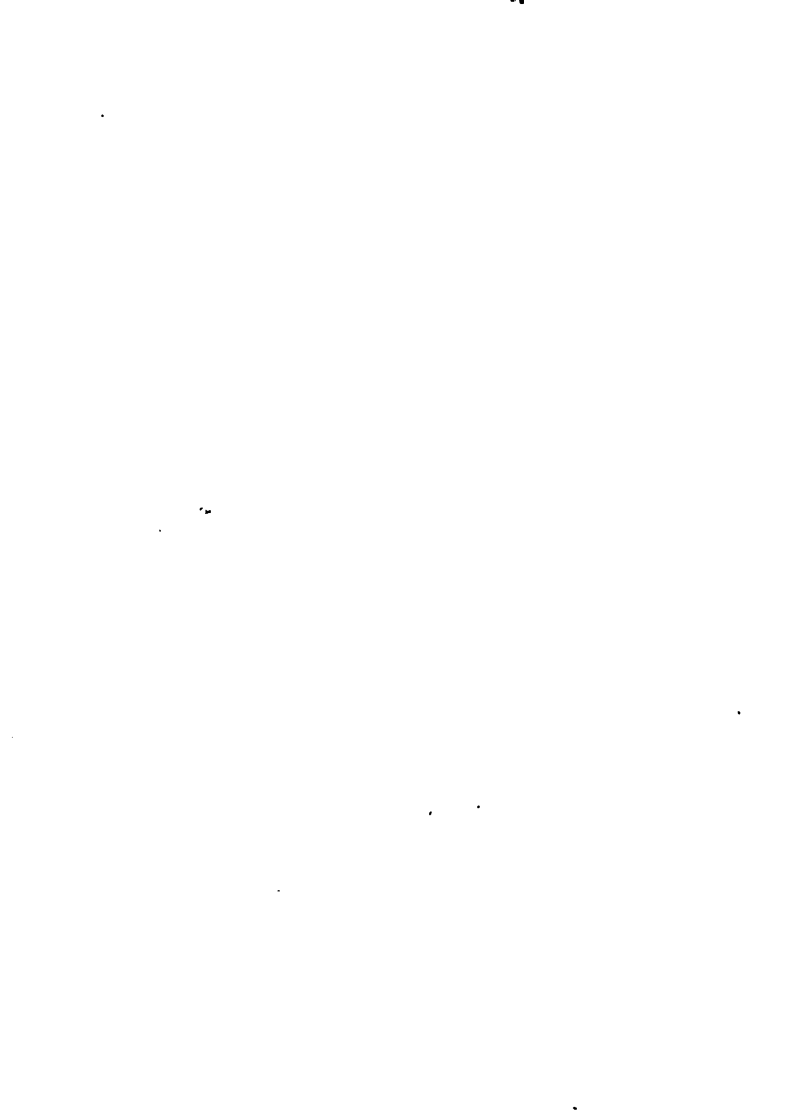
Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagsbuchhandlung.
1854.



Druck von Eduard Hallberger.

Die Herzogin von Ciceri.



Der edle Graf Kerkhanu stieg vom schäumenden Pferde. Sein treuer La Brie kam ihm mit verstörtem Gesicht entgegen. „Kerl, ist's wahr?“ fragte der Herr des Schlosses. „Der Procurator war da? Hausfuchung in meinem Schlosse?“ Und der Diener bückte sich tief, rang die Hände in wehmüthiger Zerknirschung und versetzte: „Bei unserer lieben Frau von Noannes, so ist's! Der königliche Procurator, der Hauptmann der Gensdarmmerie, der Instructionsrichter . . .“ — „Was ist das für ein Mensch? Was hat die Instruction in meinem Hause zu thun? Wonach haben die Häfcher gesucht?“ — „Nach Ihren Papieren, Herr Graf, nach Ihren Briefen, Ihrer Correspondenz.“ — „Unnütziges Bemühen! Ich führe keine Correspondenz, ich habe keine Papiere, als die, deren Cours durch die vermaledeitte Revolution heruntergedrückt worden ist.“ — „Das hab' ich auch gesagt. Sie haben in diesem Jahr Ihren Namen nur dreimal unterschrieben. Seit die Kage vor vier Monaten das Schreibzeug umwarf, haben wir keinen Tropfen Tinte im Hause.“ — „Die Pest auf die Kage! Schade um das hübsche Lintensaß. Mein Großvater hatte es zuletzt

gefüllt. Was wollten aber die Hunde?" — „Die Herren öffneten Alles mit Gewalt, sprachen von Verschwörungen, schimpften über die Carlisten, fanden nichts, und zogen ab.“ — „Und zogen ab. Das ist die Hauptsache. La Brie, es wird immer schlechter in Frankreich. Der ruhigste Edelmann wird gehudelt. Ich saß so ruhig drüben beim Vicomte, als die verfluchte Nachricht mich just zwischen Birn und Käse erwischte. Schade, daß die Jakobiner fort sind, ich hätt' einen niedergeschossen. La Brie, gib mir meine Doppelflinte, ich will irgend eine Ente oder einen Raben schießen.“ — „Ach, Herr Graf, die Gensdarmen haben Ihre Flinte mitgenommen, sammt Pulver und Blei, ja sogar den verrosteten Carabiner, den Ihr Onkel bei Quiberon liegen ließ.“ — „Hol' der Teufel die Trabanten des Usurpators! Du wirst sehen, La Brie, daß man uns zur Zeugenschaft vor die Assisen ladet. Das thut aber kein rechter Edelmann. Ich will fort. Wär' ich mit Geld versehen, thät' ich's im Augenblick. Ist's nicht eine Schande? Ich bin der ruhigste Cavalier im Lande. Ich liebe die königliche Familie von Herzen, aber ich habe mit Holbrood nichts zu schaffen. Ich habe keine Bauern bewaffnet, ich mache keine Revolution. Im offenen Felde stünde ich schon für Seine Majestät den König Carl meinen Mann, weil ich die verdammte Aufklärung hasse, aber zum Complotter bin ich verdoeben. Und dennoch solche Ehitane! Ich schreibe nicht, und man sucht meine Briefe, ich schimpfe nicht, und man verdächtigt mich, ich will auf die Jagd gehen, und man nimmt mir Waffe und Munition. Wenn nur meine Finanzen besser wären!“ — „Dafür wäre gesorgt, Herr Graf; der alte Mathurin brachte heute Morgen achtausend Francs wohlgezählt, die er für den Wald schuldete, den er uns abkaufte, Herr Graf. Ich habe in Ihrem Na-

men quittirt, und die Summe wäre hinreichend, uns aus dem Lande zu schaffen, bis wieder Recht und Ordnung im Lande ist." — "Du hast Recht, ehrlicher La Brie. Sechstausend Francs gehören freilich meinen Vettern, aber die braven Edelleute müßgen warten. La Brie, wir wollen fort. Ich halt' es nicht mehr aus. Der Champagne soll sich aufsetzen und nach der Präfectur retten. Man darf mir einen Paß nicht verweigern." — "Wohin aber, Herr Graf?" — "Meiner Treu, ich weiß auf Ehre nicht. Ich bin nie aus der Bretagne gekommen. Wo lebt man am besten, La Brie?" — La Brie zuckte die Achseln und sagte, an den Fingern herzzählend: "Da hätten wir erstens England." — "Pfui Teufel; dort ist mir's zu neblig, und ich verstehe den vermaledeiten Jargon nicht." — "Da hätten wir zweitens Spanien." — "Nichts da; dort ist mir's zu warm." — "Da hätten wir drittens Deutschland." — "Bewahre; nach dem barbarischen Norden geh' ich nicht." — "Die Schweiz?" — "Pfui doch! eine Republik! Weißt du was, La Brie? Wir wollen nach Italien gehen. Du hast ja einmal eine Reise dahin gemacht. Was meinst du zu dieser Idee?" — "Ja, Herr Graf, ich war drei Jahre lang in Neapel. Das ist eine herrliche Stadt, Herr Graf. Dort scheint immer die Sonne, und mein Bißchen Italienisch verdank' ich bloß meinem Aufenthalt in jener Residenz, wo man die Sprache am reinsten spricht." — "Italienisch hör' ich für mein Leben gern, und ich liebe die Sonne, wie mein Leben. Eine Residenz, sagst du? Also wenigstens keine Republik?" — "Behüte, Herr Graf; Neapel ist ja das Vaterland der Frau Herzogin von Berry." — "So? das laß' ich mir gefallen; es lebe die Frau Herzogin! Wir wollen nach Neapel. Laß den Wagen abstauben, packe das Geld ein. Mein Cousin soll in diesem Schloß den Ver-

walter machen. Champagne kann heute Abend mit dem Paß zurück sein, und noch diese Nacht reisen wir. Die Windhunde müssen mit. Benjamin! Constant! Wo sind die vermalebten Thiere? — „Ach, Herr Graf, der arme Benjamin ist in das Fuchseisen gerathen und Constant hat sich verlaufen.“ — „Da haben wir's. Als der Cousin die beiden Hunde taufte, sagte ich gleich, daß die verwünschten Namen den armen Thieren Unglück bringen würden. Thut nichts indessen. Bürste meine Räder aus, packe den Koffer und bestelle Pferde. Schlag neun Uhr fahren wir ab. Wann sind wir in Neapel?“ — „Um, es wird doch ein paar Wochen dauern, Herr Graf.“ — „Et zum Teufel, so lange? Ich glaubte, Neapel läge gleich hinter Lyon. Oder können wir nicht einen nähern Weg über Metz gehen, wo mein Neveu, der Cavallerie-Officier, in Garnison steht?“ — „Behüte, Herr Graf, das ist viel weiter; Metz liegt an der Grenze von Hannover, nur ein paar Stunden von Hamburg. Wir werden durch das Dauphiné reisen müssen.“ — „Gut; da kann ich gleich Seiner Königl. Hoheit, dem Dauphin, meine Aufwartung machen. Es schadet nicht, wenn man einem so wackern Fürsten seinen Respekt beweißt, da es sich ohnehin so leicht thun läßt. Wie gesagt, La Brie, heute noch reisen wir, und bis zum nächsten Frühjahr ist ja doch Alles wieder beim Alten in Frankreich, der Herr Pfarrer sagt es, und der Herr Pfarrer lügt nicht. Er ist ein geschiedter Mann und liest fleißig die Zeitungen, womit sich ein Edelmann freilich nicht abgibt. Wo werden wir in Neapel logiren?“ — „Ich logirte dazumal mit meiner Herrschaft in dem Hotel Castiglione, in der Straße Toledo.“ — „Siehe da! ich habe immer geglaubt, die Straße sei in Spanien. Was man nicht Alles auf Reisen lernt! Also im Hotel Castiglione. Du sollst

meinen Dolmetscher machen, La Brie. Mache nur, daß wir so schnell als möglich dem gottlosen Frankreich ent-
rinnen.

2.

Es war ein Festtag, oder vielmehr der Abend desselben. Durch ganz Neapel schwirrten die Klänge der Freude. Volksgewühl, Gesang und Jubelruf wogte durch alle Straßen. Eine Menge von doppel- und einspännigen Fuhrwerken durchkreuzte die Stadt, entweder dahinrollend wie im Fluge, oder langsam rasselnd mit schwerfälligem Brunk. Durch den Tumult schneckte ein über und über bestaubter Reisewagen, von dessen Kutschbock ein Bedienter in ziemlich auffallender Livree rechts und links herabspähte, als ob er sich in der großen Stadt nach alten Erinnerungen umsähe. Ein brauner, trockener, hochgewachsener Mann, tief in seine Reiseumühe verfunken, hielt aus dem Fond des Wagens hervor eine beständige Unterredung mit dem Bedienten. Der Postillon peitschte dabei gleichmüthig seine Gänle und fuhr in die Toledostraße ein. — „Zum Teufel, La Brie, sind wir bald an Ort und Stelle? Mir wird in dem Getümmel ganz unheimlich zu Muth. Du wirst sehen, daß wir schon wieder unvermuthet in eine Revolution gekommen sind. Gott schütze uns nur vor Kugeln und vergifteten Dolchen.“ — „Ich erkenne mich kaum mehr, Herr Graf. Die Häuser haben sich ganz verändert. Noch seh' ich das Hotel Castiglione nicht. Jenes rothe Gebäude könnte es sein, aber es ist's doch nicht. Ein großer Heiliger stand vor dem Hause, und auch eine Laterne, wenn ich nicht irre.“ — „Die Schurken von Jakobinern werden die Heiligen weggebracht haben. Sieh dich nur wacker um, mein Kind,

es leidet auch nicht mehr im Wagen.“ — La Brie stieß ein lautes Jubelgeschrei aus. Er hatte das Haus gefunden; wonach er gespäht, und wies den Postillon an, darauf los zu fahren. — „Dorthin, Signore?“ fragte der Bursche und verzog höhnisch den Mund. — „Richtig, dorthin“, radebrecte La Brie und gestikulirte dabei so heftig, daß der Koffelhändiger sich beeilte, ob schon kopfschüttelnd, dem Befehle zu gehorchen. Die Kutsche polierte vor das Haus und in den öden Thormweg hinein. Der Postillon hatte mehrere Minuten Zeit, auf das Erbärmlichste zu sacramentiren, bis endlich ein menschliches Wesen sich zeigte, um dem hohen Reisenden aus der Kutsche zu helfen. Ein zerlumpter Hausknecht war's, dem der bittere gelbe Mangel aus dem Gesichte schaute, und der sich vergebens bemühte, sowohl mit künstlichen Körperwendungen, als vermittelst geschickter Schwenkungen der spitzen grauen Filzmütze die Verwüstungen zu bedecken, welche die Zeit in seinem Kleide angerichtet hatte. Zu ihm gesellte sich nach einer Minute der Herr des Hauses, ein markirter Affenkopf, auf krummen Beinen dahersäbelnd und mit unverschämter Dreistigkeit die Verlegenheit bemäntelnd, welche die Ankunft des unerwarteten, vornehmen Gastes in ihm erregte. Der Graf Kerkhanu, schon betäubt von dem Lärm auf der Straße, fühlte sein Ohr zerrissen von den Complimenten des Hausvaters und seines Gehilfen und ließ sich willenlos über die brette, aber schmutzige Treppe nach dem Zimmer geleiten, das für ihn aufgethan wurde. Dieses Gemach, mit der schönsten Aussicht auf die prächtige Straße, trug die unverkennbaren Spuren veralteter Pracht und langjähriger Vernachlässigung. Spinngewebe hingen wie Trauerfahnen in jedem Winkel, die Malereien der Wände waren verwischt und verweht, die goldenen Leisten klebten nur noch lose

am Gefäßel, und an der Schnur des Kronleuchters schwebten zersplitterte und unbrauchbare Krystallfragmente. In einer Alkove stand ein breites, aber unbequemes Bett, und Tische, Sopha und Stühle befanden sich in dem bedenklichsten Stadium der Wandelbarkeit. Ein jeder andere Gast würde sich schnell aus dem Gemach entfernt haben, um nie mehr dahin zurückzukehren; aber Kerqhanu fühlte sich dattunen wohl und behaglich, denn es erinnerte ihn lebhaft an sein eigenes Schloß, wo seine Ahnen gehaust hatten mit lebhafte Herrlicher Nachvollkommenheit, wo er selbst sechsunddreißig Jahre alt geworden war, ein höchst zufriedener Hagestolz, ein Feind alles Bildprets, aller Wetber und aller Revolution. — Er ging vergnügt von einem Fenster an das andere, betrachtete mit Erstaunen das Volksspektakel zu seinen Füßen, rieb sich die Hände, schnalzte mit der Zunge und sah sich nach dem Vertrauten um, der ihn völlig verstand: nach dem getreuen La Brie. Dieser plauderte indessen im Hintergrunde des Zimmers mit der Diebsphysiognomie des Wirthes und näherte sich erst nach einer langen Unterredung seinem Gebieter. — „Was sagte denn der Spitzhube, La Brie? Das ist ja eine Sprache, wie die armen Seelen im Fegfeuer sie kaum reden. Der Dialekt unserer lieben Heimath ist Gesang dagegen. Ich fürchte, daß ich nie italienisch lerne, guter La Brie. Was wollte aber der Wirth?“ — La Brie entgegnete verlegen und zögernd: „Es hat sich hier Vieles verändert, Herr Graf. Ich merke jetzt, warum der Satan von Postillon spöttisch lachend von dannen zog. Dieses Wirthshaus scheint in der That nicht mehr das beste von Neapel zu seyn, und so eben hat der Gastwirth von mir einen Vorschlag verlangt, um Monseigneurs Tafel würdig zu stellen.“ — „So? das ist schlimm, La Brie. Aber ein

Mann von meiner Distinction muß doch einmal gut essen und kann nicht von Wirthshaus zu Wirthshaus patrouilliren, wie die Schaarwache. Gib daher einige Goldstücke aus unserem Vorrath her. Wer hat denn den Wirth so sehr heruntergebracht?" — „Er sagt, die Revolution habe ihm Alles genommen.“ — „Da siehst du's nun wieder, guter La Brie. Die Revolution bringt alle ehrlichen Leute um das Ihrige. Mußten wir gerade hierher gerathen! Seit wann haben sie denn hier die Revolution?" — „Ach, das ist eine alte Geschichte. Es sind schon mehrere Jahre seitdem verfloßen.“ — „Nun, so stärke mich der liebe Gott. Das tobt ja auf den Gassen, als wäre der Aufruhr erst in seinem Beginnen. Die armen Leute! Wie kommen wir nur von hier fort? In Boulogne für Mer haben wir denselben Spektakel gehabt.“ — „Zu Bologna wollen Sie sagen, Herr Graf?" — „Meinethalben, wenn du willst. Da laufen wir aber von einer Rebellion in die andere, von dem Cylla zum Cambyses.“ — „Lassen Sie sich doch unterthänigst bedeuten, Herr Graf. Hier ist Alles ruhig; die Oesterreicher haben schon lange hier Ordnung gemacht. Neapel steht alle Tage so aus, wie heute, und wären Sie ein einziges Mal in Paris gewesen, so würden Sie sich gar nicht über den Tumult verwundern. Neapel lebt ruhig unter seinem von Gott eingesetzten König.“ — „Ach, wenn das ist, bin ich schon zufrieden. Wo ein König ist, ist gewiß keine Revolution. So wollen wir denn ruhig essen, trinken und schlafen, guter La Brie. Leiste dem Wirth den Vorschuß, präge ihm jedoch ein, daß er französisch kochte. Die italienische Tafel behagt mir weit weniger, als . . ." — „Als? Was wollten der Herr Graf sagen?" — „Als die italienischen Weiber", versetzte der Graf und wurde über und über roth. Dann wendete er sich von dem

lächelnden La Brie weg und setzte sich an's Fenster. Der Bediente ging hinaus, die Aufträge seines Herrn zu besorgen, und ließ den Gebieter einige Zeit allein.

3.

Kerqhanu, ein starker und geübter Jäger, besaß helle Falkenaugen und hatte auf der ganzen langen Reise Städte und Länder weniger eines Blickes gewürdigt, als die Menschen, und weniger die Tracht derselben, als deren Gesichter, und weniger die Physiognomie der Männer, als das Antlitz der Frauen. Obschon im Reiche des Schönen völlig fremd, hatten doch die Züge der italienischen Weiber den ihnen eigenthümlichen Zauber auf seine Sinne geübt. Er hatte gewagt, Vergleichen zwischen den Italienerinnen und den Schönen der Bretagne anzustellen, und die letzteren hatten den Prozeß verloren. Und er hatte nicht einmal Paris gesehen, das Paradies der Weiber, das Treibhaus des schönen Geschlechts. Bei Nacht und Nebel hatte er die Hauptstadt umkreist, wie er denn überhaupt auf der ganzen Reise am Tage schlief und in der Nacht fuhr, um nicht von dem Anblick der dreifarbigigen Fahnen gedregert zu werden. Darum schwelgte er jetzt in der Anschauung weisser Frauenreize, und der Hagestolz, der bisher aus Grundsätzen Liebe, Galanterie und Ehe verschmäht, ertappte sich jetzt oft auf sehnfüchtigen Seufzern, auf lüster-nem Verlangen.

In Neapel ist, wie bekannt, Frauenschönheit ein seltenes Ding. Die Natur, die Parthenope's Gestade so verschwenderisch schmückte, hat das zweite Geschlecht unschön gelassen. Dennoch geräth mancher Reisende mit seinem Herzen in's Gedränge, wenn er die Natvetät der neapoli-

tanischen Weiber, ihre Freiheit in Sprache, Gang und Gebarden und ihre in den lebendigsten Farben prangende Feiertagspracht zum ersten Male sieht. So auch Keraghanu. Von seinem Fenster herab musterte er mit Neugierde und Haß die auf der Straße wie im Tanz vorüberfliehenden Gestalten und fand schneller, als er gehofft, ein würdiges Ziel seiner Wünsche und Blicke. — Eine Frau von majestätischem Außern, einfach, aber vornehm gekleidet, schritt an der jenseitigen Häuserreihe daher und wendete die großen brennenden Augen bald rechts, bald links, und betrachtete sogar einen Moment den bretagnischen Edelmann, und ihm war, als ob aus diesem festen und forschenden Blicke ein günstiger Strahl in seine Seele leuchte. Die Dame war etwas Weniges still gestanden, setzte dann ihren Weg weiter fort und verschwand in einem der gegenüberliegenden Häuser. Ein ältlicher Bedienter, in etwas abgetragener Livree, ein Gebetbuch und ein Sammetkissen unter dem Arme, folgte der Dame, die augenscheinlich aus irgend einer Kirche kam. — Es dauerte nicht lange, und auf der Plattform des Hauses, wovon sie gegangen, erschien die Unbekannte wieder, in derselben reizenden rosenrothen Kleidung, lehnte sich stinnend auf das Geländer, zerpflückte einen Myrtenzweig und schaute dann und wann, wie verstoßen und geheimnißvoll, nach Keraghanu's Fenster, wo der Graf stand, lang wie er war, und neugierig und verliebt wie der naivste und jüngste Krautjunker. Er verwandte kein Auge von der schönen, hohen Gestalt und vergaß darüber Alles um sich her. La Brie trat mit einigem Geräusch in's Zimmer. „Kusch dich, Benjamin!“ schnurrte der Herr in bittersüßer Zerstreuung, „ruhig, Constant! Die verdammten Hunde verschrecken mir das beste Wildpret.“ — Da bewies La Brie durch eine de-

müthige Entschuldigung, daß er kein Hund sey, und Kerqhanu drehte sich nach ihm um und dann wieder zum Fenster, — und die schöne Fremde war verschwunden, wie hinweggeblasen. Desß wurde der Herr wüthend und schnauzte den Diener mit energischen Flüchen an. Aber aus den dunkeln Abgründen dieser Blasphemien stieg dennoch unwillkürlich ein ziemlich klares Geständniß hervor, und La Brie merkte, wie viel es geschlagen. Zu demüthig aber, um sich eine direkte Frage zu erlauben, schwieg er, ein gehorsamer Knecht, und erinnerte den Gebieter, daß es Zeit zum Speisen sey.

4.

Am nächsten Morgen hatte der Graf just sein Frühstück eingenommen, als La Brie hereintrat und eine Dame meldete, die mit dem Herrn Grafen zu sprechen wünsche. Eine süße Ahnung bemächtigte sich des wackern Edelmannes; ehe er jedoch ein Wort zu sagen vermochte, öffnete sich schon die Thüre, und das tief verschleierte Frauenzimmer schritt edel und unbefangen ein. Kerqhanu eilte ihr entgegen, drei Schritte von ihm schlug die Dame den Schleier in die Höh', und der Cavalier fühlte sich wie vom Blitze getroffen, als er diejenige erkannte, die schon gestern sein starkes Herz bezwungen. Ein Euphorium ging in seiner Brust auf; an dem Tage, wo er zum ersten Mal einen Bauer prügelte, war ihm nicht wohler gewesen.

Die Dame begann mit einem geflügelt gesprochenen Antrittscompliment in italienischer Sprache. Der Graf suchte verlegen die Achseln und schilderte seine Verzweiflung, nicht Italienisch zu verstehen. — „Das thut nichts zur Sache, Herr Graf“, antwortete die Fremde in ziemlich

gutem Französisch, „ich verstehe Ihre Landessprache, und unsere Unterredung wird keinem Hinderniß unterliegen, wenn Sie nur zuerst unnöthige Zeugen entfernt haben werden.“ Ein scharfer Seitenblick auf La Brie deutete hinlänglich an, was die holde Unbekannte meinte, und der Diener, nachdem er ihr einen wurmstichigen, aber vergoldeten Fauteuil hingeschoben, entfernte sich, wie die Pflicht gebot. — Die Besucherin nahm mit dem vornehmsten Anstand Platz und eröffnete ohne Weiteres das Gespräch. Mit der liebenswürdigsten Freimüthigkeit und Sicherheit begann sie: „Einem französischen Edelmann gegenüber wird es dem unverschuldeten Unglück leicht, sich auszusprechen. Der Franzose kennt die Gefühle der Menschlichkeit und versteht sie zu ehren. Sie sehen eine Frau von bedeutendem Range vor sich, die durch zahllose Widerwärtigkeiten des Lebens bis zum Rande der Verzweiflung gebracht ist. Ich bin eine Genueserin, in dem schönen Turin erzogen, aus dem berühmten Hause der Spinola. Meine Güter liegen auf Korsika, Sardinien und dem piemontesischen Boden zerstreut. Einige körperliche Annehmlichkeiten verschafften mir in meiner Jugend zahlreiche Anbeter. Ach, mein Herr, die Blüthe der Jugend vergeht so schnell! Ein neapolitanischer Herzog warb um meine Hand, ich schenkte sie ihm und streute damit die Saat des Elends in mein Daseyn. Mein Gatte, der Herzog von Ciceri, ist einer der verschwenderischen Männer, die Alles an ihre Leidenschaft setzen. Das Spiel, dem er blind zugethan, verschlang unser beiderseitiges Vermögen. Er verschleuderte meine Habe, der ungetreue Verwalter; er verschleuderte endlich mein Herz und meine Frauenwürde, der ungetreue Gatte. Zu spät öffnete ich die Augen und sah mich abscheulich betrogen. Die stürmischen Revolutions-

auftritte der letzten Jahre raubten mir den Rest meiner Habe, und ich sah mich bald gänzlich von dem verlassen, der geschworen hatte, mein Freund und Beschützer zu seyn. So leb' ich von ihm getrennt, allen Schmerzen der Erinnerung preisgegeben, und sogar dem Mangel bloßgestellt, da der Unmensch bösslicher Weise sogar das Gut mir vorenthält, das er mir zum Wittwenstüz bestimmt hatte. Ja, mein Herr, der Mangel bedroht mich. So schwer es mir wird, dieses Wort auszusprechen, so thu' ich's dennoch einem Manne gegenüber, der mein Vertrauen nicht mißbrauchen und seine edle Physiognomie, die mich zu diesem Geständniß bewogen, nicht Lügen strafen wird. Ihrer Delikatesse, würdiger Fremdling, überlass' ich nun getrost, was Sie thun werden, um eine unglückliche Herzogin aus einem der urältesten Geschlechter der Christenheit von dem Zustande der Hilflosigkeit zu retten, dem sie jetzt erliegt."

Bei diesen Worten zog die Herzogin hastig den Schleier vor ihr Angesicht und saß stumm, wie in ihren Schmerz verloren, da. Halb unterdrückte Seufzer verratheten dem gerührten Grafen, daß die Leidende mit Thränen kämpfte. Kerqhanu überlegte nicht lange; seiner Empfindung folgend, durchdrungen von dem schweren Loos, worunter hier eine Frau vom höchsten Adel schmachtete, eilte er zu seiner Chatulle und drückte zwei Goldrollen in die Hand der schönen Unglücklichen. Ohne ein Wort zu erwiedern, neigte sie ihr Haupt verbindlich vor dem Wohlthäter und ließ die Rollen, wie unbeachtet, in das Schnupftuch gleiten, das sie in der Hand trug. Der Graf versetzte aber hierauf mit außerordentlicher Verlegenheit und peinlichem Zögern: „Empfangen Sie, Frau Herzogin, das Wenige, das mir im Augenblick für Sie zu thun vergönnt

ist. Es ist viel zu gering für eine Dame von Ihrem Stande und Ihrer Liebenswürdigkeit. Vielleicht erlauben Sie mir jedoch, Ihnen meine Aufwartung zu machen, und über die Art und Weise weiter nachzudenken, die etwa geeignet und in meiner Macht wäre, Ihren Kummer zu lindern." — Die Herzogin schüttelte den Kopf und entgegnete mit weiblicher Verschämtheit: „Sie dürfen mich unmöglich besuchen, mein edler Freund. Unübersteigliche Hindernisse verbieten dieses. So schwer es mir fällt, Ihnen dieses schwache Zeichen meiner Erkenntlichkeit zu versagen — dennoch ist's nicht thunlich." — „Sie versetzen mir den Todesstoß, Madame. Wenn ich Ihnen gestehe, daß ich seit gestern nur an Sie denke, nur in Ihnen lebe, werden Sie mir zürnen? Ich habe Alles über Ihrer Liebenswürdigkeit vergessen, meine Familie, meine Heimath. Sie wohnen nur ein paar Schritte von diesem Hause entfernt, und versagen mir die Erlaubniß, Ihnen meine Huldigung darzubringen?" — „Sie sind im Irrthum. Ich wohne nicht in jenem Hause. Ich kann mich nur vorübergehend einige Augenblicke daselbst aufhalten. Ich darf Ihnen nicht sagen, wo ich wohne. Aber täglich soll mein Gebet für Sie zu Gott emporsteigen, und so oft ich in einer unbewachten Minute von jener Altane in Ihr Gemach herabschauen werde, will ich Ihrer mit den zärtlichsten Gesinnungen gedenken." Zugleich hob sie, von dem Sessel aufstehend, den Schleier etwas von dem Gesichte, und Feuerstrahlen der Sehnsucht und Dankbarkeit zuckten aus ihren Augen in Kerkhanu's Herz. Der Verstand lief dem alten Jungen weg, und er suchte sich an der Hand der schönen Herzogin festzuhalten. Die böse weiche Hand! Sie drückte zärtlich Kerkhanu's Rechte; ihm schwand die Sinne, und die Enteln der Spinola

war verschwunden, als er wieder zum Bewußtseyn gelangte.

5.

An der Stelle, wo die Herzogin gesessen, stand nun La Brie mit wichtigem Hofgesicht, freundseligem Lächeln und hüdelnd vor seinem Herrn, als ob dieser den cordon bleu erhalten hätte. Das höchste lakailische Entzücken im Angesicht, deklamirte er, ein zweiter Dazincourt: „Solch' glückliche Zufälligkeit kann doch nur einem französischen Edelmann widerfahren! Wahrlich, Herr Graf, wenn Ihre selige Frau Mutter noch lebte, sie würde Freudenthränen vergießen. Ich hab' es ja immer gesagt: Italien ist das Land der Wunder, das Paradies aller galanten und niedlichen Abenteuer. Empfangen Sie meinen Glückwunsch, Herr Graf, und der Himmel führe diese äußerst glücklich geknüppte Verbindung bis zum Altare, woran ich durchaus nicht zweifle, wenn ich Ihre Liebenswürdigkeit in Anschlag bringe, und die ritterliche Tugend, womit Sie sich aus der unvermutheten Prüfung zogen.“

„Faselt Du, La Brie?“ fragte der Graf überrascht und mit zornigem Blicke, „was soll das heißen? Am Ende hast Du gehorcht, Spitzbube, und erfrechst Dich, meiner Gutmüthigkeit zu spotten?“ — „Spotten? Wie unterstünd' ich mich? Aber gehorcht? Meiner Treu, ich muß es bekennen! ich habe am Schlüsselloche gelauscht, ich habe mich verwundert; aber nun, da ich besser unterrichtet bin, juble ich vor Freude. Die schönste Frau von Neapel liegt in Ihren Armen, sobald Sie's verlangen.“ — „Das mag seyn, La Brie,“ versetzte der Graf selbstgefällig, und schielte nach dem Haus gegenüber: „wie würde sich's aber

mit den Grundsätzen der Ritterschaft vertragen, wenn ich die Hilflosigkeit einer Unglücklichen mißbrauchen wollte?" — „Ei den Teufel auch, Herr Graf. Eine schöne Hilflosigkeit, die nicht weiß, wohin sie mit ihrem Ueberfluß soll. Ein schweres Unglück, welches sich auf Millionen stützt. Sie sind, mit Ihrer Erlaubniß, etwas Weniges hintergangen worden, können sich jedoch den Betrug immerhin gefallen lassen. Die Herzogin von Cicero ist nicht arm, wohl aber ungeheuer reich. Es fehlt ihr nicht an einem Obdach, aber wohl hat sie der Paläste die Hülle und Fülle, und heiläufig gehört auch dieses Haus ihr ganz allein, da sie dem Wirth, ihrem ehemaligen Kammerdiener, weit mehr darauf lieh, als der Steinhäuser werth ist. Die Herzogin leidet endlich durchaus nicht unter der Laune eines schlechten Gemahls, wohl aber ist sie seit einigen Jahren Wittwe, und auf Sie wird es ankommen, ob sie es allzu lange bleiben soll.“

Kerqhanu's Gesicht fiel bei diesen Worten aus allen Fugen. Es wurde dem eines Merino-Widders nicht unähnlich. Je pfiffiger der Bediente aussah, je alberner wurde die Figur des Herrn. Kerqhanu befühlte seinen Kopf, tappte um sich her, wie ein Träumender, und wußte nicht, wie er die Rede seines Dieners zu nehmen habe. „So erkläre mir doch, was ich nicht begreife,“ stammelte er. — „Sie sind mystificirt, Herr Graf. Die Herzogin, allbekannt durch die bizarrsten Launen, denen jedoch das edelste Herz zu Grunde liegt, hat Sie bemerkt, hat Ihre einnehmende Persönlichkeit liebgewonnen. Die italienischen Damen gehen rasch zu Werke. Es kam darauf an, Ihren Charakter zu erforschen, und ein sonderbares, aber nicht trüglisches Mittel wurde von der scharfsinnigen Dame gewählt. Sie, der Mann, der so edelmüthig zu helfen

suchte, der mit so bescheidener Delikatesse das Recht eines Wohlthäters nicht mißbrauchte, haben sich völlig würdig gezeigt, der vertraueste Freund dieser seltenen Frau zu werden. „„Endlich hab' ich einen Menschen gefunden!““ hat die Fürstin im Scheiden unserm Wirth zugerufen, und die Freude desselben ließ nicht zu, daß er mit ein Geheimniß aus der ganzen Schelmerei machte, wie sehr ihm auch seine hohe Gönnerin das Plaudern verboten. Sie werden hören, Sie werden sehen, was Sie bis jetzt nicht glauben.“ — Der Graf ging, verdußt die Hände reibend, auf und ab, und bedauerte nur, daß er nicht gleich seine ganze Chatulle der geheimnißvollen Fremden angeboten, als nach demüthigem Klopfen der Wirth in das Zimmer trat und mit tiefen Verbeugungen den ältlichen Bedienten hereinließ, den Kerqhanu schon im Gefolge seiner Dame gesehen. Unterwürfig näherte sich der Diener dem Grafen und überreichte ihm ein glänzendes Etui, mit der Bitte, dasselbe von der Gebieterin als ein wohlgemeintes, wenn gleich unbedeutendes Andenken aufzunehmen. Bitternd vor Hast und Ahnung öffnete Kerqhanu das Futteral; ein prächtiger Ring mit großen bligenden Edelsteinen strahlte ihm entgegen. Dabei lag ein rosenrothes, lieblich duftendes Papier, auf welchem in anmuthigen Zügen zu lesen war: „Zum Andenken an eine Stunde, in welcher die Humanität des wackersten Cavaliers ihren Triumph feierte.“ — Das Herz des Grafen pochte in lauterer Seligkeit; golden war die Belohnung, die er dem Liebesboten reichte, und die süßesten Worte, die je seinem ungelenten Munde entfloßen, gab er dem Diener in den Kauf, mit der Bitte, sie der Herrin zu Füßen zu legen, und ihm das Glück zu erwirken, sie noch einmal zu sehen. Mit einem tiefen Etiquettenbückling

empfohl sich der Vöte, und Kerqhanu's Augen verloren sich in dem Schimmer der Juwelen und dem Zauber, der von dem rosenrothen Papierstreifen ausging. La Brie und der Wirth sahen über des Grafen Schulter in das Etui und konnten nicht satt werden, die Wahl und den Reichthum des Gesichts zu preisen. — „Das ist recht fürstlich!“ rief Bocchino, der Wirth, enthusiastisch: „Dieses Präsent ist gewiß seine zehntausend Franks werth.“ — „Zehntausend Franks!“ wiederholte La Brie mit weit aufgerissenen Augen: „Hören Sie, Herr Graf? sagte ich's nicht? Wenn Tugend und Menschlichkeit nur immer so hohe Zinsen trügen!“ — „Zehntausend Franks!“ wiederholte nun auch der Graf: „Nicht möglich, guter La Brie, nicht möglich, ehrlicher Wirth. Das wäre ja allzu viel für die paar Goldstücke, die ich der Dürftigkeit zum Opfer zu bringen gedachte.“ — „Wenn Sie erlauben, erlauchtester Herr, so stell' ich Ihnen einen ehrenwerthen französischen Cavalier vor, der mein geringes Haus öfter besucht und sich just im Billardzimmer befindet. Der Herr ist ein gewaltiger Kenner von Edelsteinen und wird sich ein Vergnügen daraus machen, einem Landsmann durch die Schätzung dieses Ringes einen angenehmen Dienst zu erweisen.“ — „Ein französischer Edelmann?“ rief Kerqhanu, nachdem er durch La Brie erfahren, wovon der Wirth gesprochen: „er sei mir willkommen; ich hungre jetzt nach einem französischen Cavalier von altadeligem Ursprung, den ich zu meinem Vertrauten machen kann. Gile, geschäftiger Wirth, bringe mir schnell den ersuchten Landsmann.“

Nach einer Minute stand der angekündigte Franzose vor dem Grafen; ein leidlich junger blasser Mann, mit tiefgefurchten Zügen, obligatem Backenbart, elegant ge-

kleidet, Ringe an den Fingern, Brillanten statt Knöpfen im Jabot, freimüthig, offen, degagirt, mit dem Ton der besten Gesellschaft. Nach den ersten Begrüßungsformeln sagte der Fremde mit der wichtigen Betonung, die in den Salons der Vorstadt Saint Germain einheimisch ist: „Ich freue mich einmal wieder recht herzlich, einen Mann aus so ehrwürdigem Geschlechte vor mir zu sehen. Mein Name ist Hymbercourt; er wird Ihnen als Bürgschaft für meine Gesinnungen dienen.“ — „Das will ich meinen, mein Herr. Der Enkel dieser berühmten normännischen Barone verdient mein volles Vertrauen. Wenn ich nicht irre, war Ihre Familie schon zu den Zeiten Karls des Grausamen eine der ältesten der Christenheit.“ — „Karls des Kühnen, wollten Sie sagen. Ich glaube sogar, daß Walter Scott einen Roman über meine Vorfahren geschrieben hat.“ — „Wer ist der Walter Scott?“ — „Ein Engländer.“ — „Pst! Teufel!“ — „Ein Baronet, Sheriff, was weiß ich.“ — „Also ein Edelmann; das ändert die Sache. Sehen Sie, Herr von Hymbercourt, ich habe mich nie mit Büchern abgegeben, und reise jetzt, um die Menschen zu beobachten. Was kann man Besseres thun? Sie wissen selbst, wie es in Frankreich aussteht.“ — Hymbercourt seufzte schwer und tief, und versetzte: „Keine Religion, kein Königthum mehr. Die Anarchie ist los, Banqueters sind Minister, der Adel wird mißhandelt. Bin ich etwa aus einem andern Grunde hier? Zu Neapel findet man doch noch die guten alten Institutionen. Der Umgang mit dem hiesigen Adel zerstreut den Kummer, den mir das Vaterland macht.“ — „Kennen Sie die Herzogin von Cicéri?“ — „Ei, wie mich selbst. Ich bin oft in ihren Circeln. Sie ist die lebenswürdigste Frau von der Welt. Das macht, weil sie

in Turin französischer Erziehung genoss.“ — „Richtig, in Turin. Sie ist schön, nicht wahr?“ — „Eine reife Schönheit, eine aufgeblühte Rose, reizend, wie nur je eine Genueserin gewesen.“ — „Richtig, eine Genueserin. Aus dem altadeligen Geschlechte . . .“ — „Der Spinola, die auf Korsika und Sardinien mehr Schlösser besaßen, als Tage im Jahr sind.“ — „Richtig, Spinola, Korsika, Sardinien . . . Ich sehe, mein edler Freund, daß Sie die Herzogin genau kennen. Was halten Sie von ihrem Charakter?“ — „Die abenteuerlichste Phantasie, verbunden mit der edelsten Empfindung. Man könnte Bücher schreiben à la Scudery, wenn man von ihren Handlungen, von ihren Wohlthaten, von ihren Einfällen berichten wollte. Sie geht incognito, wie der Chalif Harun al Raschid. Sie ist ein weiblicher Diogenes, und sucht, wie Jener, Menschen, nur mit dem Unterschiede, daß sie statt der Laternen des Philosophen ihre wunderschönen Augen leuchten läßt.“ — „Ach ja, das thut sie“, seufzte der Graf andächtig. — „Wo soll ich anfangen, wo aufhören, um Ihnen einen Begriff von dieser seltenen Frau beizubringen? Ist irgendwo, im verstecktesten Winkel der Stadt, ein armes Liebespärchen — flugs ist die Herzogin da und verheirathet es mit namhafter Aussteuer. Schmachtet irgendwo ein Unglücklicher im Kerker, — die Herzogin steigt zu ihm hinab, bringt ihm Hilfe und Trost. Darbt irgendwo ein talentvoller Künstler oder Handwerker, so ernährt sie ihn durch reichliche Bestellungen; erliegt Einer ungerechtem Urtheil, so verbessert die Fürsprache oder der Reichthum der Herzogin die Glendigkeit der Justiz; bei den ärmsten Wöchnerinnen steht sie zu Gevatter, den verschämten Dulder sucht sie in seinem Dachstübchen auf, in ihrem Incognito entdeckt sie Talent und Herzensadel selbst unter der rauhen

Sacke des Lazarone. Sie ist die Mutter der Waisen, die Freundin jedes Unglücklichen. Ihr weithäufiger Palast am Strande des Meers wimmelt stets von Klienten; oft hat sie die bescheidene Jugend aus dem Staub gezogen, oft erhabene Verbrecher entlarvt. Sie schämt sich nicht, für einen mildthätigen Zweck zu betteln, sie begleitet mit der Bruderschaft den Verbrecher zum Tode. Durch die sinnreichste List, von der Schlaueit des Weibes entworfen und von männlicher Kühnheit ausgeführt, dringt sie in alle Geheimnisse, um überall Segen zu verbreiten. Ihre Schätze sind unermesslich, unerschöpflich ihre Thätigkeit, unumschränkt ihr Wille, seitdem sie Wittwe geworden, einen Punkt angenommen . . .“ — „Und dieser Punkt?“ fragte Kerkhanu, dessen Neugierde auf's Höchste gestiegen war, als Symbercourt schwieg und sich räusperte, als hätte er schon zu viel gesagt. — „Ei nun, lieber Freund, die Angelegenheiten des Herzens sind bei den Weibern die wichtigsten. Die Fürstin ist eine äußerst kluge und strenge Frau, jedoch, wie ich meine, einer zärtlichen Neigung nicht unzugänglich, und vielleicht bereit, ihre Freiheit mit Blumenfesseln zu vertauschen. Da ist aber ein Bruder, der ihres Vermögens Erbe zu werden hofft und daher tyrannisch jedes zartere Band zerreißt, das sich zwischen der Herzogin und einem ihrer zahlreichen Freunde anknüpfen möchte.“ Von diesem Bruder wäre viel zu sagen; ein Glück, daß er, Dank seinen Ausschweifungen, schon am Rande des Grabes steht. Sein Tod erst macht die Herzogin völlig frei, und dieses seltene Juwel wird alsdann erst in vollem Glanze strahlen. — Aber was sehe ich? Was schimmert aus diesem Etui? Welch' köstliches Kleinod besitzen Sie, Herr Graf! Auf Ehre, nie hab' ich schönere Diamanten gesehen. Erlauben Sie, daß ich sie näher betrachte. Ich bin ein Kenner, besser

Freund. Ich habe unter dem höchstseligen König Ludwig alle Diamanten der Krone abschätzen müssen. Hören Sie, das ist eine massive Pracht. Solche Edelsteine in Frankreich? Ich hätte mir's nimmer träumen lassen. Gewiß aus dem Familienschatze, den Ihre Vorfahren aus dem gelobten Lande mitbrachten?" — „Nicht doch, Herr von Symbercourt“, versetzte der Graf, verlegen hüstend: „ein Geschenk, ein freundschaftliches Souvenir.“ — „Nun, wahrhaftig, so beneide ich Sie um Ihre Freunde. Das ist fürstlich, das ist königlich!“ — „Ohne Scherz? Glauben Sie? Sollte der Werth dieses Ringes wirklich so bedeutend seyn?“ — „Wenn Sie mir erlauben wollten, dieses Kleinod zu kaufen, so zahle ich Ihnen in dieser Stunde fünfzigtausend Franks baar dafür, und würde mit der größten Sicherheit noch zehntausend hinzulegen, wenn nicht gerade meine Kasse sich in einer kleinen Unordnung befände. Es müssen wieder Unruhen in Frankreich vorgefallen seyn, denn meine Monatswechsel sind nun schon seit zwei Posttagen ausgeblieben, und ich fürchte mich vor jeder, auch noch so geringen Verlegenheit in Geldsachen.“ — „Ich werde Sie nicht in Verlegenheit bringen“, entgegnete Kerkhanu beinahe grob: „ich verkaufe dieses theure Geschenk gewiß nicht. Lassen wir das; erlauben Sie, daß ich das Etui einschließe, und sagen Sie mir dann, ob Sie mich bei der Herzogin von Cicci einzuführen im Stande sind.“ — „Warum nicht, bester Freund? Ich bin heute Abend bei ihr, werde Ihren Namen nennen und Ihnen ohne Zweifel die Einladung auf morgen bringen. Ist Ihnen vielleicht jetzt gefällig, eine Fahrt durch die Stadt zu machen? Ich will Ihnen die Merkwürdigkeiten Neapels zeigen, und darunter den Palast, wo die poetische Fee wohnt, die man hier zu Lande, prosaisch genug, die Herzogin von Cicci nennt.“ — „Frei-

lich ist mir's gefällig“, rief der Graf mit schwer verhaltener Freude und folgte dem dienstfertigen ebenbürtigen Landsmann.

6.

Die Toilettenstunde des folgenden Tages hatte geschlagen. La Brie frisirte seinen Herrn, dessen Mund heute von Ekstase überfloß. Er schwelgte noch in den Entzückungen des vorigen Abends, denn Hymbercourt hatte ihn, nachdem er ihm alle Herrlichkeiten der Hauptstadt gezeigt, auch nach San Carlo geführt und ein Ballet bewundern lassen. Noch musicirte es dem edlen Grafen vor den Ohren, noch schwenkten sich die reizenden Tänzerinnen vor dem Auge seiner Seele. „Du kannst nicht glauben, La Brie“, sagte er: „wie schön das Alles war. Von der Oper verstand ich natürlich nichts. Welch' ein schönes Theater! Welche noble Gesellschaft! In Paris haben sie gewiß das nicht. Ich war selig, La Brie, und nur etwas mangelte zu meinem vollkommenen Glücke. Stelle dir vor: die Loge, worein wir gerleihen, befand sich gerade über der Loge der Herzogin von Cleri. Ich hätte vergehen mögen vor Aerger. Gegenüber wäre mein Platz gewesen, um die schönste aller Frauen nach Herzenslust betrachten zu können. So muß' ich mich begnügen, zu hórchen wie ein Jagdhund, um einige Klänge ihrer lieblichen Stimme zu erhaschen. Es war eine große Gesellschaft unten; die Teufelsleute lachten und schäkerten die ganze Oper hindurch, und ich verzweifelte oben wie der heilige Lorenz, bis die Tänzerinnen kamen und mich Alles vergessen machten. Nach dem Schlusse des Ballets eilte ich mit Hymbercourt, was ich konnte, um gegenwärtig zu sehn, als die Herzogin in

die Kutsche stieg. Wir kamen gerade recht. Die vermalebten Schleier, die man hier zu Lande trägt! Nicht einen Zug hab' ich von ihr gesehen, aber die Gestalt . . . der niedliche Fuß . . . nun, La Brie, du kennst die Gestalt, du kennst den niedlichen Fuß. Drei Gesellschaftsdamen bei ihr, ein Schwarm von Lakaien um den vergoldeten Wagen, sechs Pferde, deren sich der König von Frankreich nicht zu schämen hätte. Vorreiter, Fackeln, was weiß ich! Der glückliche Hymbercourt! er ging von San Carlo aus zu ihr, er schwelgte in dem Sonnenschein ihrer Nähe, in ihrem glänzenden Cirkel, während ich die ganze Nacht nicht schlafen konnte und nur an sie dachte und an das Mißgeschick, das mich so lange in der Bretagne festhielt, wo die Bauern so dumm, die Weiber so häßlich sind. Aber fristre mich recht hübsch, La Brie, lege meine schönste Wäsche heraus und den braunen Frack, der mir so gut steht, und die goldenen Schuhspinnallen, die mir die Cousine geschenkt hat. Ich muß erwarten von Stunde zu Stunde, daß die reizendste aller Herzoginnen mich zu sich entbieten läßt. Wie viel Uhr ist es, guter La Brie? Hymbercourt zögert wie ein . . . Gott verzeih' mir die Sünde, bald hätt' ich den wackersten Edelmann geschimpft!"

Um den Grafen vollends zu beschämen, stürzte Hymbercourt, als er kaum ausgerebet, in das Zimmer. Mit freudestrahlendem Gesichte flog er auf den Grafen zu, drückte ihn an die Brust, spendete ihm den obligaten Doppelwangenkuss und gab ihm mit geheimnißvoller Miene ein Zeichen, den Diener zu entfernen. — Als dieses geschehen, begann er mit feierlichem Pathos: „Sie sind ein Glückstind, lieber Graf. Ihr beneidenswerthes Loos gehört in die Prophezelungen des Nostradamus. Sie kommen, sehen und fliegen. Es ist zum Teufelholen. Hören

Sie, ich möchte mit Ihnen ein Casardspiel machen. Ich würde Ihr ganzes Vermögen gewinnen. Sie müssen in den Karten unglücklich seyn, da Sie bei den Weibern so glücklich sind. Dabei sind Sie aber der zurückhaltendste Freund, den ich kenne. Warum mir nicht sagen, welches zarte Band Sie bereits mit der Herzogin verknüpfte? Hören Sie nur zu. Ich eile gestern zu ihr in den Feenpalast am Meere, den ich Ihnen schon gezeigt. Die ganze Welt war da versammelt, ich brauchte eine Ewigkeit, um mich der edlen Fürstin zu nähern. Endlich ist der Moment günstig, ich beuge mich zu ihr hernieder, ich nenne Ihren Namen, verlange, Sie bei ihr einzuführen: da röthet Freude, Ueberraschung und zarte Verschämtheit ihr Gesicht. Sie flüstert: „Ich kenne ihn schon, den liebenswürdigen Mann. Meine größte Glückseligkeit würde seyn, ihn in meinen Circeln zu sehen, wenn ich nicht fürchten müßte, meine Gefühle der schönsten Welt Preis zu geben. Er ist Besseres werth, als hier in diesen Brunsthälen sich zu langweilen. In der Nähe von Caserta habe ich eine niedliche vor der Welt versteckte Villa. Bringen Sie Ihren Freund dorthin; kein lästiger Zeuge wird daselbst den Erguß der reinsten Freundschaft hemmen. Ich erwarte Sie morgen mit dem Mann, der mir gefährlich werden könnte, wenn seine Delikatesse nicht noch größer wäre, als die Neigung, die er mich errathen ließ. Morgen also, wenn die Sonne sinkt.““ Kaum konnte ich den Morgen erwarten, um Ihnen die willkommene Kunde zu bringen. Wie ist es nun, lieber Graf? Sie sind stumm vor Entzücken, ich begreife das. Ihr Glück überrascht Sie, aber die italienischen Damen sind einmal nicht anders. In ihrer Wahl schnell entschlossen, ist Liebe ihr Bedürfniß, wie das Athemholen, und gewöhnlich krönt ein ewiger Bund den schnell

gefaßtem Augenblick. Schmücken Sie sich, statten Sie Ihre körperlichen Vorzüge so reich aus, als möglich, die Sonne steht schon im Mittage, einige Flaschen des brausenden Al sollen uns begeistern, und alsdann zwei flüchtige Renner uns an das Landhaus bringen, wo die beneidenswertheste Liebe Ihrer harret.“

Der Graf hatte nichts Eiligeres zu thun, als den Forderungen des Freundes zu entsprechen; La Brie bekam alle Hände voll zu thun, in einer Stunde war Kerqhanu vollkommen adonistirt, geschmückt mit dem Ringe, den er von der Herzogin erhalten, duftend von Wohlgerüchen, die der Krautjunker früher nie gekannt, und im höchsten Grade begierig, die Früchte schneller Eroberung zu ernten. — Mit inniger Freude sah der ehrliche La Brie, wie sein Herr so schnell auf dem Pfade der Galanterie sich ausbildete, und begleitete mit tausend Segenswünschen den Grafen, als derselbe das Haus verließ. Bei einem französischen renommirten Restaurateur frühstückten die Freunde verabredeter Maßen, naschten von den köstlichsten Süßfrüchten, von den Schätzen, die der GOLF so verschwenderisch den Ledermäulern bietet, und schlürften in vollen Zügen den vaterländischen Feuergeist aus der Champagne. Ehe Kerqhanu sich's versah, hatte er dem Rausch des Entzückens einen zweiten beigeßelt, und die Straßen und Gebäude Neapels schwebten vor seinen Blicken auf und nieder in zauberischen Schleiern wie eine Fata Morgana, als ihn beim Sinken der Sonne der schnellste Wagen nach Caserta entführte. Dem guten Bretagner war nie so leicht gewesen, und noch leichter machte seinen Kopf das ziemlich schwindende Bewußtseyn. Endlich hält der Wagen, Hyumbecourt schwingt den Begleiter mit starkem Arm auf den Boden, eine grüne süßduftende Wildniß umfängt die

Freunde, Kerqhanu schwebt gleichsam am Arm des Gefährten durch den Hain von Orangen und Cypressen, das blaue Dunkel einer zierlichen Halle nimmt ihn auf, über glatten Marmorboden schlüpft sein Fuß, er fühlt sich durch eine Reihe milddämmernder Gemächer geschoben, er steht in einem Boudoir mit Vorhängen drapirt, wie ein türkisches Zelt. Farbige Lampen schweben von der Decke herab, der letzte Sonnengoldschein glimmt durch die geschlossenen Jalousien; auf einer Ottomane sitzend, in verführerischem Negligé, erwartet ihn die Königin seiner Gedanken. Wie ein französischer Chatelain aus den Romanen des würdigen Grafen von Treffan beugt er die Knie vor seiner Gulbin, so übel es ihm auch gelingt. Die weichste Hand begegnet der seinigen, er sitzt an der Seite der Geliebten, ehe er es sich versteht, zärtliche Laute schlagen an sein Ohr, Champagner, Enthusiasmus und Einsamkeit beflügeln seine Zunge, er sammelt Liebe, er hört, trunken von Wonne, daß er wieder geliebt ist. Wer berechnet die Zeit in solcher Begegnung? Aber dennoch verläuft die Stunde und in ihrem Gefolge hinkt der Verrath. Der erste Kuß zur Bestätigung des zärtlichen Bundes sollte gegeben werden, als Kerqhanu sich aus seinem Wonne-traume emporgerüttelt fühlt. Symbercourts Gesicht, entstellt von Entsetzen, erscheint plötzlich. „Ihr Bruder, Herzogin!“ ruft er bestürzt; die Herzogin schreit, Kerqhanu taumelt auf, und schon steht mit gezücktem Degen der fürchterliche Friedensstörer vor ihnen, schnaubend vor Wuth, rachedürstend, den Fremdling mit der Waffe bedrohend. Wehrlos bietet der Graf seine Brust, aber Symbercourt drückt ihm die Klinge seines Degenstocks in die Hand und ruft ihm zu: „Vertheidige Dich, französischer Edelmann!“ Und die Klingen kreuzen sich, Kerqhanu fällt

aus, und im zweiten Gange liegt der Bruder der Herzogin rückelnd zu seinen Füßen. — Ein Moment der Bestürzung, eine Pause des Entsetzens, dann erfüllt jedoch neuer Jammer das Haus. „Sie sind verloren!“ klagt die Herzogin. „Flüchten Sie sich, die Häscher werden gleich hier seyn,“ donnert Hymbercourt in Kerqhanu's Ohr. „Nach Salerno!“ fährt die Herzogin fort in der höchsten Bewegung: „auf meine Villa Terramota! Hier ein Brief an meinen Verwalter, vor der Gartenthür der Wagen, eilen Sie, eilen Sie!“ — „Ein Brief? Nach Salerno? Fliehen?“ stottert der entgeisterte Graf, und Hymbercourt reißt ihn von dannen, schiebt ihn in den Wagen, drückt ihm die Karte der Herzogin in die Hand und sagt ihm zum Abschied: „Verhalten Sie sich in Terramota ruhig, Ihr La Brie soll nachkommen, ich Sorge für ein Schiff, das Sie der Helmath wieder zuführt. Vorwärts, Kutscher, auf die Straße nach Salerno!“ Kerqhanu sank auf den Rücksitz, fühlte sich schnell von dannen geführt, seufzte schwer auf: „Ach, meine schönen Träume! Unglückliche Herzogin von Cicri! Aermster aus dem Geschlechte der Kerqhanu!“ und entschlief. — Da er wieder erwachte, war es dunkle Nacht, er lag auf bethautem Boden unter einer von Neben bekränzten Ulme, und die von oben flammenden Sterne schienen den Fremdling neugierig zu fragen: „Woher?“

7.

Die Herzogin von Cicri war seit einigen Tagen sehr übel gelaunt. Ihre Gesellschaftsdamen, ihre Hauscavaliere wußten nicht, was der Gebieterin widerfahren. Die niedlichen Launen, womit sie sonst jeden Tag zu schmücken pflegte, wie mit einem Kranze von Phantasieblumen,

waren verlegt, und dennoch hatte die schöne und reiche Frau alle Ursache, ihrem Schicksal nicht zu grollen. War doch ihr Bruder dahin, der, vom Testamente des verstorbenen Herzogs begünstigt, alle ihre Schritte eifersüchtig bewachte, um sich das Erbe nicht zu verkümmern. Die Trauer, die sie für den Verstorbenen trug, konnte nicht ihr Herz berühren, und dennoch war sie so zurückgezogen, so verschlossen, so untheilnehmend. — Stumm und nachdenkend saß sie in ihrem Schmollwinkelschen und warf nur hin und wieder einen gleichgültigen Blick zwischen den Vorhängen hindurch auf die schöne Ghlajastrasse, wo ihr Palast stand, als Giannettina, die zierlichste und verständigste ihrer Kammerfrauen, hereintrat und auf weichem Teppich der Gebleterin näher schlich. „Sie versinken in tiefer Schwermuth, gnädige Herzogin,“ sprach die Dienerin mit zarter Sorglichkeit, „ich hätte nimmer gedacht, daß der Tod des Marchese so ernstes Schweigen über dieses fröhliche Haus bringen würde.“ — Die Herzogin konnte dem Schmeichellauten nicht widerstehen, faltete die Hände ernst im Schooße, und versetzte: „Du bist ein gutes, wohlgezo- genes Geschöpf und kennst mich von Jugend auf. Du warst die Vertraute auf manchem meiner Lebenswege und weißt genau, wie sehr die reinste Menschlichkeit mich be- seelt, und wie ich gerne Wohlthat und Segen allenthalben verbreite, wenn ich's gleich auf eine Weise thue, die häufig von der Welt eine Thorheit, ein Capriccio genannt wird. Das kümmerte mich nicht. Jung und lebenslustig, wie ich bin, begehrt' ich nicht das Evangelium zu üben, wie ein steifer Bischof, wie ein trockner Moralist, wie ein ruhm- rediger Mönch. Das Maskenspiel bei meinen wohlthätigen Handlungen war mir Bedürfniß, die höchste Lust; die dürre Bedanterie des Bruders hielt mich nicht zurück, das ganze

Jahr hindurch meinen Carneval zu halten, und die Summen, die ich freigebig spendete, betrachtete ich nur als einen billigen Zoll, den meine Freude abzutragen hatte. Doch werde ich mit Undank belohnt, und seit wenigen Tagen ist mir nur zu deutlich der Beweis geworden, daß mein Name, der Himmel weiß von wem? mißbraucht wird und den Deckmantel strafbaren Betrugs abgibt. Ich sehe nun in Jedem, der meine Hilfe in Anspruch nimmt, einen Betrüger, fürchte mich vor jeder üblen Deutung meiner Schritte, und werde nicht eher ruhig sein, bis ich Allem auf die Spur gekommen, das mir bis jetzt noch ein Geheimniß ist.“ — „Undank ist der Lohn der Wohlthätigkeit,“ meinte die Jose, und fuhr schüchtern fort: „da ich jedoch meine erhabene Gebieterin in so übler Stimmung finde, so scheint mir kaum gerathen, diesen Brief zu übergeben, der aus der Vicaria kommt, wo ein unglücklicher Gefangener auf den Trost und das Fürwort Eurer Excellenz hoffen mag.“

Die Herzogin griff gleichgültig nach dem Billet, entfaltete es und las folgende Zeilen in französischer Sprache stille vor sich hin:

„Wenn noch ein Funke des Gefühls in Ihnen glimmt, liebenswürdigste Herzogin, des Gefühls, das Sie mir an jenem verhängnißvollen Abend zu Caserta gestanden, so werden Sie mich aus der Teufelslage befreien, worinnen ich vergehe. Ich will lieber geköpft sein, als länger unter dem Spitzbubengesindel sitzen, das meine tägliche Gesellschaft ist. Verrathen von dem Postillon, der mich von Ihrer Villa wegbrachte, fiel ich in die Hände einer Gensdarmerie, die mit den Briganten und Straßenräubern Alles gemein hat, nur nicht die Menschlichkeit, die mich von Kerker zu Kerker bis nach der Hauptstadt zurück-

schleppte und behauptet, in den Zeilen, die Sie mir für Ihren Verwalter anvertrauten, gerade den bündigsten Beweis meiner Strafbarkeit gefunden zu haben. Ich soll darinnen ein Verschwörer genannt seyn, ein gefährlicher Bagabund, was weiß ich. Genug: ich bin des Lebens müde, denn man behandelt hier einen Edelmann noch weit schlechter, als in Frankreich. Können und wollen Sie mich nicht retten, so besorgen Sie wenigstens, daß ich geköpft werde. Nur nicht hängen! Man wird hier zu Lande wenigstens noch so viel Achtung vor dem Adel haben, daß man einen Cavalier, der einen andern aus Versehen todt-schlug, nicht mit dem Strick bestraft, wie einen Dieb. Auch Ihren Ring haben mir die Barbaren genommen. Ich bin Ihr tiefgebeugter

Graf Kerkhanu."

Die Herzogin hatte kaum diesen Namen gelesen, als sie in heftigster Bewegung aufsprang, die Klingel ergriff und wie zum Sturme läutete. Josen und Kammerdiener flogen von allen Seiten heran, und die Herzogin rief wie außer sich: „Endlich! Geschwind! Meinen Staatswagen! Ich will zum Justizminister, mein Secretär soll nach der Vicaria. Mein Schreibzeug her! Ich will eigenhändig an den Custode des Gefängnisses schreiben. Meinen Shawl, meinen Schleier, eilt doch, ihr Schnecken. In einer Stunde muß Alles geschehen und ich wieder im Palaste zurück seyn!"

Wie ein Sturmwind flog das Dienervolk durcheinander. Die Herzogin war ganz wie ehemals. Sie schrieb, sie kleidete sich, Alles mit Blitzesschnelle, Boten gingen, der Secretär kam, empfing die herzogliche Depesche und rollte im Cabriolet nach der Vicaria, während die Herzogin in vollem Pomp zum Großflegelbewahrer fuhr.

Es war um die von der Herzogin anberaumte Zeit, als das Cabriolet des Secretärs, von Polizeiwachen zu Pferd begleitet, an dem Palast der Herzogin von Cicert still hielt. Der Secretär half mit zuvorkommender Freundlichkeit dem neben ihm sitzenden Herrn heraus und führte ihn in die gastliche Vorhalle ein. Die Polizeireiter hielten sich in ehrerbietiger Entfernung. Ein Heer von Portiers und Lakaien stand unter den Säulen aufgepflanzt. „Ihre Excellenz zu Hause?“ fragte der junge Abbate, und der breitbordirte Schweizer antwortete mit einem demüthigen „Ja.“ Die Porphyrtruppe hinan schritt der Secretär mit seinem Nachbar durch die geräumigen Vorsaale, und auf der Schwelle ihrer Appartements kam ihnen die Herzogin selbst entgegen, voll von Heiterkeit und liebenswürdigem Freimuth. „Sehen Sie mir willkommen, Herr Graf“, sagte sie. „Ich habe bei Ihnen viel gut zu machen, da Sie das Opfer einer Begebenheit wurden, die mich selbst auf das Empfindlichste berührt. Ein abscheulicher Betrug hat Sie in eine Täuschung verwickelt, die ich nicht genug beklage. Betrachten Sie indessen dieses Haus als das Ihrige, bis das ganze Gewebe der erbärmlichen Betrügerei zu Tage liegt.“ — „Ich sehe mit Bedauern“, erwiderte der Franzose, „daß mir das Schicksal sehr feindselig gewesen und mir einen Traum vorgespiegelt, dessen Ausgang nicht bitterer hätte seyn können. Ihrer Huld vertrauend, überlass' ich mein Loos gänzlich Ihren Händen.“ — „Sie haben Alles verloren, Herr Graf, aber Alles soll Ihnen ersetzt werden, darauf mein Wort; sogar den Ring nicht ausgenommen, dessen falsche Juwelen den verderblichen Knoten Ihres Abenteuers schürzten. Er bleibe Ihnen zum

Gedächtniß des fatalen Abenteuers, welches ungeschehen zu machen Ihnen gegenüber meine heiligste Pflicht seyn wird. Belieben Sie, Ihre Aussagen diesen würdigen Gerichtspersonen vorzulegen, die sich bei mir versammelt haben; erlauben Sie mir jedoch zuvörderst, daß ich Ihrem Herzen einen süßen Trost gewähre, indem ich Ihnen den gewiß schmerzlich vermißten treuen Diener wieder zuführe." Die Herzogin gab ein Zeichen, und herein trat in der Mitte der Gerichtspersonen der schüchterne La Brie. Erstaunen und Ueberraschung malten sich auf den Zügen des Bedienten, das Gesicht des Gefangenen wurde lang und blaß. „O, wie dumm, wie dumm!“ murmelte er, von seiner Zuversicht verlassen, vor sich hin, während La Brie mit gerungenen Händen ausrief: „Ach, Herr von Hymbercourt, wo kommen Sie her? Wo haben Sie meinen Herrn gelassen? Soll ich denn den wackersten Edelmann Frankreichs nicht mehr sehen?“ — „Hymbercourt?“ wiederholten verwundert alle Anwesenden; der Franzose stampfte mit dem Fuße und starrte finster auf den Boden, und La Brie fuhr klagend fort: „Ich glaubte Sie schon über alle Berge, ich hoffte meinen Herrn wieder in die Arme zu drücken. Wissen Sie denn gar nichts von ihm? Sie führten ihn ja zu dem unglückseligen Rendezvous!“ — Der Abbate unterbrach ihn dringend und mit verdunktem Gesicht: „Bursche, was redest Du? Ist dieser nicht Dein Herr? dieser nicht der Graf Kerkhanu?“ — „Gott bewahre!“ seufzte La Brie und attackirte den Pseudoherrn mit bitteren Vorwürfen. „Ich glaube, Herr Baron, daß Sie nur Ihren Scherz mit uns treiben. Sie wollen sich für meinen Herrn ausgeben? Wie fällt Ihnen das ein? Haben Sie meinen Herrn nicht verlockt? Ramen Sie nicht bei stinkender Nacht zu mir, und sagten mir, der Herr Graf

habe einen Fürsten todtgeschlagen und erwarte mich in Capua? Waren Sie nicht dabei, als der Polizeiofficier kam und die Effekten und Chatulle meines Herrn in Beschlag nahm? Haben Sie mich nicht nach Capua begleitet, wo ich den Herrn nicht fand, und verschwanden Sie da nicht plötzlich wie ein Geist? Ich hätte verhungern müssen, man hätte mich als Vagabunden aufgegriffen, wenn nicht juist der französische Gesandte, nach Neapel gehend, durchgereist wäre. Ich liebe die dreifarbigten Cocarden nicht, aber dieses Mal waren sie meine Retter. Ich kannte den Courier und klagte ihm mein Leid, der Courier klagte es dem Koch, der Koch dem Kammerdiener, der Kammerdiener der Kammerfrau, und diese dem Herrn Gesandten. Welch' ein Glück, daß ich in Paris war und dort den Courier kennen gelernt hatte! Der Herr Gesandte war nicht so einfältig, wie mein Herr, und witterte auf der Stelle eine Spitzbüberei. Unter seinem Schutz kam ich wieder hierher, wurde ich der Frau Herzogin vorgestellt, die gar nicht die Herzogin meines Herrn ist, ließ ich den schändlichen Vochino gefangen nehmen, der aber bis jetzt noch Nichts bekannte und immer meine Ehrlichkeit Lügen strafte. Wo aber ist mein Herr? Wo sind die Effekten meines Herrn? Wo sein Geld? Die Polizei hat nichts davon gesehen, und verschwunden ist die schlechte Betrügerin, die uns genarrt hat. Aber gerne Alles eingebüßt, wenn nur der Herr Graf wieder vorhanden wäre!" — Die naiven Vorwürfe des guten La Brie trugen den Stempel der Wahrheit viel zu sehr, als daß sie nicht tiefen Eindruck hätten machen müssen. Gynbercourts Frechheit erlag in dumpfem Schweigen, aber man bedurfte seiner Worte nicht, denn die Entwickelung kam rasch herbei, und zwar in der Person des Custode der Vicaria. Zitternd vor Angst trat der Gemel-

bete vor die Herzogin und die Gerichtspersonen, und fuhr, plötzlich wieder auflebend, wie ein gereizter Geier auf seine Beute, auf Hymbercourt, indem er rief: „Gelobt sey der heilige Januarius, der mich diesen Gauner wiederfinden ließ. Der Herr Abbate hat den Unrechten mit sich genommen; das Spitzbubenvolk sammt und sonders war zur Spazierstunde im Hof versammelt, der Graf hütete aber seine Spelunke wegen Unpäßlichkeit. Kaum hatte der Schließer gerufen: „Wo ist der Franzose, der an Ihre Excellenz die Herzogin von Cicero geschrieben?“ als schon dieser Galgenvogel sich auslieferte, begierig, seinem Käfig zu entkommen. Der Teufel merkte sich die vermaledeiten Namen, welche die Franzosen aus ihrer Helmath mitbringen. Eine Verwechslung läuft leicht mit unter, aber ein Ungefähr entdeckte diese gleich nachher, und der andere Franzose wartet draußen.“ — Keine Minute verging, und Kerqhanu stand in abgerissener schmutziger Kleidung vor der Versammlung, weinte und lachte in den Armen seines La Brie, und wußte nicht, wie ihm der Herzogin gegenüber geschah. „Sie hier, Hymbercourt?“ fragte er gutmüthig. „Wie hängt das Alles zusammen? Bin ich denn noch immer betrunken? Wo ist denn die Herzogin, die ich meine? Das Beste ist, daß endlich die Geschichte auf's Reine kommen wird, daß ich frei werden muß, wenn ich in der That keinen Menschen umgebracht habe, wie mir der ehrliche Custode sagte. Aber ich werde gewiß ein Narr; der Marchese soll am Fieber gestorben seyn, und ich sah ihn doch so natürlich vor meiner Klinge zu meinen Füßen fallen. Was soll ich davon denken, Hymbercourt? Als ich Sie diesen Morgen in das Gefängniß bringen sah, behaupteten Sie, nicht zu wissen, warum Sie verhaftet, und der Custode erzählt mir just, daß Sie in der Kirche eine

goldene Uhr gestohlen. Der Himmel bewahre mir meine Sinne; wenn ich wieder heimkomme, werd' ich ein Trappist." — Während dessen trat der Abbate, der hinausgerufen worden war, zu der Herzogin, und sagte ihr: „So eben erhalte ich die Nachricht, daß Bocchino Alles zu gestehen begehrt." Mit zufriednem Lächeln vernahm die Herzogin diese Botschaft, ließ den falschen Baron Symbercourt nach der Vicaria zurückbringen und erquickte den Grafen mit allen Bequemlichkeiten, die sein leidenschaftlicher Zustand ihm nothwendig machte.

9.

Am Meeresstrand, unfern vom Hafendamm, dort, wo das letzte Bißchen Ehrlichkeit in Neapel ausgeht, trieb in einem kleinen Häuschen, dessen Thüre streng verschlossen war, ein Weib geschäftig ihr Wesen, bemüht, Bündel und Kisten zu packen und Alles aufzuräumen, was ihr zu Handen war. Es war Abend und dunkelte bereits. — Die geschäftige Frau wurde dann und wann in ihrer Arbeit unterbrochen. Man klopfte häufig an den Fensterladen, durch dessen Ritze sich ein schwacher Strahl der Lampe stahl. „Geda, Maddalena, komm heraus!" — „Was soll's?" — „Mamma Rostna läßt Dich rufen; es sind schöne Engländer bei ihr, haben viel Geld." — „Laß mich zufrieden, ich kann heute nicht."

„Geda, Maddalena!" — „Ei, was gib't's?" — „Der Herr Superior fragt nach Dir." — „Laß mich, ich habe keine Zeit."

„Holla, Maddalena!" — „Ei, um Jesu Willen, wer ist denn schon wieder draußen?" — „Ein Briefchen

von dem jungen Leonardo." — „Gott helf' Euch! Bringt's morgen Abend." — „Seyd Ihr eingesperrt, Maddalena? Hat Euer Mann, der alte Narr, wieder seine eifersüchtigen Grillen?" — „Gott bessere ihn und Euch; ich bin für Euch heute nicht zu Hause."

„So, ho, Maddalena!" — „Wer da?" — „Matteo." — „Gleich, guter Junge, laß ich Dich ein." —

Maddalena öffnete, Matteo schlüpfte ins Haus, eine stämmige Lazzaronifigur, ziemlich unbeholfen in modischen Kleidern. — „Was bringst Du, guter Knabe?" — „Der Franzose ist gefangen; er hat sich, während er auf einer Uhr arbeitete, erwischen lassen." — „Du, wie ungeschickt! Den muß ein böses Auge angesehen haben. Ich hab' ihm oft gesagt, daß er sich mit solchen Kleinigkeiten nicht mehr abgeben soll. Wir fanden unser Auskommen so gut, und ganz allein von Fremden, ohne die lieben Mitbürger zu betrüben." — „Wenn der Franzose nur nicht plaudert, Maddalena." — „Das thut er nicht; er hat zu viel Welt dazu, er ist ein Philosoph." — „Wenn die Geschichte mit dem Grafen heraukäme . . . wir kämen auf die Galeere. Du, Maddalena, ins Zuchthaus, und wir Uebrigen auf die Ruderbank. Der Franzose wird sein Geld haben wollen, sonst plaudert er gewiß." — „Das heben wir ihm auf, mein Junge. Kein Denar soll daran fehlen." — „Ihr könntet mir wohl ein paar Dukati mehr von der Beute geben, weil ich den dummen Franzosen so vortrefflich fuhr und noch vortrefflicher absetzte." — „Später, mein Junge; Du sollst nicht vergessen werden." — „Was bedeuten denn aber die Koffer und die Kisten?" — „Mein Alter will nach Sorrento ziehen, um dem müßigen Gerede auszuweichen. In drei bis vier Tagen ziehen wir dahin. Hole früher Dein

Geld." — „Das will ich. Schade, daß wir uns trennen müssen. Du hast's aber auch zu arg gemacht mit dem Franzosen. Zu viel auf einmal." — „Nach Hohem strebt eine edle Seele. Geh' aber jetzt; ich höre meinen Alten, und er steht Dich nicht gern allein bei mir."

Matteo schwang sich zum Gartenfenster hinaus, während der Mann Maddalena's die Hausthüre öffnete. Er steckte in der Tracht eines Mannes aus dem niedern Volke. Sein Gesicht war mürrisch, hastig sein Gang, und er begann mit schlecht verhaltenem Groll: „Da stehst Du nun, wohin Deine Habsucht uns gebracht hat. Das Abenteuer mit dem Franzosen macht von Neuem Lärm in der Stadt. Hättest Du lieber Dein stilles Handwerk fortgetrieben, wie zuvor, ich trüge noch heute Deine Adressen herum, und wir befänden uns wohl. Aber da fuhr der Donna der alte Länzerhochmuth durch den Sinn, und sie wollte die große Dame spielen, und ich mußte eine Livree anziehen, und den Bedienten machen, und am Ende beredet sie noch der Gauner, der Henry, auf die Herzogin von Cicci zu lügen, eine ganze Bande zusammenzubringen, und auf eine Weise zu arbeiten, wozu unsere Mittel nicht hinreichen. Nun sitzen wir in der Christbeschwerung. Hab' ich darum so oft zur Mutter Gottes gebetet, daß sie uns ja immer zuerst die Fremden zuschicke, die ans Land steigen? Wir sind verloren, wenn wir nicht eilends davon können. Der französische Graf ist wieder hier, sein Bedienter ist wieder da, der Teufel hat alle Töubchen wieder zusammengeführt. Der Betrug ist offenkundig, die Kupplerin Leontine von Casserta schwigt schon Blut ob einer möglichen Entdeckung. Was aber das Schlimmste ist, Boccchino will Alles gestehen, hat vielleicht schon gestanden."

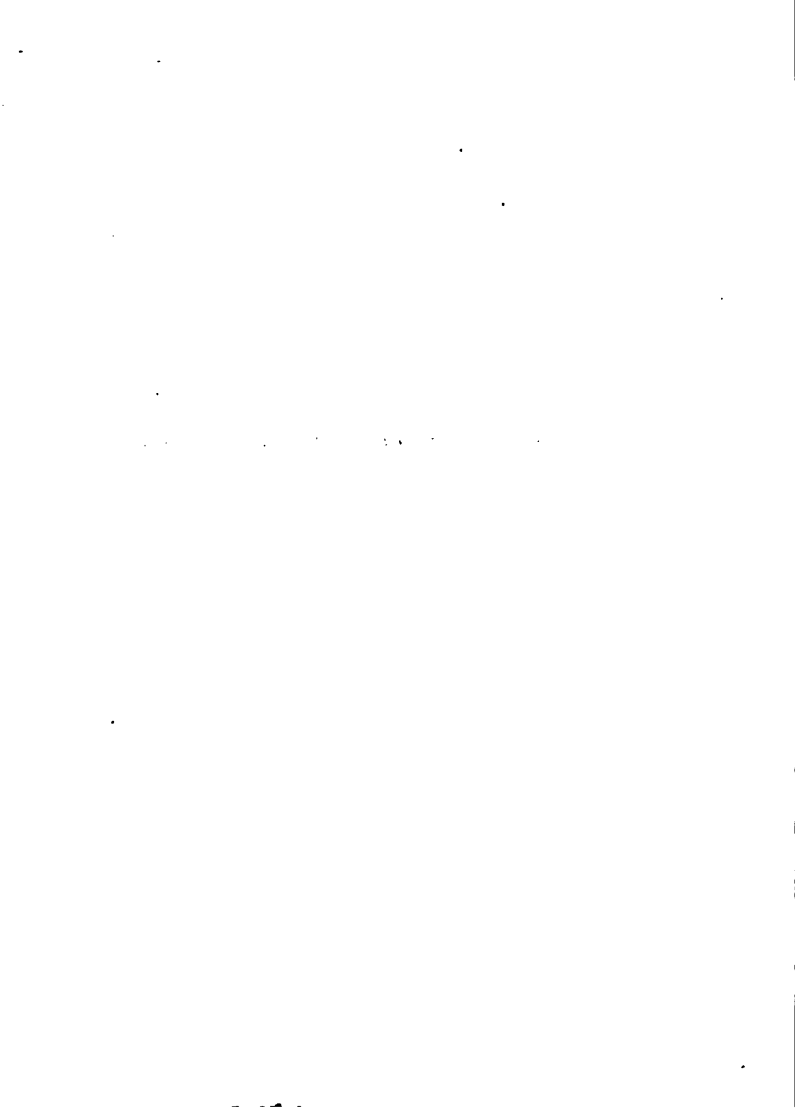
— „Was?“ schrie Maddalena außer sich, „hat der Schurke nicht den besten Antheil erhalten? Was konnte er sich Besseres wünschen, als die Garderobe des Grafen? Der Spitzbube, der verflucht sey, und vermaledeit seine Aeltern, und vermaledeit alle seine Todten im Fegefeuer! Er hat schon früher Alles verrathen, der Hund, ich wetten. Wie käme sonst der Graf aus den Händen der Häfcher? Hab' ich ihn nicht in jenem Briefe als einen gefährlichen Menschen bezeichnet, und brauchen unsere Carabinieri mehr, als das? Unser Sohn, der gute Nicolo, der sich als Prinz erstechen ließ und sodann als Polizeibeamter die Beute in Beschlag nahm, der brave Bursche hat uns sicherlich nicht verrathen. Aber Bocchino, Henry, Matteo, Leontine, sie sollen büßen. Hier steht die Chatulle des Grafen, noch unangerührt, hier stehen unsere übrigen Ersparnisse, aber verdammt sey der Carlin, den einer von jenen Spitzbuben von uns erhält. Hast Du ein Schiff, Alter? Ein Schiff nach Sicilien, oder nach Rom, oder Livorno?“ — „Ich nicht, Maddalena; wenn Nicolo nicht glücklicher ist, als ich . . .“

Während dessen klopfte Nicolo und brachte stürmische Freude in die Hütte. Ein Schiffer aus Civitavecchia würde binnen zwei Tagen aus dem Hafen laufen, drei Blöße seyen gemiethet, und mit Tagesanbruch solle man die Effekten an Bord schaffen. — „Gelobt seyen alle Heiligen!“ rief das würdige Paar mit dankbar erhobenen Händen, und der Alte setzte hinzu: „Mir ist wieder ganz wohl zu Muth, denn mir zitterte vor Schergenfurcht der Boden unter den Füßen.“

Da polterte es an der Thüre mit Waffengeräusch, und die Pforte sprang auf. „Die Häfcher!“ schrien die Schuldigen, und die Männer sprangen aus den Fenstern

— in die Hände bewaffneter Soldaten, die das Haus umringten. Maddalena ließ sich, in anständige Ohnmacht versunken, von den Polizeiofficianten festnehmen und lieferte die Schätze ihrer Industrie aus, denn Kerqhanu's und La Brie's Gesichter unter dem Haufen wahrnehmend, hatte die Erherzogin und Ertänzerin begriffen, daß ihre Rolle ausgespielt sey. Als das Dreiblatt abgeführt wurde, donnerte vom Castel nuovo der Kanonenschuß, der den Hafen schließt.

Das heimliche Gericht der Galeerensclaven.



Die Sträflinge kehrten von der Arbeit zurück, die Pforte des Bagno rauschte auf, und die Wächter, mit Säbeln und dicken Stöcken bewaffnet, traten vor, die Unglücklichen zu untersuchen, wie es der Brauch ist, so oft sie im Hafen oder in den Werkstätten der Regierung gearbeitet haben. Paarweise aneinander gefesselt, die Ketten über die Schulter geworfen, daß die Kugel auf den Rücken herabhing, die Kappe in den Händen, gebückten Hauptes und müden Fußes schlichen die Sklaven durch die Pforte, wurden durchsucht, und in's Bagno entlassen. Ein alter Verbrecher, der schon lange im Galeerenhause verdächtig war und den seine Kameraden mit dem Festnamen *Guillotine* bezeichneten, hatte das Loos, diesen Abend länger aufgehalten zu werden, als gewöhnlich. Die Kette, die ihn mit seinen Unglücksgefährten verband, wurde genau beschäftigt, mit einem eisernen Hammer geschlagen, und man fand endlich, daß ein Theil derselben, kaum sichtbar, durchschnitten worden.

„Oho, Alter! wo hast Du die Feile?“ fragte ein barscher Argoussin. Der Alte schüttelte schweigend den Kopf.

„Geda, willst Du mir nicht sagen, wo das Werkzeug steckt?“ fuhr der Wächter fort, indem er sich an

den Gefährten des Alten wendete. Der Spitzkopf zuckte die Achseln, schüttelte ebenfalls den Kopf.

„Ihr Tagediebe und Schelme!“ rief der Aufseher zornig und schwang den Stock: „Ich könnte Euch prügeln lassen, bis Ihr gesteht; doch werden die Prügel noch immer zeitig genug kommen. Ich will Euch erzählen, was mir der kleine Finger sagte. Der alte Spitzbube hat in einem Winkel der Seilerei vermittelst einer Uhrfeder den Ring zu durchschneiden begonnen, und die Uhrfeder steckt in einem Spalt seines Holzschuhs. Her mit den Schuhen! Hier das Instrument. Siehst Du, daß ich Alles weiß, Du unverbesserlicher Schlingel!“

Die langen Reihen der Sträflinge, die hinter dem Alten standen, schauten finster und betroffen der Scene zu; über das blasse Gesicht des ertappten Gauners stieg langsam die Röthe der Beschämung auf; die Stirne seines Gefährten glühte vor unterdrücktem Zorn.

„Gebt dem Alten dreißig Prügel!“ sagte der Inspector. „Noch einmal etwas Aehnliches, und ich lasse Dich auf ein paar Wochen in das Wasserloch stürzen.“

Ohne Aufschub wurde das Urtheil vollzogen, die Sträflinge waren Zeugen. Einer von ihnen, ein bärtiger, kolossaler Mann mit verwegenem Antlitz, murmelte seinem blutjungen marmorblassen Kameraden zu: „Welche Infamie, solche Mißhandlung anzusehen!“ und der Kamerad antwortete mit einem Seufzer: „Ach, lieber sterben, lieber auf der Stelle des Todes sehn!“ — Ein Wächter hatte diesen leisen Zwiesprach gehört und schlug unbarmherzig auf die Schultern der Beiden.

„Schweigt, oder Euch erwartet der Kerker!“ Sie schwiegen knirschend. Nachdem die Züchtigung vorüber, traten sie in den Schuppen, wo sie auf harten Bänken

die Nacht zu verträumen oder zu verseuffen gewohnt waren. Nun erfolgte eine höllische Scene, die sich für jene Unglücklichen allabendlich erneuerte. Von den Pfeilern, welche das Gebäude stützen und in einer Reihe zwischen den Schlafbänken stehen, wurden die langen Ketten herabgelassen, bestimmt, an die übrige Eisenlast der Sclaven gehängt zu werden und jede Partie von zwei, vier oder sechs Vantgesellen an ihre Schlafstellen zu fesseln. In tactmäßiger Bewegung schritten, nachdem dies Geschäft verrichtet, die Sclaven klirrend nach ihren Marterbänken, die Argoussins kommandirten, und rasselnd legten sich die Rotten, gleich wilden Thieren in dem Käfig, nieder. Einige Laternen, die in starker Drahtvergitterung oben am Gebälk hingen, wurden angezündet; noch einmal machten Schleißer und Schergen die Runde, prüften die Eisenbände, durchstöberten die zerlumpten Wolldecken der Sclaven. Einer der Wächter näherte sich dem härtigen Richard, nahm mit sicherer Hand unter dem Strohpolster desselben ein zusammengelegtes Papier hervor, öffnete es und sagte: „Du hast hier mehr Geld beisammen, als Dir erlaubt ist. Zu welchem Ende klebt das Strafreglement an der Thüre des Wagns, wenn Ihr Euch nicht darnach richtet? Du sollst nicht mehr als zehn Franken bei Dir haben, und hier sind fünf und zwanzig. Du verdienst eben so viele Prügel, und wenn ich sie Dir jetzt erlasse, so geschieht es nur, weil Du sonst ein braver Kerl bist und Soldat warst, wie ich.“

„Das Geld gehört mir und meinem Kameraden zu gleichen Theilen,“ entgegnete Richard finster. „Nicht wahr, Olivier? Du thust mir die Ehre an, mir Deinen kleinen Schatz zu vertrauen?“

Olivier nickte stumm, und der gerührte Argoussin

sprach, da er sich unter dem Getümmel von keinem Andern bemerkt sah: „Eure Freundschaft, gute Jungen, ist zum Sprichwort im Bagno geworden. Nehmt Euch nur vor den verfluchten Denuncianten in Acht, die aus Wohlthenerlei und Alles hinterbringen. In diesem Saale ist Baptiste der Spion, merkt Euch das.“

Er entfernte sich, und auf der Bank liegend, flüsterte Olivier: „Wer ist der Baptiste?“

„Ein ehemaliger Notar,“ antwortete Richard verdrießlich; „derselbe, der unter Tags frei herumgeht, eine Perücke auf dem geschorenen Kopfe trägt und einen Ring am Fuße, den man kaum bemerkt. Er genießt vieler Freiheit, schreibt im Bureau des Intendanten, beaufsichtigt die Seilerwerkstätten und verräth Alles, was sein Schelmenauge aufspürt. Verfluchtes Schicksal! Der Hund hat viele Tausende veruntrent und wird hier wie ein Schooßkind gehalten, während ich, der ich einen Theil meiner Militäreffecten verkaufte, um meiner Mutter Brod zu schaffen . . .“

Erschöpft von Grimm schwieg Richard, und Olivier versetzte erschüttert: „Ja, Du bist ein Heiliger unter diesen Menschen, der Märtyrer eines kannibalschen Gesetzes. Während die ruchlose Infamie der Uebrigen sie aufrecht erhält, richtet Deine Unschuld Dich empor in diesem Aufenthalt der Schande. Ich bin aber der Unglücklichste von Euch Allen, meine Schuld vernichtet mich, und ich gewinne nie die Fassung, mein verdientes, aber abscheuliches Loos zu tragen.“

Olivier verbarg sein Gesicht mit beiden Händen. Der Aermste trug erst seit ein Paar Monden die rothe Casaque der Galeere; ein leichtsinniger Streich, ein verfälschter Wechsel hatte ihn, der einer respektablen Familie ange-

hörte, an das Halbeisen gebracht, zur scheußlichen Brandmarkung verurtheilt, in das Wagno von Brest gestoßen. Nimmer konnte er die Schmach verwinden, stets seufzte er nach dem Ende seiner Leiden, nichts vermochte ihn zu trösten, nicht einmal der glückliche Zufall, daß er mit dem bedauernswerthen Richard zusammengekoppelt wurde, der ihn gegen allen Schimpf der im Wagno versammelten Verbrecher beschützte und sorgfältig vermied, durch ein rohes Wort das zartere Gefühl seines interessanten Rettungsführten zu verletzen. — Wie immer, so auch jetzt, versuchte der unglückliche Soldat den Jüngling zu ermutigen, und indem er sich gegen ihn lehnte, seine Schulter zu berühren ihm die Hände vom Gesicht zu ziehen, tastete er mit Staunen auf den Griff eines offenen Messers, das, unter den Lumpen der Lagerstatt seines Gefellen verborgen, den Nachforschungen des Wächters entgangen war. —

„Unbesonnener!“ raunte Richard dem erschrockenen Olivier zu: „Wozu dieses Messer?“

„Schweige, es ist mein, ich habe mir's verschafft!“

„Wozu aber, mein Freund, wozu?“

„Ich halte es nicht länger aus in dieser Hölle und will mich tödten, und bitte just den Allmächtigen um Stärke und Muth.“

„Du wirst das bleiben lassen, junger Mensch. Her mit dem Messer!“

„Lasse es mir, um Gotteswillen!“

„Still, und gehorche, sonst werde ich zum ersten Mal in meinem Leben ein Verräther. Gib, morgen versenke ich das Messer im Fafen.“

Die zunächst ruhenden Sträflinge klickten ungeduldig mit ihren Fesseln und riefen drohend: „Was habt Ihr denn, in's Teufelsnamen? gebt Ruhe, daß wir schlafen

können!" Und die Stimmen der Argouffins schallten durch den Raum:

„Stille! Ruhe mit den Ketten, kein Mensch rühre sich!"

Richard versteckte das Messer unter seinem Polster, und Todtenstille trat ein. Bald schnarchten die Galeerensclaven, als wie im tiefsten Schlummer, und die Wächter verließen ohne Geräusch ihre Posten hinter den Schlafbänken, zogen sich vor die Thüre zurück, um den höllischen Miasmen zu entgehen, die das Bagno verpesteten, und sich mit Würfelspiel die Zeit zu vertreiben bis zur nächsten Runde.

Die listigen Sclaven hatten diesen Augenblick erwartet, nach der Reihe hoben sie, einer um den andern, die Köpfe empor, richteten sich ohne Geräusch etwas auf, und vertrauliches Flüstern rauschte durch den Schlafsaal. Einige speiseten stille ihr Kommissbrod, andere kauten Taback, tranken ihren Rest von Cyder, die wenigsten schliefen. Das verstohlene Geplauder ging von der Bank aus, wo der alte Guillotiné lag, und von Mund zu Mund, wie eine geheimnißvolle Parole, gelangte bis zu Richards Ohren der Befehl, endlich über das Schicksal des verrätherischen Baptiste zu entscheiden, dem alle Genossen dieses Saals die verschiedenen Quälereien zuschrieben, welche sie bereits erduldet. Der Beschuldigungen waren unzählige, die Züchtigung des alten Präsidenten dieser Verbrechercompagnie kam nicht minder auf die Rechnung des gefaßten Baptiste. - Alle Stimmen vereinigten sich dahin, daß nur der Tod diese Niederträchtigkeit gebührend lohne. Von alten Zeiten her übten die Kettenträger der Galeere nnter sich ein verschwiegeneß fürchterliches Rächeramt, und die Angeberei stand auf der ersten Stufe der zu strafenden Vergehen.

Olivier stimmte nicht. Richard sprach kaltblütig mit den Anderen das Todesurtheil. Der sogenannte Präsident benachrichtigte nun auf dieselbe Weise, wie zuvor beliebt worden war, seine Gefellen, daß es nöthig sei, die Strafe schnell zu vollziehen, da der Verbrecher, wie man genau wisse, diese Nacht zum letzten Mal im Bagno schlafen werde, indem der Intendant beabsichtige, ihm einen größeren Grad von Freiheit zu verleihen; daß alsdann bei vermehrter Gewalt, seinen Mitgefangenen zu schaden, Baptiste weniger Gelegenheit darböte, von der Strafe getroffen zu werden. Die Loose seien schon bereitet, in eine dazu bestimmte Mütze verschlossen, und Jedermann wisse, welches das entscheidende sey.

So eben wurde die Thüre geöffnet, Baptiste, aus der Intendanz kommend, hereingeführt, an seinen Pfeiler, seine Bank und seinen Kameraden geschlossen. Während die Ketten rasselten, die Flintenkolben der Soldaten den Boden stampften und die Wächter ihre Runde machten, kreiste die Mütze so zu sagen unter ihren Augen von Bank zu Bank, und die Loose wurden gezogen. Sie waren so einfach als möglich, Zettelschen von grauem Papier, darunter verloren ein rothes. Richard zog das rothe Loos und ließ alsobald die Mütze wieder zurückgehen. Wie im Fluge gelangte sein Name zur Kenntniß der Verschworenen, und Baptiste's eigener Kamerad, der tückische Normand Gigot, sagte mit spöttischem Lächeln zu dem Notar: „Ich wünsche Ihnen eine gute Nacht, mein Herr, und ein recht fröhliches Frühstück.“

Baptiste erwiederte verdrießlich, indem er sich mit Ekel von dem Spötter abwendete: „Ich danke, und es wird auch also seyn. Morgen trete ich völlig in die Dienste des Intendanten.“

„Ich empfehle mich Ihrer Gnade.“

„Gute Nacht!“

Die Wächter verließen den Saal nur auf einen Augenblick. Othier fragte leise seinen Kameraden: „Welches Loos zogst Du?“

„Ein weißes; es war das letzte.“

„Wer empfing denn das fürchterliche?“

„Ich weiß nicht.“

„Ich zitterte, daß Du es ziehen möchtest. Was hättest Du in diesem Falle gethan?“

„Ei nun, ich hätte mich gefügt.“

„Wie?“

„Es ist dann keine Wahl. Mein Leben wäre verloren gewesen, vielleicht auch das Deinige. Du kennst diese Tiger noch nicht.“

„Ich befehle für den nächsten Morgen.“

„Schlafe ruhig, armer Junge. Vielleicht verhindert die Wachsamkeit der Schergen das ganze Vorhaben.“

„Gott gebe es!“

Die Wächter kamen zurück, Niemand rührte sich mehr. Die Nacht verging und trübe oder rothgeweinete Augen begrüßten die ersten Strahlen des Tages. Dienstknechte der Galeeren wurden eingelassen, den unsaubern Aufenthalt zu reinigen. Die Glocke, die Trommel und die Stimmen der Schildwachen riefen zur Arbeit. Die Schließer öffneten unbesorgt und leichtsinnig die Ringe der Pfeilerketten, die Sklaven rasselten von ihren Bänken auf und verwirrten sich in der Mitte des Saals in einen dichten Knäuel. Baptiste, dessen Bank im Hintergrunde des Saals befindlich, war Einer der Letzten, die losgeschloffen wurden. Fesselfrei drängte er sich durch die geschaarte Menschenmasse nach dem Ausgang. Da er

an Richard vorbeikam, empfing er einen heftigen Stoß in die Seite.

„Lölpel!“ rief er herrlich und drehte sich nach dem vermeinten Beleidiger um, aber das Wort starb auf seiner Zunge, er taumelte und schlug zu Boden unter wildem Geschrei und Rufen der Galeerensclaven.

„Brav!“ schrien die Entmenschten: „Armer Herr Baptiste! einen Pfarrer her, der Notar will sein Testament machen!“

Die Wache machte sich mit Stößen und Schlägen Platz und drang zu dem Verwundeten, der ängstlich die Augen rollte, aber kein Glied mehr zu rühren vermochte. Er starb, ohne eine Sylbe zu reden, bevor der Chirurgus herbeikam. Die Sclaven umstanden ihn ohne Theilnahme, mit Teufelsblicken; nur dann und wann richteten sich ihre Augen verstohlen mit heimlicher Freude auf Richard, der mit gekreuzten Armen finster blickend vor sich hinstarrte, während Olivier neben ihm wie vernichtet brütete.

Beim Eintritt der herbeigerufenen Commissarien des Seetribunals wurden die Sträflinge in Reihe und Glied geordnet. Keiner zuckte mit der Wimper, Richard blieb kalt, selbst Olivier richtete sich furchtlos empor.

„Wer hat die entsetzliche That begangen?“ fragte der Richter einen jeden der Verbrecher, da keine Blutspur auf ihren Kleidern zu erkennen war. Ein Jeder antwortete: „Ich war es nicht“, und Keiner verrieth den Thäter.

„Ich weiß nicht“, sagte auch Richard kaltsblütig.

„Führt mich hinweg“, sprach dagegen Olivier mit fester Stimme: „Ich habe diesen Menschen ermordet, unter jener Bank liegt das Messer, womit ich den Mord verübte.“

Versteinert gafften die Sklaven den jungen Menschen an, Richard wurde blaß vor Entsetzen und konnte nur die Worte stammeln: „Olivier, mein Freund, was hast Du gethan?“

„Ich hasse das Leben und begehre um jeden Preis zu sterben“, sagte Olivier mit bedeutendem Blick: „Bedaure mich nicht und gedenke meiner.“

Richard, in mancher Schlacht so muthig und tapfer, fühlte sich ermattet und feig vor dem Edelstamme Oliviers. Er schwieg, die übrigen Frevler waren nicht minder stumm, und die Schergen der Gewalt, froh, ein Opfer zu haben, schlossen Olivier von Richard los, schleppten ihn vor das Gericht, das stets binnen wenigen Stunden über das Loos eines strafbaren Galeerensklaven entscheidet.

Als Richard wieder zu sich kam, tobte er als wie ein Wahnwitziger, betheuerte Oliviers Unschuld, verlangte, vor Gericht seine Aussage abzugeben. Seine Mitgefängenen verschrrien ihn jedoch als einen Narren, und der Arzt schickte ihn in's Lazareth, statt vor das Tribunal. Mittlerweise wurde Olivier verdammt und nach wenigen Stunden hingerichtet. Man mußte während der Exekution den armen Richard mit dem Zwangskamisol in's Gachot setzen; nachdem Oliviers Blut geflossen, ließ man den alten Soldaten wieder in das Spital, woselbst die Kranken, die vom Fenster aus die Hinrichtung mit angesehen, ihm dienstfertig Alles schilderten, was sich dabei begeben. Von der Wuth zur Erschöpfung herabgestimmt, horchte Richard mit gesenktem Kopf, mit gefalteten Händen, aber sein Antlitz belebte sich bald mit ingrimmiger Heftigkeit, als die Erzähler ihm meldeten, daß, weil ein Scharfrichter gefehlt, der unbarmherzige Gigot sich erboten habe, dessen Amt zu verrichten und das Beil fallen zu lassen. Mit geballten

Käufte schlug Richard seine Stirn und seine Brust, heulte Thränen der Verzweiflung, und sprach endlich, sich begütigend und seinen Zorn bezwingend: „So weiß ich doch noch, warum ich fürder lebe. Dem armen Olivier ist wohl; der Tod hat ihn glücklich gemacht. Aber der grausame Sigot, der das Blut des Unschuldigen vergoß, wissend, daß er unschuldig war, soll dafür büßen mit Leib und Leben!“

In einer der engen Straßen, die zu dem Hafen von Toulon führen, stießen zwei Männer auf einander, von denen der Eine den Andern plötzlich anhielt und mit rauhem Tone die Frage an ihn stellte, wie er heiße, woher er komme, wohin er gehe. Ruhig entgegnete ihm der Gefragte: „Ich heiße Mathieu Vernou, hier ist meine Marschroute, denn ich gehöre zu den Rekruten des neuen afrikanischen Jägerregiments.“

Der Erstere durchflog mit geübtem Auge den Paß und entgegnete: „Das Papier ist in Ordnung, aber ich bemerkte mit Vergnügen, daß mein Scharfblick mich nicht täuschte. Wir haben uns vor mehreren Jahren gekannt.“ —

„Wahrhaftig, und wenn es in dem Bagno zu Brest gewesen wäre, alter Freund Sigot.“

Sigot erröthete ein wenig, zuckte die Achseln und versetzte: „Selbst der Gerechte fällt sieben Mal in einem Tage; jene Zeit soll uns keinen Kummer machen. Sind wir doch rechtschaffene Leute geworden. Du ein Soldat und ich ein Adjutant bei Chiourme.“

„Ich gratulire. Wir sahen uns schon lange nicht; seit dem Jahre, wo Du Dich dazu hergabst, das Beil auf den Hals des armen Olivier fallen zu lassen. Sage mir nur, wie Du es über's Herz bringen konntest?“ —

„Je nun, lieber Mathieu, was thut man nicht um der Freiheit willen? Man versprach, meine Ketten zu lösen, und ich hatte nicht Lust, einen neuen Kameraden zu bekommen, nachdem Baptiste des Todes verblieben. Meine Hand zitterte freilich, mein Herz bebt; Oliviers blaßes Haupt ist mir seither hundertmal im Traum erschienen, . . . aber die Freiheit, lieber Alter . . . die Freiheit ist doch der größte Schatz. Und der Herr Intendant hat Wort gehalten, hat mich schleunigst nach Paris geschickt, wo ich unter der Sicherheitsbrigade einen herrlichen Platz fand, bald meine völlige Lossprechung und Rehabilitation erlangte, bis man mich vor Kurzem hierher in die Chlourme versetzte.“

„Du hast wohl gethan, Dich dazumal von Brest eiligst davon zu machen. Ich versichere Dir, Deine Fensterverrichtung hätte Dir unfehlbar das Leben gekostet. Vater Guillotiné hielt ein strenges Gericht über Dich, worinnen Du fast einstimmig zum Tode verurtheilt wurdest.“

„Ich weiß es, guter Mathieu.“

„Es wurde dazumal auch der Vollstrecker des Urtheils ernannt: Richard, der Soldat, bot sich selbst dazu an, um Oliviers Tod zu rächen. Nimm Dich vor dem Menschen in Acht, Freund Gigot; Du weißt, daß die Urtheile der Galeerensclaven sich nie verjähren.“

„Das Alles ist mir wohlbekannt, und längst traf ich meine Maßregeln. Ich habe nicht umsonst in Vidocq's und Lacour's Schule gelernt. Zu Paris war ich allen Gaunern auf der Spur, führte ein genaues Register über diejenigen, die in meinem Saale zu Brest gefangen saßen, und machte namentlich den gefährlichen Richard unschädlich!“

„Bravo! wie singst Du es an?“

„Er hatte seine Strafe ausgehalten, war mit dem

gelben Laufpaß nach seiner Heimath zurückgekehrt, sollte daselbst unter Polizei-Aufsicht verbleiben. Natürlich fand er dort nur Schmach und Verachtung, Hunger und Kummer, aber keinen Erwerb für sich und seine alte Mutter. Da brach er, wie so Viele thun, seinen Bann, kam nach Paris, um in dem großen Strudel unerkannt zu leben. Sein Unglück führte ihn unter meine Augen, unsichtbar folgte ich seinen Schritten; ich hätte ihn anzeigen, auf einige Jahre in das Gefängniß bringen können . . . aber mir wäre damit nicht geholfen gewesen. Einst wäre er dennoch frei geworden und mir gefährlich geblieben. Ich mischte daher die Karten sorgfältiger, entzog ihm nach und nach durch geschickte Ränke jeden Verdienst, verwickelte ihn in besoldeter Spitzbuben Gesellschaft. Sein Glend brachte ihn vollends in die Schlinge; seine uralte Mutter vom Hungertode zu retten, nahm er Theil an einem gewaltsamen Einbruch, und seine Helfershelfer lieferten ihn verabredeter Maßen an die Gerichte aus. Das Gesetz bedrohte ihn mit der Todesstrafe, die nachsichtigen Geschworenen milderten den Thatbestand, und die Rissen schickten meinen Feind auf Lebenszeit der Galeere zu. Jedenfalls bin ich seiner entledigt, denn ein rekommandirter Sträfling wie er, kommt nicht von seiner Kette los. Zudem liegt ganz Frankreich zwischen uns. Er in Orest, ich in Toulon — nur ein Wunder könnte uns je wieder zusammenführen. Ich bin völlig ruhig, habe ein braves Weib, Kinder, die mich lieben, und ein Auskommen, welches mir jede Sorge, jeden Fehltritt erspart.“

„Danke Gott dafür; schon um Deiner Familie willen wünsche ich, daß sich kein Wunder begeben, wie dasjenige, dessen Du erwähntest. Leb' wohl, Freund Gigot. Ich gehe, das Transportschiff zu besteigen.“

„Leb' wohl; ich muß nach Castineau, wo heute der alte Capitain Thierry mit einer neuen Kette von Galeerensklaven ankömmt, die ich zu visitiren habe.“

Beide trennten sich; Gigot bestieg die Chaluppe des Kommissärs und fuhr den Sträflingen entgegen. Die Seesoldaten standen mit geladenen Gewehren in doppelten Reihen am Ufer, von Olivonles her schwannte der eisenbeladene Zug, dreihundert Verbrecher an der Zahl, voraus rollte das Cabriolet des alten Hauptmanns. Begrüßend trat zu ihm der Untersofficier der Chiourme, schüttelte ihm die Hand und fragte, was er Neues bringe.

Thierry erwiderte mit gewohnter Jovialität: „Lauter brave Bursche, viele Meister des Handwerks. Für dieses Mal hab' ich nicht blos hungrige Diebe, sondern eine Menge von Retourpferden und herzhaften Leuten, die ihr Leben einsetzen, um an das Leben ihrer Feinde zu gelangen. Ueberdies besteht ein Dritttheil meines Trupps aus alten Grünkappen von Brest, die zufolge des neuesten Regierungsbeschlusses hierher versetzt wurden. Passt auf, Ihr braven Jungen, entschlossnere Männer, als diese Kostgänger auf Lebenszeit, hat der Henker nie mit glühendem Eisen gezeichnet. Sie werden Euch zu schaffen machen, so wie sie mir während des Transports stets aufzurathen gaben. Mein spanisch Rohr war in steter Bewegung, und fast hätten meine Pistolen zu thun bekommen, wo der Stoß nicht ausreichte.“

Das Blut stieg dem betroffenen Gigot siedend heiß zu Kopfe, und er vermochte kaum ein Glied still zu halten, als die Kettenträger sich ihm näherten, und er in dem vordersten Paare, mit eisernen Halsbändern zusammengeffest, die wilden Gesichter des greisen Guillotins und Richards erkannte. Die Unglücklichen marschirten mit niederge-

geschlagenen Augen, Gígot verbarg sich zitternd, aber nur zu bald zwang ihn sein Dienst, vorzutreten und die Befehle zur Loschmiedung zu ertheilen. Noch ahnte Richard nichts von der Nähe seines Feindes, und beugte kühn das Haupt auf den Block, wo die Hammerschläge der Galeerens knechte die Halseisen losnieten.

„Schnell! rührt Euch nicht!“ befahl Gígot sowohl den Schmieden, als den Gefesselten. Guillotiné erkannte plötzlich die Stimme des Chiourmenwächters, zuckte mit dem Kopfe auf und sank, von schwerem Hammerschlag getroffen, ein Opfer seiner Unvorsichtigkeit, zu Boden. Wächter, Soldaten, Galeerensclaven stießen ein Geheul des Entsetzens aus; mit brechendem Auge starrte Guillotiné seinen Gefährten Richard an, deutete nach Gígot und röchelte: „Vergiß nicht . . .“

In Richards Blicken strahlte heftige Wuth, heftige Freude auf. Sein armseliges, der Infamie verfallenes Leben erhielt wieder einen Werth für ihn. Gígot sah nicht diesen Racheblitz, denn er hatte sich weggewendet und einem Andern den Befehl übergeben. Zur Stunde trat er aber vor den Commissär, bezeichnete Richard als seinen ärgsten Feind und bat, denselben unter die strengste Aufsicht zu stellen. Mit rauhem Scherz entgegnete ihm der Beamte: „Man hätte Euch zu einer Kindswärterin machen sollen und nicht zu einem Chef der Argousins. Habt Ihr so wenig Wuth, daß Ihr Euch vor einem Manne fürchtet, der dazu bestimmt ist, nie von seiner Bank herunter zu kommen! Schämt Euch und verliert kein Wort mehr über diese Sache, wenn Ihr nicht vom Dienste wollt.“

Gígot dachte an Weib und Kind und schwieg. Selterseits schwieg auch Richard, kleidete sich ohne Widerrede in die rothe Jacke, setzte die grüne Mütze auf den frisch ge-

schonen Kopf, murrte nicht, als man ihn an die schwerste Kette schloß, als man ihn mit dem abgeseimtesten Schurken zusammenkoppelte, und lag still und brütend auf seiner Bank, Tage, Wochen lang, wie ein vom Frost erstarrter Tiger. Da kam aus der Hauptstadt der Befehl, in der kürzesten Frist einige dringende Arbeiten für die Flotte zu vollenden, und dem Befehle zu genügen, schloß man sogar die Grünmützen von ihren Bänken, trieb sie aus den Bontons, belastete sie mit Steinen und wies sie an, dieselben als Ballast in den Raum der Schiffe einzuladen. Richards Gefährte war ein schwacher Mensch, der die Arbeit hinderte, statt sie zu fördern. Dagegen zeigte der alte Soldat viel Fleiß und Rüstigkeit. Man befreite ihn von seinem Kameraden und stellte bei ihm einen Wächter an, der ihn auf allen Schritten begleitete. — Auf dem Verdecke des Schiffs, wo er arbeitete, ging es lebhaft her, und die Aufseher waren ohne Unterlaß beschäftigt, ihre Untergebenen anzutreiben. Richard bemerkte unter den Ersteren seinen Todfeind Sigot, der in eine Luke hinabkletterte und einigen Sklaven zornig zurief, eine Last nachzubringen, die ziemlich ferne lag. Durch eine rasche Bewegung, gleichsam wie durch Ungeschick, stieß Richard seinem Wächter den Hut vom Kopfe, daß er über Bord in einen Kahn fiel. Fluchend schlug der Argousin mit seinem Stocke über Richards Schultern und klimmte hinunter, seinen Hut wieder zu holen. Den Augenblick benützend, seine Schleifzugel auf den Rücken werfend, eilte Richard nach der offestehenden Luke, rasselte hinab, zog die Stütze von der Fallthüre, daß sie donnernd zuschlug, riß, im Zwischendeck angekommen, die bewegliche Treppe weg, die hinabführte, und stand zwischen den Kanonenreihen der Batterie in dämmerigem Halbdunkel Sigot gegenüber, der herbeilegte,

nach dem Lärm zu fragen, und mit Entsetzen die Züge des verhassten Slaven trotz des Dunkels errieth. Richards Faust packte ihn unverzüglich.

„Zu Hilfe!“ schrie Gigot einigen Galeerensclaven zu, die am äußersten Ende der Batterie arbeiteten und langsam herankirrten und unbeweglich stehen blieben, als ihnen Richard entgegenrief: „Nicht von der Stelle, Kameraden! wenn Ihr nicht des Todes seyn wollt!“

Gigot heulte wüthend und ängstlich zugleich, indem er nach dem Säbel griff: „Zurück von mir, Abscheulicher! Du bist verloren!“

„Du bist's mit mir!“ versetzte Richard mit furchtbarem Zorn und schleuderte seine Kettenkugel an die Stirne des Feindes, daß er niederstürzte.

„Habe Mitleid, Mitleid mit meinen Kindern!“ stöhnte der Verwundete.

Hohnlachend entgegnete Richard: „Und meine Mutter, welche durch Dich, verfluchter Angeber, starb? Das Zeichen der Schande, welches Du auf meine Schultern brennen ließeßt? Olivier, dessen unschuldig Haupt Du abschlugest? Fahre zum Teufel!“ und noch einmal schwang er die Kette, schleuderte die Kugel, und durch die von den Soldaten mit Gewalt aufgerissene Luke fiel ein heller Lichtstrahl auf Gigots zerschnieterten Schädel.

Zwei Tage darauf riefen dumpf wirbelnde Trommeln das Volk des Bagno in den Hof des Arsena's, wo die Hinrichtungsmaschine lang, schmal und blutroth aufgeschlagen worden war. An jeder Pforte drohten Kanonen mit mörderischen Kartätschenschüssen, ein Wald von Bajonetten starrte um das weite Viereck empor. Viertausend Verbrecher nahen klrrend in enggeschlossenen Regionen, scharten sich um das Blutgerüste, knieten auf ein gebebe-

nes Zeichen nieder, dicht um das Schaffot die grünen Mägen, in größerer Entfernung die Rothmägen. Auch Richard, der Held dieses schauerlichen Tages, kam endlich mit dem Gefolge der Henker und Schergen. Die Fesseln waren ihm abgenommen, sein Gesicht war heiter, seine Augen glänzten.

„Ein Fehltritt brachte mich in unverdiente Schmach“, sagte er in der letzten Umarmung zu dem Priester, der ihn begleitete: „diese Schmach verlockte und zwang mich zum Verbrechen. Seit Oliviers Tode hatte ich wenig ruhige Stunden mehr, und wenn auch nicht Gígot in meine Hände gefallen wäre, dennoch würde ich einen Mord begangen haben, um durch den Tod frei zu werden. Endlose Infamie ist härter, als der Hengertod, und wenigstens schicken meine Richter heute keinen Unschuldigen auf das Schaffot.“

Nach wenigen Minuten hatte der Unglückselige sein Loos erfüllt.

Zauberlaterne.



In meiner Jugend gab es noch keine Kaleidoskope, keine Spielringe, in deren Rasten der spontinische Festmarsch eingezwängt war und zu jeder Stunde den Besitzer des Kleinods vergnügte.

Die Hausmusik meines braven Vaters bestand in einer Schwarzwälderuhr mit Orgelwerk, die er einst von einem fleißigen Mönch aus St. Blasius zum Geschenk erhielt. Zur Ergöpflichkeit seiner Kinder hatte uns der Vater einmal von der Frankfurter Messe eine Laterna Magica mitgebracht, die er in Nürnberg weit näher und wohlfeiler hätte haben können.

Es war damals eine glückliche Zeit für mich, den Sproßling eines braven Bürgerhauses. So oft die Schwarzwälderuhr eine Stunde schlug, orgelte sie auch ihr Stückchen: bald ein frommes Lied, dann wieder ein Bataillenschück, oder ein schaukelndes Menuet. Das Musciren ergöbte uns Kinder den ganzen Tag hindurch. Der Abend versammelte uns in der altmodischen Stube der Großmutter, und wir hingen an ihrem Munde, wenn sie uns Legenden erzählte, oder die Heiligenbilder in ihren Gebetbüchern erklärte, oder von den drei großen Weltplagen predigte, die vor langer Zeit unser Vaterland mit ihren Schrecken bedroht hatten: von dem Großtürken, von dem

Schweden und von dem wilden Pandur. Soliman, Gustav Adolph und Trench hingen in saubern Holzschnitten, auf Pappendeckel geheftet, an der Wand.

Darüber wurde es später Abend, und weil der Vater gewöhnlich erst spät aus seiner Tabagie nach Hause kam, so blieb uns jungem Volk stets eine halbe Stunde übrig, um uns mit der Zauberlaterne zu beschäftigen und vor den Bildern zu fürchten, die sie auf die schneeweiße Wand unseres Wohnzimmers hinwarf.

Mein Älterer Bruder, den man im ganzen Hause nur den Studenten nannte, weil er bereits das Gymnasium besuchte, war der Zauberer, der mit der Wunderlaterne umzugehen verstand. Nachdem die sorgliche Mutter alle Lichter ausgelöscht und die kleine Familie um die Großmutter versammelt, die immer von uns zu dem Spektakel mit herübergezogen wurde, richtete der Knecht, ein ehemaliger kaiserlicher Soldat und Orgelbauersgehilfe, das Schlagwerk der Uhr und zog die Register an, daß sie immer ein neues Lied spielte, so oft ein neues Bild an die Wand kam.

Meistens paßten die Stücke zu einander. Wenn die Procession mit Kreuz und Fahne an die Reihe kam, so spielte die Uhr einen schönen Satz aus einem altkatholischen Kirchenliede, dessen Text wir leider nicht mehr gegenwärtig ist. Oder es ritt ein langer Zug von steifen bayerischen Chevaurliegern auf, deren grüne und rothe Farbe herrlich funkelte; und die Uhr spielte die Ouvertüre der Kreuzerschen Lodoiska. Den meisten Spaß machte uns ein Bild, welches mehrere verzerrte Gestalten in Langgruppen darstellte, und wozu unser schelmischer Hausknecht einen polnischen Warentanz zu trommeln nie unterließ.

Dann waren noch Herenfahrten zu schauen, und Dörfer mit dunkelrothen Dächern und riesenmäßigen

weißen Schafen; Zwerggestalten mit großen Nasen und Buckeln; auch der Teufel, der einen Geizhals in den Psuhl schleppte, fehlte nicht. Große Köpfe mit dunkeln Augen und bleckenden Mäulern gab es in diesem Bildervorrath auch, und unser Student machte sich öfters die Freude, diese Köpfe groß und klein werden zu lassen und uns damit in einen Schrecken zu versetzen, der nicht angenehmer seyn konnte.

Diese Freude währte einen ganzen Winter hindurch in völliger Frische. Der Sommer brachte indessen andere Vergnügungen, und wir dachten nicht mehr der gespenstigen Bildergalerie.

Aber die langen Adventabende kamen nach dem Sommer wieder, und die Schachtel mit der Laterne wurde wieder hervorgesucht. Ich weiß nicht, wie es kam, daß mehrere von den Bildern verblichen und unscheinbar geworden waren; ich vermuthete, daß der Student einige Experimente daran gemacht und die Farben zum Theil verwischt und abgefragt hatte.

So waren die besagten Köpfe unter Anderem häufig ihres Charakters verlustig gegangen, und vorzüglich einer unter ihnen hatte das Fragenhafte gänzlich verloren und sich zu einem ziemlich hübschen und blassen Medusenhaupt umgestaltet.

Dennoch spielten wir gern mit der Laterne. Aber siehe, unsere gute Schwester Antonie, ein liebes Kind von sieben Jahren, erkrankte während jener Adventzeit an einem Dahinschmachten, welches der ärztlichen Sorgfalt und der elterlichen Pflege grausam widerstand.

In der heiligen Nacht, wo das Christkind alle christlichen Kinder mit seinen Gaben beschenkt, holte es den kleinen Engel Antonie in sein himmlisches Reich ab und

unsere Weihnachtsbäume standen wie verlassene Trauerkerzen vor der Thüre, hinter welcher unsere Schwester auf ewig entschlafen war.

Der Schmerz unserer Eltern war groß und nicht minder aufrichtig der der Geschwister, insofern wir den ganzen Umfang der Trennung von Antonie begreifen konnten.

Die Zauberlaterne ruhte nun manche Woche. In den letzten Abenden des Winters brachte der Student sie wieder herbei, und wir ergözten uns abermals an den bunten Bildern, bis jener Medusenkopf erschien, der unserem Vergnügen ein Ende machte, weil er gerade so aussah, wie unser Schwesterlein auf dem Sterbelager. Wir Alle waren von dieser Ähnlichkeit betroffen und erschüttert. Mutter und Großmutter schluchzten, und der Vater nahm das Bild hinweg.

Seit jener Zeit stand die Zauberlaterne bestäubt und einsam in der Kumpelkammer unseres Hauses, und es wurde ihrer nie wieder gedacht. — Aber die Schwarzwälderuhr behielt ihre vollen Rechte und schmückt noch heute in ihrer altfränkischen Gestalt, sicher das einzige Erbtheil, welches mein Vater mir hinterließ, meine bescheidene Wohnung.

Die Uhr hat in wichtigen Momenten meines Lebens ihre Schuldigkeit vollkommen gethan, mit den Klängen jenes alten Kirchenliedes häufig Groll und Kummer in meinem Busen beschwichtigt und manchmal eine entscheidende Stimme in dem Rath meiner Entschlüsse geführt.

So z. B. hatte ich einst die sonderbare Grille, mich zu verheirathen. Ein Mädchen von lieblichem Aussehen und honigsüßen Worten, nicht unberücksichtigt von den Göttern des Glücks, sollte meine Gattin werden, und schon

bis zur Verlobung waren die Unterhandlungen geblieben. Die Verlobte saß bei mir zum Besuch, uns gegenüber ihr Vormund, ein alter, schlauer Patron, dem die Stadt nicht viel Gutes nachzureden mußte. Wir sprachen von den Hoffnungen unserer Zukunft, von dem Glück der Ehe und dem Paradiese, welches die nächste Woche vor uns aufstehen sollte. Sie war so freundlich und so zuthulich; er war so gesprächig und geschmeidig; ich schwamm in gutmüthiger Ahnung zukünftiger Seligkeit. Da schlägt die unerbittliche Uhr die vierte Nachmittagsstunde und orgelt das Priesterlied aus Mozarts Zauberflöte: „Bewahret Euch vor Weibertücke.“ Das Lied fiel mir schwer aufs Herz und die Braut mochte innerlich meine Ahnung theilen, denn sie warf einen verdrießlichen Blick zu dem Zifferblatt der Uhr empor, und das spöttische Verziehen ihres Mundes schien zu sagen: „Das altmodische Nachwerk muß auch fort, sobald ich einmal in diesem Hause walte.“ — Was sie errathen ließ, sprach der Vormund unverhohlen aus.

Ich war jedoch nicht dieser Meinung, und was bis jetzt die Liebe verschmäht hatte, das that nun die Klugheit. Ich zog nähere Erkundigungen über die Braut ein und merkte, daß sie nicht in mein Haus passe. Wir trennten uns geräuschlos, aber die Zukunft bewies, daß das schöne Mädchen in gar keine Haushaltung paßte. Sie hat das Unglück eines redlichen Mannes verursacht, der noch an einer Verbindung leidet, welche für mich meine Schwarzwälderuhr heilsam verhinderte.

Ein andermal hatte ich ein schönes Geld gewonnen und mich stach der Vorwitz, mein Leben künftlicher und mein Haus moderner einzurichten. Die Rechnungsüberschläge lagen vor mir auf dem Tische; ich sann hin und her, wie ich mir neue Bedürfnisse erschaffen möchte. Plötz-

lich spielt meine Uhr das gute, harmlose Lied: „Freut euch des Lebens.“

Ein Anderer hätte vielleicht daraus ein neues Motiv geschöpft, recht lustig zu seyn, so lange das Lämpchen blinkt, und jede Lebensrose zu pflücken, ehe sie verblüht. Ich aber dachte meiner Jugend und des stillen emsigen Waltens meines Vaters, der jenes Lied öfters gesungen und gepfeifen hatte, wenn er so recht vergnügt in stiller Häuslichkeit bei den Seinigen saß und sich seines bescheidenen Wohlstandes freute, gerade weil er bescheiden war. — Die Thränen traten mir ins Auge und ich ließ Alles in meinem Hause und in meiner Lebensordnung, wie es war.

Endlich hat auch die gute Uhr einmal mein Bißchen Habe gerettet. Ein Dieb brach bei mir ein; ich erwachte aus dem Schlummer und hörte den Längentisch in meiner Wohnstube. Ehe ich jedoch nach meinen Pistolen langen konnte, ließ der Kerl schon wieder davon, weil die Uhr, als wie durch ein Zauberwerk veranlaßt, ohne erst eine Stunde zu schlagen, mit dem lärmenden preussischen Kriegesliede: „Schwerin ist wirklich todt,“ hervorbrach und einen solchen Spektakel anrichtete, daß der schüchterne Räuber, vielleicht noch ein Anfänger — eiligst Reißaus nahm.

Darum behalte ich die alte gute Uhr lieb und werth und zürne ihr nicht, wenn sie hin und wieder, vom Alter kindisch gemacht, mit einem Liedchen anhebt, welches eigentlich noch nicht an die Reihe kommen sollte. Gewisse Ungleichheiten des Charakters machen ja oft einen Menschen lebenswürdig, warum nicht auch eine Uhr?

So eben steht mir ein Freund über die Achsel, der Alles las, was ich bisher niedergeschrieben, und fragt mich: „Bist Du denn bei Troste, lieber Max? der Titel Deines Aufzuges spricht von einer Zauberlaterne und Du redest

doch schon seit geraumer Zeit nur von dem Uhrwerk, das Dir Dein Vater hinterließ? Du täuschst die Leute mit Deinen Titel-Aufschriften, wie die Zeitschrift, für welche Deine Arbeit bestimmt ist, so manchen neugierigen Leser täuscht, *) indem sie sich Zeitspiegel nennt und doch von wichtigen Begebenheiten der Zeit nichts darinnen zu verspüren ist. Ich glaubte, alle Kriegsbegebenheiten und politischen Verknüpfungen aus allen vier Weltgegenden darinnen verzeichnet zu finden, und sehe mit Erstaunen, daß nur von Erzählungen, Kunst u. s. w. darinnen die Rede ist. Was hat dieses Alles mit unserer Zeit gemein?"

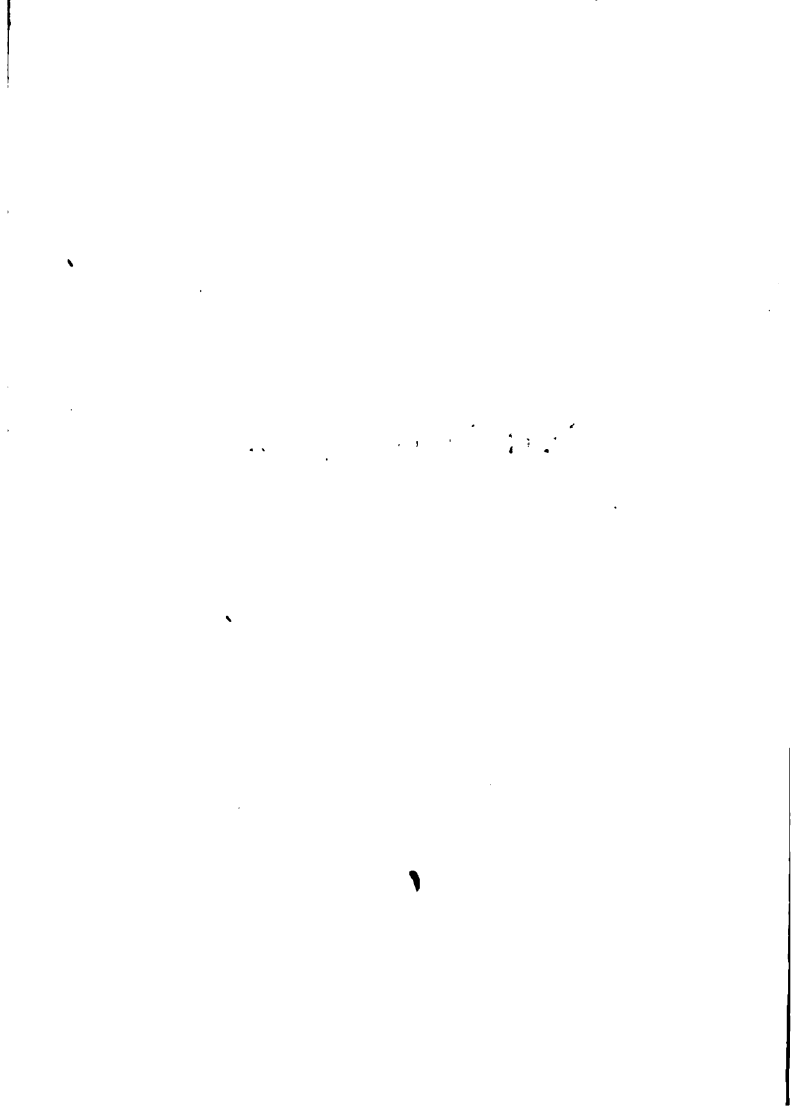
Ich erwidere ihm hierauf: „Was meinen Aufsatz betrifft, so kannst Du davon halten, was Du willst, und es steht Dir frei, die Erinnerungen meiner gemüthlichen Kindheit sammt ihren Wonnen und Klagen für Zauberlaternbilder zu halten oder nicht. Was aber den Zeitspiegel betrifft, so muß ich Dir schon deshalb darauf dienen, weil ich dem Herausgeber desselben diese Firma selbst empfahl. Das politische Leben liegt außer dem Bereiche dieses Journals, und zwar aus den triftigsten Gründen. Was aber im Fache der Romantik der heutigen Zeit auf dem Wendepunkt des Geschmacks Noth thut, was die Kunst in unserer Zeit baut und schafft, was die Geschichte, die ernste Prophetin, in tausendfachen Bildern von unserer Zeit voraus verkündete, lange ehe diese Zeit selbst da war, wie das bürgerliche Leben und die Schicksale einzelner Individuen in unserer sich bildeten, und wie die Sitten voriger Jahrhunderte zu bestimmten Epochen ein Vorbild davon gaben — das ist der interessante und weitverbreitete

*) Der Aufsatz wurde ursprünglich für den ersten Jahrgang des „Zeitspiegels“ geschrieben. D. B.

Kreis, worinnen sich unsere Zeitschrift bewegen will und darf. In dem Spiegel der Gegenwart strahle sich die Vergangenheit ab, weil die Vergangenheit immer der Anfang der Erscheinungen ist, die sich unserem Auge offenbaren. In den großen Begebenheiten unserer Tage liegen Thaten der Vorzeit als Keim, und große Männer vergangener Jahrhunderte sind die eigentlichen Väter der ausgezeichneten Helden unserer Zeit. Und nicht allein in der bunten und seltsamen Welt der Sagen und Märchen liegt ein Schatz des Lebens und der Weisheit verborgen, den wir auszuheuten haben. Und wenn wir in unseren romantischen Gebilden, in denen der Heimath sowohl, als in den aus der Fremde entlehnten, die Forderungen unseres heutigen Geschmacks nicht nur allein andeuten, sondern auch befriedigen, so haben wir keinen unverdienstlichen Schritt gethan. Der Geschmack ist immer der Begleiter eines gebildeten Lebens, und wenn wir ihn verknüpfen, so schildern wir das Leben selbst, und folglich auch die Zeit. Vom schlechten Geschmack kann hier die Sprache nicht seyn, er ist nur ein Auswuchs der Bildung, und wenn auch ein Riesenschwamm, doch nur ein Schwamm. Den Kern zu treffen und nur am Kern zu halten, ist unser Streben, und das Lösungswort, um das wir uns versammeln: „Durch den Nebel zum Licht, durch die Vergangenheit zur Gegenwart!“

Mein Freund erräth halbe Worte und schüttelt mir vertraulich und befriedigt die Hand. Wie könnte er auch anders, zu einer Zeit, wo dicht neben unserer Vaterstadt ein hochfinniger Fürst den Grundstein des Walhallatempels legte, der Vergangenheit zum Gedächtniß und der Gegenwart zur Ermuthigung?

Saint = Simons Apostel.



(Garten an dem Hause des Obristen Morris in Paris. Der Conclerge öffnet das Gitter, und der Obrist in Begleitung seines Bedienten Muley, Welche in Reisefleibern, tritt herein.)

Bertrand. Tausendmal willkommen, mein lieber Herr Oberst. Endlich sind Sie Ihren Freunden und der Hauptstadt wieder gegeben.

Obrist. Wahrhaftig, ich komme mir vor, wie ein Verbannter, der nach langer Sehnsucht die Heimath wieder sieht. Ich hätte Lust, Tancreds berühmte Cavatine zu singen, wenn nicht der vermaledeitte Staub der barbarischen Sandwüsten meine schöne Stimme zu Grunde gerichtet hätte. Gott sey Dank, daß ein günstiges Geschick das Herz des Kriegsministers rührte und mir nach Hause half.

Bertrand. Die höchste Zeit, Herr Oberst. So nothwendig, als ein Feldherr in der Mitte seines Lagers, sind Sie hier in Paris geworden. Welche Veränderungen seit Ihrer Abreise! Das Jahr ihrer Abwesenheit hat auf diesem kleinen Fleck eine ganz neue Welt geschaffen, und sie ist wahrlich nicht die beste Welt.

Obrist. Ich vermuthete dergleichen; meine Corre-

spondenz, so mager sie auch war, hat einen gewissen Argwohn in mir erregt, dem ich schnell auf den Grund zu kommen wünsche. Also: wie steht es in der Familie? Warum ist dieses Haus so öde? Warum empfängt man mich nicht, wie sich's gebührt?

Bertrand. Bester Herr, erstens versah man sich nicht Ihrer Rückkehr, und dann ist gerade jetzt die Zeit, wo Ihre werthe Familie auswärts beschäftigt ist.

Obrist. So? Womit, wenn ich fragen darf.

Bertrand. Mademoiselle Leocadie ist zum Besuch bei den Damen vom Herzen Jesu, Madame hört eine Predigt in der Straße Laitbout, und Herr Charlemagne ging, um einen Freund in Sainte-Elagie zu trösten.

Obrist. Das ist ein wahrer Galimathias. Die Damen vom Herzen Jesu, die Straße Laitbout, Sainte-Elagie? Gib mir den Schlüssel zu diesem allen, alter Freund.

Bertrand. Auf der Stelle. Seit Ihrer Abwesenheit bekehrte sich Madame zum Saint-Simonismus, Mademoiselle zu den Grundsätzen echter Legitimität und klösterlicher Beschaulichkeit, der junge Herr zur Republik.

Obrist. Tausend Donner sollen in dieses Babylon schlagen! Ich finde ja die Insubordination weit ärger, als ich mir's vorstellte. Ich werde schweren Stand haben, um das Uebel sammt den Wurzeln auszurotten. Unselige Expedition nach Algier, wo ich wider Willen Hunger leiden und Lorbeeren erringen mußte, während die Korsaren der Hauptstadt meine patriarchalische Herrschaft in ihren Grundfesten erschütterten! Das der Dank für so viele Güte, die ich an die Reinen verschwendete? In dem Sumpf der Restauration hatten wir unsere Grundsätze rein erhalten, und sie gingen unter im Reich der Freiheit?

Vertrand. Beruhigen Sie sich; das ist noch vielen anderen Leuten passiert, und schlimmer wird's von Tage zu Tage. Sie wissen, daß ich die Ehre hatte, von jeher der ganzen Familie Vertrauter zu seyn, erlauben Sie mir daher eine Bemerkung. Sie waren gewissermaßen selbst Schuld an diesem Wechsel der Dinge. Sie gaben Ihrer Gemahlin viel zu viel nach, wo es sich um Befriedigung ihrer Eitelkeit handelte. Wer aber viel erlangt, will immer mehr, und Madame wähnt sich zu hohen Dingen berufen. Was Ihre Tochter betrifft, so verrückten Sie das niedliche Köpfschen durch Ihre Weigerung, den Bewerbungen des Herrn Alphonse Vorschub zu leisten.

Obrist. Nun ja, zum Teufel! Der junge Mann hatte dazumal noch keine Aussicht, seinen eignen Haushalt zu gründen. Die Weiber sind aber ein närrisches Geschlecht, und zu entschuldigen ist manche ihrer Schwächen, weil sie meistens nicht wissen, was sie wollen, was ihnen gut ist. Gegen meinen Sohn heg' ich den gerechtesten Groll. Er war auf dem besten Wege, ein braver Jüngling der polytechnischen Schule, ein Mensch von Charakter. Was konnte ihn veranlassen, von der vorgezeichneten Bahn zu desertiren? Warum verließ er die Schule ohne meine Einwilligung, ohne einen andern Zweck, als den tollsten, den man sich denken kann?

Vertrand. Der Ehrgeiz, Herr Oberst, der Ehrgeiz allein. Ach, Sie hätten ihn sehen sollen, wie er in den Julitagen sich schlug, wie er überall der Gefahr die Stirne bot. Sie selbst waren bei Hanau nicht tapferer. Feuer und Flamme, ein Enthusiasmus, der den Sieg errang, wo der Tod das wahrscheinlichste Loos schien. Als aber die Zeit des Kampfes vorüber, der Augenblick der Belohnung da war, wurde der wackere Charlemagne vergessen,

hintangesetzt, wie so viele hundert Andere. Das machte ihn scheu, sein Ehrgefühl empörte sich, und mit Leib und Seele warf er sich den Volksefreunden in die Arme, weil nur diese seine Ansichten theilten, verbunden mit ihm durch gleiches Schicksal.

O b r i s t. Du bist ein Lobredner des unbefonnenen Knaben, und ich darf Dir gestehen, daß ich in meiner Jugend auch etwas von diesem Geiste in mir hatte, aber Täuschung ist Alles. Ich darf die Lizenz des jungen Herrn nicht dulden, weil sie ihn offenbar ins Unglück brächte. Die Republik! Toller Wahn! Eine Republik in der Zeit der tiefsten Sittenverderbnis! Glauben denn die Leute, daß es mit dem Worte allein genug sey? Wo finde ich die Sitten, die einen Freistaat begründen müssen? Was kommt bei solcher Ueberspannung heraus? Ein Proceß vor den Assisen, Gefängnißstrafen, die der junge Herr auf meine Kosten abstzt, Geldbußen, die ich zu bezahlen die Ehre habe. Habe ich denn die Schätze der Cassauburg gewonnen? Der Teufel weiß, wo sie hinkamen, aber in meine Tasche fielen sie nicht.

Bertrand. Sie werden doch demungeachtet Ihre Capitallen etwas brandschützen müssen, um Alles wieder ins Gleis zu bringen. So viel ich weiß, hat Demoskelle Leocadie Bedeutesendes verschenkt, sowohl an die bleessirten Schweizer und Garde-du-Corps, als an den Convent der Damen vom Herzen Jesu, die in der Julirevolution all' ihre Hilfsquellen versiegen sahen.

O b r i s t. Schöne Verschwendung, nützliche Anwendung des Geldes! Mein Geld! der Großmutter Erbtheil, in den Klauen der Rothröcke und Hofstrabanten? Die Ersparnisse eines Soldaten in dem Sackel einer Nonnen-Heerde? Es kommt immer besser.

Bertrand. Ferner wird Madame immer auf dem alten Fuße leben wollen, immer im Schooße des Luxus, den Sie ihr einst so liebevoll erlaubten.

Obrist. Was Madame betrifft, so kann sie über die Zinsen ihres Vermögens schalten und walten, ich erlaube es ihr.

Bertrand. Die Zinsen sind aber nicht mehr da, und das Vermögen auch nicht. Als eifrige Saint-Simonistin hat sie, wie ich glaube, ihr ganzes Eigenthum der neuen Gemeinde geschenkt.

Obrist. Ich erstarre. Nein, ich bin erbittert in dem Grade, daß ich sogar den Erbkönig wieder auf seinem Throne sehen möchte. Er und seine Jesuiten hätten die abscheuliche Secte längst zu Boden getreten, und mein Hauswesen wäre in Ruhe und Frieden verblieben. Aber wartet, Ihr Widerspenstigen! Ich will ein Martialgesetz verkünden, daß Euch die Haut schaudern soll. Woher jedoch diese Masse von Verblendung, woher diese unerhörte Felonie in einer wohl-disciplinirten Familie? Satan selbst, eine Legion von Teufeln müssen hier ihr Spiel gehabt haben! Wer sind die Verführer meines Volks? Wer sind die Blutigel, die sich an meine Ehre, an meine Rasse hängen?

Bertrand. Sie werden sie kennen lernen, doch wäre zu wünschen, daß Sie mit List dabei zu Werke gingen. Die Feinde haben gute Position, ein Ueberfall verspräche gewissern Sieg, als der offene Angriff.

Obrist. Gut, mein Alter. Wir wollen den kleinen Krieg aus sicherem Hinterhalt einleiten. Wir haben ja schon lange zusammen ausgehalten, guter Bertrand. Er-innerst Du Dich noch jenes Abenteuers zu Nevres? wie ich dazumal, ein junger Brausekopf, die treulose Geliebte überraschte und entlarvte, wendete ich eine Taktik an, die

dem großen Kaiser selbst Ehre gemacht haben würde. Fünf und zwanzig Jahre älter geworden, darf ich mich größerer Erfahrung und Besonnenheit rühmen. Besorge schnell, daß mein Wagen wo anders untergebracht werde. Verstecke mich: ich will, gleich einer Spinne, im Winkel lauern.

Vertrand. Der Augenblick ist günstig, Herr Oberst. Fanchette ist ausgegangen, um für Madame einige Einkäufe zu machen, Poitou ist als Zeuge vor Gericht geladen, wo eine Emeute verhandelt und besprochen wird. Ich besorge Ihre Aufträge. Verweilen Sie indessen hier im Garten; wenn sich Jemand zeigen sollte, geb' ich zuvor das Signal. (Er geht.)

Obrist. (Sieht sich um und bemerkt Muley, an einen Baum gelehnt.) Was machst Du hier, Maulaffe? Raum hast Du den ersten Schritt in die Civilisation gethan, und schon wurde das Horchen Dir geläufig?

Muley. Ich habe Dich so lieb, mein guter Herr. Du bist nicht zufrieden mit dem, was Du zu Hause findest. Das bekümmert mich, weil ich Dir nimmer vergessen werde, daß Du mich bei Media vor dem tödtlichen Bajonnetstoß rettetest. Ich möchte Dich glücklich sehen, wie einen König.

Obrist. Eine angenehme Zumuthung. Weißt denn Du aber auch, brauner Bursche, was häusliches Unglück ist? Kommt dergleichen unter Euch Beduinen auch manchmal vor?

Muley. Ach, ich weiß kaum mehr etwas von unserer lieben Wüste. Frühzeitig dem Zelte meines Vaters entrisen, war ich des alten Sibai Slave, bis zu dem Tage, wo Du mich in der Schlacht singst und frei machtest. Was aber Söhne und Weiber und Töchter für Unheil in

der Welt anstellen, hab' ich in Sibai's Hause zur Genüge gelernt.

O b r i s t. So? Ich wäre wohl begierig, die Familienleiden eines alten Rabysen zu erfahren.

M u l e y. So viel Weiber der Prophet den Gläubigen zu nehmen erlaubt, hatte auch Sibai. Vier Gemahlinnen zierten sein Haus, und müssen schön gewesen seyn, weil er sie eifersüchtig bewachte bis zu ihrem Ende. All seine Klugheit half indessen nicht gegen das Unglück. Die Eine war zorniger Natur und schlug ihre Gefährtinnen, peitschte die Sclavinnen bis aufs Blut. Sibai ließ sie hungern, einsperren, gab ihr die Ruthe; es half nichts. Endlich, in einer Wallung des Zorns, sah er sich genöthigt, sie zu erschleßen, und das war in der Ordnung, denn nun gab's Ruhe.

O b r i s t. Sehr in der Ordnung! Wie war's mit der Zweiten?

M u l e y. Sibai war mit ihr noch weit unglücklicher. Sie schlief den ganzen Tag, wachte nur auf, um zu essen, und streckte sich dann wieder auf ihre Polster. Es war mit der Frau nichts anzufangen, darum ließ Sibai, nach übermenschlicher Geduldsübung, das träge Weib unter weichen Kissen sanft ersticken. Somit war auch dieses Uebel beseitigt.

O b r i s t. Ich habe Respekt vor dem Patriarchen. Was geschah mit der Dritten?

M u l e y. Ein einfältiger Sclave, Italiener von Geburt, trieb einen Liebeshandel mit ihr, und glaubte es sehr verschlagen angefangen zu haben. Sibai kam aber dahinter und überfiel das Paar, da es sich den ersten Kuß gab. Dem Liebhaber kostete es den Kopf, die Frau aber wurde in einen hübschen ledernen Sack gesteckt und in's Meer geworfen.

O b r i s t. Ich bewundere Sibai's prompte Justiz und bin begierig auf das Schicksal der vierten Frau.

M u l e y. Diese stahl wie ein Rabe, nichts war vor ihr sicher. Nach vielen fruchtlosen Warnungen riß meinem Herrn die Geduld, und er züchtigte sie.

O b r i s t. Eine gelinde Züchtigung, ohne Zweifel. Hände ab, Kopf ab, in einem hübschen Sack dem Meer übergeben?

M u l e y. Nicht doch; die Diebin war die Mutter von Sibai's Kindern, darum schonte er ihrer und verkaufte sie ins Innere von Afrika. Der Käufer wird wenig Freude an ihr gehabt haben, denn sie war bereits alt, konnte vor Fett nicht gehen und schickte sich nur zur Fliegenwedlerin.

O b r i s t. Bravo. Sibai wußte die Ruhe in seinem Hause herzustellen. Nahmen sich die Kinder ein Exempel an der gelinden Züchtigung ihrer Mutter?

M u l e y. Leider nein. Die beiden Söhne waren wild, gleich den Tigern, und der arme Vater mußte den einen wegen eines großen Vergehens stranguliren lassen und den andern, der sich häufig in Branntwein betrank, nach Egypten verkaufen. Was die Tochter anbelangt, so weiß ich nicht recht, was sie in dem Hause angestellt haben mochte, aber so viel ist gewiß, daß der arme Sibai sie im Keller verhungern ließ und mit blutendem Herzen begrub. Erst alsdann konnte er sich des Lebens wieder freuen, aber das Glück war nicht von langer Dauer, weil ein Franzose ihn an meiner Seite erschöpf.

O b r i s t. Schade um den wackern Hausvater. Mir ist jetzt gerade, als hätte ich ein Blatt aus dem alten Testament gelesen. Wie beneidenswerth sind doch die Söhne der Natur! Während ich, ein civilisirter Bürger Frankreichs, meinen Kopf zerbreche, um mit Ordnung und Dis-

cretion wieder in meinem Hause die Mannszucht herzustellen, hätte Sibai in einer halben Stunde mit den einfachsten Mitteln seinen Zweck erreicht. Geh' jetzt mit Gott, lieber Muley, und laß Dich vor Niemand sehen. Ich fühle das Bedürfniß, ein Bißchen über Eure barbarische Lebensphilosophie nachzudenken.

(Bertrand kommt gelaufen.)

Bertrand. Achtung, Herr Oberst! Entferne Dich schnell, Schwarzer. Madame Casard ist nur ein paar hundert Schritte noch vom Hause entfernt. Soll ich sie einlassen?

Obrist. Wer ist die Dame?

Bertrand. Die königlich gestante Freundin Ihrer Tochter, die Bekehrerin und die Almosenerin derselben. Soll ich sie abweisen, oder wünschen Sie mit ihr zu reden, was füglich geschehen kann, wenn Sie sich für einen Carlisten ausgeben, da Madame Casard Sie ohnehin nicht kennt?

Obrist. Es sey. Ich will meinen Bruder vorstellen, der in der Bendee haust und dort nicht im besten Geruche steht.

Bertrand. Bravo. Hören Sie? Schon klingelt die gute Betschwester am Gitterthore. Mache, daß Du fortkommst, Muley. In einem Augenblick steht der Besuch vor Ihnen, und ich Sorge, daß Sie nicht überrascht werden. (Bertrand und Muley gehen.)

Obrist. Ich werde mich zusammennehmen müssen. Der Styl der Restauration ist mir wieder sehr fremd geworden. Doch hoffe ich, der schlauen Heuchlerin gegenüber bestehen zu können, weil ich für mein gutes Recht handle. Und ist dieses nicht schon eine absolutistische Phrase?

(Madame Casard, sorgfältig gepuſt, in weiſſem Kleide mit grünen Schleifen, gleichfarbigem Gürtel und Hut. Ein koſtbares Kreuz hängt an einer Perlenſchnur um ihren Hals.)

Mad. Casard. Der Conclerge hat mir ſagt, daß ich hier einen werthen Gaſt antreffen würde, und ſo leiſt mir's thut, das Fräulein nicht zu Hauſe zu finden, ſo erwünſcht iſt mir die Bekanntschaft des edlen Oheims, der, trotz der Gefahren der Zeit, in ſeinen Grundſätzen feſt blieb, wie ſeine erlauchten Vorfahren ſtets zu thun pflegten.

Obrſt. Sehr erfreut, Madame, Sie zu ſehen. Ihr Name iſt mir nicht fremd, und unſere beiderſeitigen Gefinnungen ſind ſo eng verwandt, daß . . .

Mad. Casard. Es bedarf nur eines Winkes, um uns zu verſtehen. Haben uns die grausamen Mächthaber das öffentliche Wort verboten, ſo bleibt doch unſerer Sympathie unbenommen, im Stillen zu trauern, zu beten, zu hoffen und zu handeln.

Obrſt. Ich ſchätze mich glücklich, daß Leocadie eine ſo würdige Freundin gefunden.

Mad. Casard. Gottes Finger, Herr Baron. Es that dem armen Fräulein Noth, ſich aus dieſem Hauſe der Zwietracht in einen ſichern Hafen zu retten. Ich ſchöne gern die Rückſichten der Verwandtschaft, die heiligen Familienbande, aber Ihr Bruder iſt ein wahrer Tiger. Zum Glück iſt ſeine Grausamkeit in der lybiſchen Wäſte ſehr gut aufgehoben, und er ſtört wenigſtens nicht die Vorſätze ſeiner armen Tochter, weil er dieſes nicht kann. Dafür ſcheinen ſich Mutter und Bruder das Wort gegeben zu haben, Leocadiens Herz zu zerreißen. Der Fanatismus einer neuen Secte, die mit der türkiſchen Kegerlei viele Aehnlichkeit hat, und der Eynismus der Schreckenszeit ſtreiten in dieſem Hauſe um den Vorrang.

Obrist. Entsetzlich, Madame. Das Kreuz darniedergetreten, Heinrichs IV. weißer Federbusch im Roth geschleppt! Ein Glück, daß Escadie fest im Glauben wurde; ich hätte es dem Mädchen nicht zugetraut. Sie soll liberal gewesen seyn und gerade nur so gottesfürchtig, um die öfterliche Beichte nicht zu versäumen.

Mad. Casard. Leider, aber die Trübsal und Ermahnung zu rechter Zeit wirkten schon Wunder. Fühlen wir dieses nicht selbst, Herr Baron? Sie auf Ihrem Schloß in der Vendee, ich in der Vorstadt St. Germain, was hatten wir eigentlich von den lieben Verbannten zu Holyrood, so lange sie noch an Frankreichs Spitze glänzten? Nichts; Sie lasen mit Begeisterung den Moniteur, oder die Gazette, ich versäumte nie die Messe des Königs. Weiter haben wir Beide es an Carls Hofe nie gebracht. Und dennoch — die erlauchte Familie ist kaum von uns geschieden, und schon brennen unsere Herzen von glühender Liebe, und unser eingeschlafener Enthusiasmus erwacht mit riesiger Gewalt, und wir thun für den kleinen lebenswürdigen Pilger Heinrich V. Alles, was in unsern Kräften steht. Freilich, während das schwache Weib nur betet, Collecten für die gute Sache macht und Almosen austheilt, handelt der Mann kühner. Sie, Herr Baron, haben eine treffliche Bande organisiert, Ihr Schloß ist mit Munition, Lebensmitteln und Geld versehen, Ihre Briefe meldeten der Nichte die erfreulichsten Resultate Ihrer Expedition, und ich zweifle nicht, daß die Ausführung eines weitverzweigten Plans Sie bewogen hat, die Hauptstadt zu besuchen.

Obrist. (Zür sich.) Eine saubere Rolle, die mich das alte Weib spielen läßt, aber ich muß in den Jargon eingehen. (Laut.) Venire saint gris, Madame, es lebe Heinrich V., das ist mein Glaubensbekenntniß. Wir haben

lange genug Heinrich den Vierten leben lassen, und der der kleine Fünfte muß auch an die Reihe kommen. Ich will unerkannt hier seyn, Madame, denn ich hasse die Polizei des Usurpators. In der Vendee ist die Legitimität im Trocknen, und hier find' ich sie auf gutem Wege, völlig ins Trockene zu kommen. Das Volk läuft durcheinander, wie besessen, weiß nicht, was es will. Dagegen sind die Führer consequent, und ich sehe mit Vergnügen, daß bis in den Schooß der Familien die neue Saat des Heils gestreut wurde. Thron und Altar, Heinrich V. und die Religion, — ohne sie keine Wohlfahrt für Frankreich.

Mad. Casard. Ja wohl, mein Herr, die Religion muß das Siegel darauf drücken. Kennen Sie den Herrn Erzbischof, den armen Märtyrer unserer blutigen Zeit? Ich werde Sie mit ihm bekannt machen und Sie zugleich in eine Gesellschaft einführen, wo der entschlossenste Muth bereits alle Mittel vereinigte, um nächstens einen entscheidenden Schlag zu thun.

Christ. Herrliche, männliche Heldin! Erlauben Sie, daß ich Sie umarme. Eine Conspiration ist so ganz meine Sache! Complotte, Aufläufe, Widersetzlichkeiten, Pulververschwörungen . . . das erfrischt das Blut. Man muß das Volk in Hunger und Elend versetzen, und dann loslassen; Noth, Verzweiflung, allenfalls eine Epidemie . . . Alles zur größern Ehre unsers Strebens!

Mad. Casard. Wie Ihre Worte mein Herz entzünden! So spricht ein wackerer Ritter, und dieses Ritterthum muß wieder aufstehen, wenn das Gleichgewicht Europas eintreten soll. Die Welt ist grundschlecht, mein Herr Baron; klösterliche Einsamkeit ziemt sich jetzt mehr als je für den Weisen und für das trauernde Weib. Sie haben den Plan Ihrer Richte gebilligt, die sich in das stille Haus

der Damen vom Herzen Jesu zurückziehen will. Sie werden sie auch bei der Ausführung dieses Vorhabens unterstützen.

O b r i s t. Mit Vergnügen, meine schöne Dame. Doch bitt' ich, vor der Hand gegen Jedermann über meine Anwesenheit zu schweigen. Der Polizeipräfekt könnte Lust haben, mich eine ganz andere Einsamkeit kosten zu lassen, als die, wonach Leocadie strebt.

M a d. C a s a r d. Daß ich zu schweigen weiß, wird das Fräulein bezeugen. Besuchen Sie mich aber nächstens, Herr Baron. Hier ist meine Adresse; Sie werden bei mir eine hübsche Collection artiger Sächelchen finden: die neuen Medaillen auf den kleinen Herzog von Bordeaux, Keder, zu Ehren des Mirakelkindes gedichtet und componirt, eine niedliche Fabrik weißer Cocarden, die ich in meinen Mußestunden fertige. Proclamationen, Pamphlets, Caricaturen auf den Sieger von Valmy und Jemappes, Dinge mit einem Worte, die Ihnen auf Ihrem lebhaftherrlichen Schlosse schwerlich zu Gesicht gekommen sind; einen Wärmemesser der öffentlichen Meinung.

O b r i s t. Ich werde nicht ermangeln, Madame. Man muß mit der Zeit gehen, und ein Landedelmanu bleibt ohnehin leicht zurück.

B e r t r a n d. (Eilig.) Herr Charlemagne wird gleich hier seyn.

O b r i s t. Alle Teufel! ich muß mich verbergen. Entschuldigen Sie, Madame.

M a d. C a s a r d. Auch ich fliehe vor dem entsetzlichen Freiheitsmann. Er könnte Robespierre heißen, so blutdürstig ist schon sein Aeußeres, und ich zitterte stets vor Entsetzen, so oft ich ihn sah. — Uebergeben Sie gefälligst Ihrer Nichte diese Papiere, und erlauben Sie, daß ich morgen wieder nachfrage.

Obrist. Gern, Madame. Jeder auf seinen Posten, und auf Wiedersehen!

(Madame Casard und Bertrand gehen.)

Obrist. Fahr' hin, Du heuchlerisches Crocodil. Mit meinem Sohne will ich selbst reden; er war immer ein redliches Gemüth und hält wenigstens reinen Mund. Mit der Tochter muß ich schon behutsamer zu Werke gehen. Die Verblendung eines Weibes weicht selten dem offenen redlichen Wort. (Er setzt sich in eine Laube und blättert in den Papieren.)

(Charlemagne im schwarzen Frack, dreifarbig gestreiften Beinkleidern, Scharlachweste, einen dunkelrothen Hut auf dem Kopf; Bertrand folgt ihm.)

Charlemagne. Schon wieder der weibliche Jesuit im Hause? Tausend Donner, ich werde mich einmal an dieser Galotte in Damengestalt vergreifen. Sperre doch dem Ungeziefer das Gitter vor der Nase zu, Bertrand.

Bertrand. Ich bin der Hüter des Hauses und muß allen Parteien gerecht seyn, Herr Charlemagne.

Charlemagne. Da haben wir das vermaledette Juste-milieu. Ach, Bertrand, glücklich, wer in so jämmerlicher Zeit nicht lebt.

Bertrand. Mag seyn, Herr Charlemagne, aber ich habe schon so vielerlei Maskeraden in der Welt mitgemacht, daß mir Alles gleichgiltig geworden ist.

Charlemagne. Nun ja: das System der Nichtintervention, wie es leibt und lebt. Was uns nicht brennt, blasen wir nicht. Alle Leute mögen verhungern, wenn wir nur noch einen Bissen übrig haben. Schöne Philosophie! Du verdienstest, ein Rothrock Karls des Zehnten gewesen zu seyn.

Bertrand. Warum beleidigen Sie mich, Herr Charlemagne? Hab' ich nicht alle Rücksichten für Sie? Hab' ich jemals falsch an Ihnen gehandelt?

Charlemagne. Nicht doch, Alter. Du bist ja unser alter Freund und hast auch in den Zulstagen Deine rostige Flinte wieder hervorgeholt. Das war ein schöner Traum, lieber Freund. Wir waren im Schlummer zu reichen Leuten geworden und sind nun als Bettler erwacht. — Was hältst Du von dem Bettlerhandwerk, Bertrand? Die einzige Freiheit, die es gibt, sag' ich Dir. Der Staat läßt das Verdienst ohne Ehre und Brod, und aus dem Hunger nach Beidem wird die Freiheit hervorschießen. Was gibt's Neues?

Bertrand. Ich kam nicht aus dem Hause. (Für sich.) Wenn ich nur wüßte, ob ich ihm sagen dürfte . . . ?

(Obrist räuspert sich sehr laut in der Laube.)

Charlemagne. Wer steckt dort? Wer lauert hier? Ein Agent der schändlichen Polizei? Kaum zeigen sich die ersten Sprossen des Frühlings, und schon birgt sich hinter jedem Cypressenstrauch ein Mauchard? (Geht nach dem Sitz des Obristen und prallt verblüfft zurück, als er seiner ansichtig wird.) Was seh' ich, mein Vater!

Obrist. (Mit kalter Ruhe.) Guten Tag, Charlemagne.

Bertrand. (Bei Seite.) Ich finde nicht nöthig, einen Zeugen bei dieser Unterhaltung abzugeben. Geschwinde auf mein Observatorium. (Geht.)

Charlemagne. Sie sehen mich bestürzt, mein Vater. Ihr unverhofftes Erscheinen . . .

Obrist. Lassen wir das. Unsere Zeit ist reich an Ueberraschungen. Wie steht es mit Dir? Du hast Deine Schule verlassen? Warum?

Charlemagne. Aus Grundsätzen, mein Vater.

O b r i s t. Kurz und bündig gesprochen. Wer bist Du jetzt?

C h a r l e m a g n e. Ein armer Mann, der nichts in der Welt besitzt, als das Bewußtseyn, zu handeln, wie es einem Freien geziemt.

O b r i s t. Es scheint, daß Deine und Deiner Freunde Lage eine sehr beneidenswerthe sey.

C h a r l e m a g n e. Wir stehen höher, als die, so uns unterdrücken. Aber der Riese der Volksgewalt wird nicht lange schlummern unter den Sohlen der Krämer und Generalpächter. Alle Franzosen werden aufstehen, wie ein einziger Mann, und noch einmal wird der Ruf der Freiheit ertönen, alsdann ein Signal des vollständigen Sieges.

O b r i s t. Klassische Beredsamkeit, Charlemagne. Ich habe Lust, mit Dir zu deliberiren. Frankreich gefällt Dir in seiner jetzigen Gestalt nicht? Du lächelst verächtlich. Sprich offen mit mir; Du weißt, daß Du mit keinem Emigranten zu thun hast, so wie mit keinem Deputirten, und daß ich zu spät Soldat wurde, um gänzlich Napoleonist zu seyn. Ich habe Vertrauen in Deine Freimüthigkeit: rede kurz und klar, wie es einem Republikaner geziemt.

C h a r l e m a g n e. Mit Freuden. Unser Katechismus ist so kurz, als einfach. Die absolute Herrschaft wurde schon von dem Geiste zweier Jahrhunderte gerichtet. Die Constitutionen, diese Schellenkappen unserer Zeit, fallen ohnehin bald und ohne Gnade vor dem Richterstuhle der öffentlichen Meinung. In der Republik liegt das einzige wahre Heil für die Gesellschaft. Eine Bürgerkrone ist die höchste Ehre. Das Glück aller Bürgerklassen im Staate ist die Aufgabe eines republikanischen Gesetzgebers. Amerika, mein Vater — ach, wie beschämt uns dieser junge Welttheil!

D b r i s t. Weil Du auf diesen Thron kommst, laß uns lieber schweigen. Ich ahne einen vulkanischen Ausbruch unverarbeiteter Ideen. Mit Amerika bleibe mir vom Leibe. Gerade weil das Land jung ist, überflügelt es uns scheinbar, so wie wir in Europa junge Republiken hatten, als Asien schon längst dem Despotismus huldigte. Wie mag es nach hundert Jahren in den Vereinigten Staaten aussehen, wenn der Geldadel einen Herrschaftsadel in das Leben gerufen haben wird? Dann wird Nordamerikas Freiheit eine Tradition seyn, wie unser Lafayette.

C h a r l e m a g n e. Vielleicht. Doch ist jenseits für den Augenblick besser gesorgt, und das politische Leben hat in Philadelphia einen größern Werth, als in Paris.

D b r i s t. Ich gebe es zu. Gehet hin, wenn Ihr vor Langeweile sterben wollt. Ihr lebt nur in der Opposition; in den Vereinigten Staaten gibt es keine zu machen. Das Streben nach Freiheit, welches Euch stacheln, belebt und beschäftigt, fällt dort weg, weil man die Freiheit wirklich hat und sie als ein alltägliches Ding betrachtet, so wie überhaupt der Mensch nur dann weiß, was Gesundheit ist, wenn er einmal krank gewesen. Ein solcher Zustand, behaglich für ruhige amerikanische Herzen, wird unruhigen europäischen Köpfen durch seine Monotonie unerträglich, so wie ungefähr der ewige Palmen Schatten und der Engel ewiges Harfenspielen im Paradiese der Seligen.

C h a r l e m a g n e. Sie bekämpfen meine ehrlichen Grundsätze mit Spott; ich habe dagegen keine Waffen.

D b r i s t. Wollte Gott, daß es mit Eurer gepriesenen Ehrlichkeit so gut stünde! Das ist aber just der Punkt, der mich zur Verzweiflung bringt. Entweder betrügt Ihr mit Vorbedacht Eure harmlosen Jünger, oder Ihr betrügt Euch selbst. Du bist im letzten Falle, mein Sohn. Du schwörst

auf Deine Redlichkeit, und dennoch ist der Beweggrund Deines Handelns nur gekränkte Eitelkeit, verletzter Ehrgeiz. Wären Deine Hoffnungen erfüllt worden, wer weiß, welcher Partei Du jetzt angehören würdest.

Charlemagne. Sie beleidigen mich, mein Vater, und beschimpfen in meiner Person alle Volksfreunde.

Bertrand. (Kommt eilig.) Geschwinde, Herr Obrist, verbergen Sie sich. Der Wagen Ihrer Frau Gemahlin nähert sich dem Hause. Herr Bavard, einer der Hauptprediger der Simonisten, begleitet Madame.

Obrist. Der Hauptfeind rückt also an: Ich hoffe, daß meine Frau ihrem Velschwater den Eintritt in ihr Cabinet vergönnt. Ich will daher auf der verborgenen Treppe mich als Schildwache aufstellen und verlasse mich darauf, daß der Republikaner Charlemagne zu schweigen weiß.

Charlemagne. Ich verstehe halbe Worte, mein Vater, und bin der Mann, ein Geheimniß zu bewahren.

Bertrand. Der Wagen rollt so eben durch das Hofthor. Ich eile, die Herrschaften etwas aufzuhalten. (Obrist, Charlemagne und Bertrand entfernen sich nach verschiedenen Seiten.)

(Boudoir der Dame vom Hause. Corinna und Bavard treten ein.)

Corinna. (In himmelblauem Kleide, eine goldene Kette um den Hals.) Sie haben sich heute selbst übertroffen, mein Vater. Wenn jemals die Lehren unseres unvergeßlichen Meisters glänzend und überzeugend durchgeführt wurden, so geschah es heute. Der Dank der ganzen Gemeinde und der Beifall unseres obersten Vaters muß Ihnen lohnen.

Bavard. (Ein langer, hagerer Mann in mittleren Jahren, von gelbem, leidenschaftlichem Gesicht, das Haar sorgfältig gescheitelt und in langen Locken herabfallend, mit umgeschlagenem Hemdkragen,

im himmelblauen Priesterrock der St. Simonisten.) Beste Seele; so viel Glauben und Anhänglichkeit wird in der schönsten Welt selten gefunden. Aber es ist Ihnen auch gelungen, würdiges Weib, gänzlich der Welt Baset zu sagen, und der Freiheitsstand eines Weibes, wie unser unsterblicher Meister ihn begründete, gebührt Ihnen vor Allen Ihres Geschlechts.

Cortina. Mein Glaube beginnt allerdings stark zu werden, nur hält die Erleuchtung mit dem guten Willen nicht gleichen Schritt. Wir Frauen erreichen an Scharfsinn und Geist das stärkere Geschlecht gar selten.

Bavard. Allzuviel Bescheidenheit tödtet das Selbstbewußtseyn, das uns veredeln soll. Dem reinsten Strahle, der von dem Weltgeist ausgeht, der holden, gottähnlichen Weiblichkeit, mangelt niemals die Intelligenz. Wohl aber hat bisher der Mann zu seiner eigenen Schande des Weibes Stellung verkannt, das Geschlecht zur Unmündigkeit verdammt, die schönste Hälfte der Menschheit zur Selavin herabgewürdigt. Daher dieses Zaudern in Eurer Seele, Ihr Frauen, daher die Unsicherheit, die Zweifelsucht in Eurem Streben. Ihr könnt es noch nicht fassen, daß unser verkürter Meister, dessen Worte zu Thaten erwachsen, Euch die angeborenen Rechte wieder verlieh, Euch in den Tempel aufnahm, woraus Ihr bisher verstoßen gewesen, Euch befreite auf ewige Zeiten und aus Eurem Herrn Euren Gemahl machte. Das Reich des Schwertes hat aufgehört, der Mann ist nicht mehr ein roher Krieger, die Stärke verhilft nicht mehr zum Recht, und unsers Meisters Apostel, die Palme in den Händen, werden bald ein gemeinsames Band der Bruderliebe und des Friedens um alle Nationen schlingen. St. Simon hat's gesagt und wir, die schwachen Werkzeuge seiner Weisheit, werden's

vollbringen. Das Weib darf nicht zurückbleiben auf der Bahn der Glückseligkeit.

Corinna. Ich horche mit Bewunderung der Muß, die aus Ihrem Munde ertönt, mein Vater. König träufelt von Ihren Lippen, und dennoch ist Ihre Rede stark und sprengt die Ketten weiblicher Knechtschaft.

Bavard. Weil sie eine Rede der Liebe ist, gute Seele. Und wer sollte das Wort der Liebe besser verstehen, als das Weib, die geborene Königin der Liebe? Wahrlich: Du wirst nicht mehr sein die schwache Tochter Eva's und Mariens; Du warst die Mutter, die Schwester des Mannes, aber noch nie, wie heute, nach St. Simons Befehl, die Gattin, die zu des Mannes Rechten sitzt, die Priesterin des lebendigen Gottes, die an dem Altare des Weltgeistes dient, gleich dem Manne. Du bist das Mittel der Verschmelzung aller Contraste und Härten in der Natur; durch Deine Erhöhung fällt Despotismus und Knechtschaft in den Staub. Du befehlst und gehorchst nicht mehr, sondern Du liebst und begehrst nur, wieder geliebt zu seyn. In Dir vereinigt sich Schönheit und Weisheit; Du gibst dem Geiste und dem Stoffe das Leben, Du gebierst eigentlich Wissenschaft und Industrie. Die Ehe hat im Grunde noch gar nicht existirt, unser Meister rief sie erst aus dem Traume in die Wirklichkeit. Jetzt erst wird Gattenliebe von dem Baume des Lebens kosten, die Erbsünde ersticken und alle Privilegien der Geburt und der Convenienz abschaffen. Nicht das Herkommen, nicht schnöder Reichtum werden in Zukunft der heiligsten Ehe Bande knüpfen, sondern Liebe allein wird die beiden Hälften des Bundes zusammenführen und aus der Freiheit des Weibes der Triumph unserer Lehre hervorgehen.

Corinna. Welch' eine herrliche Zukunft entschleiern

Sie vor meinen Blicken! Aber . . . die Gegenwart ist noch schwer und traurig für mein Geschlecht. Viele von uns sind in Verhältnissen und Fesseln gefangen, deren Schwere mit der reinen Unschuldslehre unsers Meisters wenig zusammenstimmt.

Bavar d. Ich verstehe. Du selbst, gute Seele, schmachtest unter gleicher Last, verkauft an einen Mann, der Deine Würde und die seinige nicht begreift. Du glichest bis vor Kurzem einer Magd, die ein Zwingherr sich zu eigen machte: ein roher Soldat, ein Gothe, ein Vandal, der den lebendigen Gott nicht kennt und nur dem groben Fettschdienst des Ehrgeizes, der Gabsucht und der Tyrannei dient. — Zeugne nicht, was eine traurige Wahrheit ist. Du hast mich mit Deinem Vertrauen beehrt, meine Tochter, und weil ich Dir den Siegestranz der Freiheit bringe, magst Du, ohne zu erröthen, Deines ganzen Lebens Freuden und Leiden mir bekennen, mir sagen, was Du bist, was Du willst, was Du begehrt. Erinnerst Du Dich noch, geliebte Tochter, der warmen und rührenden Rede, die vor acht Tagen unser oberster Vater Infantin gehalten? Sie begreift in sich den Grund aller Leiden eines entwürdigten Weibes, aber zugleich die Mittel, solches Leiden zu endigen.

Cortina. Ich weiß nicht, ob es Liebe zu meinem Manne ist, oder nur die Macht der Gewohnheit, daß mein Gewissen manchmal sich beunruhigt, daß ich manchmal zweifle, ob ich recht gethan, ohne Vorwissen meines Vaters der neuen Lehre zu folgen. Wenn ich dieses Haus betrachte, worinnen jedes Familienglied einer andern Richtung folgt, so betrübe ich mich und bitte Gott, daß er alle die Meinigen in seine neue Gemeinde aufnehme.

Bavar d. Hoffen Sie das für's Erste nicht, meine

Tochter. Ihr Vatter, Ihr Sohn, sie folgen dem heillosen Gange der Welt; Ihre Tochter betet Sünden an, statt des lebendigen Gottes. Verdienstlich wäre es, diese verirrtten Gemüther zu unsers Meisters Grundsätzen zu bekehren, aber nur der Herr der Erde und der Schöpfung kann das Unmögliche ins Werk setzen. Es gibt andere Mittel für das Weib, seinen wahren Standpunkt einzunehmen, und ich erlaube mir, Ihnen bei diesem Anlaß die Lehre unsers obersten Vaters, eine Entwicklung der Glaubenssätze unsers Meisters, zu erläutern. Das Menschengeschlecht zerfällt in zwei Kategorien. In der ersten sind die Individuen begriffen, welche tiefer Empfindung fähig sind; die zweite besteht aus Menschen mit lebhaften Empfindungen; die ersteren stehen unbeweglich in Zeit und Raum, halten ewig fest an ihrer Liebe; die letzteren sind leicht beweglich, bedürfen des Wechsels der Veränderung. Der tief empfindende Mensch begehrt eine unauflöbliche Ehe, der lebhaft empfindende will nur eine vorübergehende Verbindung. Der Priester unserer Religion ist gehalten, diesen Wünschen und Bedürfnissen Vorschub zu leisten, weil die Natur das ewige Gesetz ist. Verheirathen sich zwei tief empfindende Seelen — gut: sie sehen auf ewig vereint, unauflöblich verbunden. Doch sind sie dann nicht im Fortschreiten begriffen, und St. Simons Gesetz ist gerade dasjenige, welches in allen Dingen ein Fortschreiten befehlet. Geschieht es daher, daß ein tief empfindender Mann der Vatter einer lebhaft empfindenden Frau wurde, oder umgekehrt, so darf das Bündniß nicht bestehen. Einer der Ehegatten würde den Anderen durch seine stationäre Liebe langweilen und der Zweite den Erstem durch seine wechselnden Neigungen abstoßen. Sie müssen sich trennen. Sind beide Ehegatten von lebhaften Empfindungen,

so ist ohnehin Veränderlichkeit ihr Gesetz, Beweglichkeit ihre Natur. Sie müssen sich trennen, um nicht der Vorsetzung, den Gesetzen St. Simons und der Moralphilosophie des obersten Vaters zuwider zu handeln.

Corinna. (Nach einigem Bedenken, mit gefalteten Händen.) Verstehe ich denn, was Sie mir sagen? Soll dieses ein Fingerzeig für mein eigenes Eheverhältniß seyn? Ach, wie grausam erscheint mir diese Philosophie! Niemals hätte ich aus dem lächelnden, sanften, schönen Munde des obersten Vaters solche Lehre erwartet, die darauf berechnet ist, die heiligsten Familienbände zu zerstören.

Bavard. Nicht doch, meine Tochter. Der gewöhnliche Gesetzgeber zerstört durch seine Ehescheidung, was bisher bestanden. Wir dagegen schaffen auf's Neue, während wir nur zu zerstören scheinen. Das ist der Geist unserer Lehre im Allgemeinen; wenn wir die Gemeinschaft der Güter anrathen und herbeiführen, so vernichten wir nicht dadurch den Reichthum der Gemeinde, sondern wir machen ihn nur zugänglich, schaffen ihn ganz neu für ein jedes Glied unserer Secte. Fortschreiten wollen wir, darum trennen wir, weil Mann und Weib gleich sind, unpassende Ehen, schließen aber zugleich wieder neue. Derjenige Mensch, der einer fortschreitenden Liebe fähig ist, mag gar wohl, wenn er einen Gegenstand geliebt, zu einem andern fortschreiten, ohne sich in der ersten Neigung zu versenken, wenn die zweite inniger ist, als die erste. So kann eine Ehescheidung ihren Grund in einer Tugend finden, eben so gut, wie in einem Laster oder in einer Mißstimmung. Entweder löst sich die Ehe in einen moralischen Bankerott auf, wo die verbundenen Wesen durchaus nicht mehr zusammenhalten können, oder beide Wesen begegnen auf ihrem Wege größeren und würdigeren Gegenständen, einer

ins Größere fortschreitenden Zukunft, oder einer der Ehegatten steigt zur Vervollkommenung, während der Andere stehen bleibt oder sinkt. St. Simons Gesetz entbindet die Flügel der Psyche und überläßt die rohe Materie ihrem Geschick.

Cortina (mit verführerischer Schlantheit). Ich bin zu schwach, die großartigen Umriffe dieser Lehre jetzt schon zu begreifen. Noch scheint mir Alles ein Chaos; wo liegt das Bindemittel, welches all diese Wirrnisse versöhnend und beschwichtigend endigt?

Bavard (mit leidenschaftlicher Bewegung). Das versöhnende Prinzip nach St. Simons Lehre ist der Priester, der sowohl die tiefen, als auch die lebhaften Empfindungen in sich vereinigt. Er ist berufen, die Rechte des irdischen Lebens zu beschützen, so wie die Freiheit des unsterblichen Geistes. Zu ihm flüchte sich die getrennte Gattin, und der geschiedene Gatte zu der Priesterin. Aus dem engsten Umgange mit diesen Geweihten entspringe dann das Fortschreiten, welches St. Simons Regel seinen Jüngern zur Pflicht macht. Die innigste Mittheilung des Priesters an seine Untergebenen sey die Grundlage der glücklichsten Zukunft für die Letzteren. — Ich weiß nicht, liebe Tochter, ob Du mich jetzt schon ganz verstehst. Aber ich würde es als eine glückliche Vorbedeutung für meinen Priesterstand aufnehmen, wenn Du Dich entschließt, mir die Intimität einzuräumen, die unser oberster Vater für ähnliche Fälle proklamirt. Du bist Wittve dem Rechte nach, weil Dein Gatte sinkt, während Du zu steigen bestimmt bist; Du bist Wittve in der That, weil der Oberst jenseits des Meeres lebt. Du wirst Dich von ihm trennen . . . fliehe in meine Arme, bis für Dich eine neue Wahl getroffen wurde. Die Gemeinschaft mit dem Heiligen wird Deine edle Seele

wie einen Diamanten im Feuer lütern, und Du wirfst auf solchem Wege selbst zur Priesterin werden und unserer Religion ein leuchtender Stern seyn! (Er will Corinna umarmen.)

Corinna (stößt ihn mit Unwillen zurück). Einen Augenblick Geduld, würdiger Vater Bavarb! Wahrlich, ein Stern geht mir auf, leuchtend in dunkler Nacht, und ich sehe mit Entsetzen den Abgrund zu meinen Füßen. Ihr predigt Freiheit und wollt uns kirren durch wüsten Unfug? Abgeschmackte Narren! Ihr konntet mich wohl bereben, die Pflicht des Gehorsams gegen meinen Vatten einen Augenblick zu vergessen, einen beträchtlichen Theil meiner irdischen Habe zu Euren Zwecken zu schenken; aber zum Glück ist die Acte noch nicht in Euren Händen, die mich zur Bettlerin gemacht haben würde. Hier zerreiße ich sie vor Ihren Augen, unwürdiger Verführer, und zugleich das Netz des Sinnentaumels, welches Sie und der oberste Vater Eurer scheinheiligen Bande über meinem Haupte zusammenziehen wollten.

Bavarb (mit großer Uaverschämtheit). Ich erstaune. Entweder verstanden Sie mich nicht recht, oder ich begreife nicht Ihre leidenschaftliche Heftigkeit.

Obrist (tritt rasch aus einer Seitenthüre). Vielleicht verstehen Sie mich um so besser, mein Herr Betrüger.

Corinna. Himmel, mein Gemahl! Welch' ein Wiedersehen, liebster Freund! (Gilt in seine Arme.)

Bavarb (für sich). Verfluchter Zufall! St. Simon, hilf Deinem Apostel!

Obrist. Dein Glück, Corinna, daß Du eine gefährliche Probe muthig bestandest. Laß sehen, ob der Mann Gottes eben so viel Muth besitzt. Bertrand, meine Pistolen!

Bavarb. Das ist ein wahrer Meuchelmord, ein

Hinterhalt, ein Verbrechen gegen einen Staatsbürger! Schlange, die mich berückte, Tochter Eva's, laß Deinen Zauber fahren, mache mich frei, Delsla, oder ich zeige die ganze Mordgeschichte dem königlichen Procurator an.

Bertrand (tritt mit Pistolen ein). Hier sind die Waffen, Herr Oberst. Ihr Sohn und Herr Alphonse folgen mir auf dem Fuße.

Obrist. Desto besser, so werden wir Zeugen haben, und der Priester des heiligen Marquis von St. Simon wird sich nicht beklagen, daß nicht Alles ehrlich zugegangen sey. Corinna ist an dem Ueberfall unschuldig, mein Herr, aber Sie müssen mir Rede stehen für die Beleidigung meines Hauses.

Bavard (in größter Angst). Man verleumdet mich auf's Schändlichste . . . Sie verdrehen meine Worte . . . ein Priester führt nur die Waffen der Beredsamkeit . . . der Muth eines Märtyrers ist die schönste Tapferkeit . . .

Obrist. Sie fürchten sich, mein Herr? Haben Sie nur Muth, wenn es gilt, zu verführen oder zu betrügen? Zittern Sie vor dem rohen Soldaten, dem entseßlichen Gothen und Vandalen? Schießen Sie, oder dieser Augenblick ist Ihr letzter.

Charlemagne (der mit dem Capitain Alphonse hereintritt). Verschwenden Sie kein Pulver an diesen Menschen, mein Vater! So eben ließ die Regierung den Tempel dieser modernen Lartüffes schließen, und alle ihre Ränke werden an das Licht kommen.

Bavard. Wehe mir, Babylon steigt!

Corinna. Lieber Morris, treibe den Scherz nicht zu weit.

Obrist. Laufe, Glender; Du wirst dem Zuchtpolizeigericht nicht entfliehen.

Bavard (davonlaufend). Wir sprechen uns wieder, grausamer Meuchelmörder!

Obrist (ihm nachrufend). Sehr gerne, aber nur vor den Schranken des Tribunals, lieberlicher Gauner!

Alphonse. Meinen Glückwunsch zu Ihrer Rückkehr, mein väterlicher Freund. Möge eine Reuigkeit, die ich überbringe, Ihren gerechten Groll in Heiterkeit verwandeln. Der König hat Sie zum General ernannt.

Obrist. Das ist geschiedt vom König. Ich verdiente das Avancement schon lange.

Corinn'a (für sich.) General? Er ist nun meinem Herzen wieder doppelt theuer.

Charlemagne. Empfangen Sie auch meinen Glückwunsch, lieber Vater.

Obrist. Wie? der Freiheitsmann gratulirt mir? Wie kommst Du mir vor? Deine Wangen sind geröthet, Dein Auge glänzt, wie vor Freude?

Alphonse (lächelnd). Auch er ist mit der Regierung ausgeöhnt. Der Minister verlieh ihm eine schöne Stelle im Gendecorps.

Obrist. Und schnitt dadurch der republikanischen Hyder alle Köpfe mit einem Male ab? Bravo, Charlemagne. Die heftigsten Radikalen sind immer die friedlichsten Staatsdiener geworden, und Friede ist ja der Hauptzweck des neuen Weltsystems. Nicht wahr, meine liebe St. Simonistin?

Corinn'a. O vergib den Irrthum des verblendeten Weibes. Die Schuppen fielen von meinen Augen, und ich stehe reuig und beschämt.

Obrist. Vergeben und vergessen, Frau Generalin. Sie werden mir treu bleiben, weil ich auf der Bahn der Fortschritte emporstehre, statt zu sinken. — Was ist aber

mit Ihnen, liebster Alphonse? Sie tragen den Arm in der Binde?

Alphonse. Ein Räuber der Bende bleßte mich, doch lieferte ich ihn und seine Bande in die Gewalt der Patrioten. Der Kriegsminister schenkte mir die Capitains-Epauletten, meine Wunde wird heilen, und ich bin glücklich, wenn Sie mir Leocadiens Hand gewähren; da ich im Stande bin, ihre Zukunft zu sichern.

Obrist. Darüber mag meine Tochter selbst entscheiden. Ich höre ihre Stimme.

Leocadie (bringt lebhaft in das Zimmer). Was ist das? Alles in dem Hause in Bewegung? Der Vater sei angekommen, sagt man? Willkommen, tausendmal willkommen, mein Vater, nehmen Sie mich auf an Ihre Brust!

Obrist. Ich dachte Dich im Kloster besuchen zu müssen. Hast Du Deinen Proceß noch aufgeschoben?

Leocadie. Ich verdiene diesen Spott, liebster Vater, und Thränen quillen aus meinen Augen, denn ich komme von einer Scene, die mein Herz in seinen Tiefen erschüttert. Man hat das Kloster untersucht, man fand darinnen in einer entlegenen Kammer, seit Wochen eingesperrt und fast aufgerieben von Hunger und Verzweiflung, ein junges Mädchen, das seinen Eltern entführt wurde, in den Convent gezwungen werden sollte. Ich schaudere noch vor der unerhörten Tyrannei. — Noch mehr: ich floh zu Madame Casard und finde sie in dem Gewahrsam der Justiz. Man spricht von einem Complot, das entdeckt wurde . . . ich bin vor Angst außer mir . . . schützen Sie mich, mein Vater, retten Sie Ihre Tochter vor dem Argwohn der Machthaber. Ich habe nichts verbrochen . . . das lose Spiel, das man mit meinen Empfindungen trieb, hat mich zu keinem Fehltritte verleitet.

Obrist. Desto besser, mein Kind, denn gefährlich ist's, solch' losem Spiel sein Ohr zu leihen. Dort steht ein Mann, der Dein Beschützer zu seyn begehrt. Zum zweiten Male wachst er um Deine Hand; er hat sie verdient, ich verweigere sie ihm nicht mehr. Was bist Du gesonnen, zu thun?

Leocadie (erschrocken und hablant). **Alphonse**, geliebter **Alphonse**, verdiene ich denn noch solches Glück?

Alphonse. Das Paradies, theure **Leocadie**. Wäre es mir vergönnt, dieses Paradieses Schöpfer zu seyn?

Leocadie. O mein Freund, was hab' ich gelitten! Wo waren Sie, wo leben Sie? Mein Gott, Sie sind verwundet?

Obrist. Die Soldaten der Legitimität haben Deinen Bräutigam so zugerichtet, als er für die Ruhe des Vaterlandes gegen sie kämpfte.

Leocadie. Die Barbaren! Ihre Kugeln trafen Sie, bester **Alphonse**, während ich Verblendete den Sieg jener Waffen erstrebte?

Obrist. Heile diese Wunde und erinnere Dich stets, daß Parteienwuth Fluch bringt, daß die Kugeln der Faktionen immer das eigene Herz derselben zerfleischen. Der Himmel schenke unserem Vaterlande Ruhe und des Friedens Segnungen, so wie er in diesem Hause die Friedensfahne wieder aufziehen ließ. Vertilge diese Papiere, **Leocadie**, welche mir die gefährliche Agentin **Casard** eingehändigte. Auf diese Dokumente hin würde ich die Intrigantin angezeigt haben, wäre mir nicht die Nemesis zuvor gekommen. Ein Jeder von uns tilge überhaupt die kleinste Spur seiner Irthümer und erinnere sich, daß in Geseß und Ordnung das einzige Heil des Staates liege. — Kommt Alle an mein Herz, daß wir vereint seyen im

Stürme, den wir nicht gerufen, im Brande, den wir nicht angefacht. Höhere Sterne leiten das Schicksal der irdischen Reiche; wir dürfen nicht mit frevelnder Hand in den Gang des Geschehens eingreifen, dessen Räder zu stark für unsere schwachen Hände sind. Der Matrose auf dem schwankenden Schiffe thut auf seinem Posten seine Pflicht und vertraut im Uebrigen dem Gott, der dem Orkane gebietet.

— Tritt auch Du näher, lieber Bertrand, und gib mir Deine Hand. Die Schlacht ist zu unseren Gunsten entschieden; Ehrgeiz, Liebe und Ueberzeugung waren unsere treuen Allirten. Zufrieden sind wir Alle, nur möchte vielleicht mein guter Muley schmollen, daß er keine Gelegenheit findet, in meinem Hause einen der philanthropischen Handgriffe zu üben, die er in der patriarchalischen Wirthschaft des alten Sibat erlernte.

Abhemar's Ball = und Hochzeitsfest.

1.

In dem Stübchen des Winkelagenten Norder war es dunkel, matt glimmte im Ofen die spärlich wärmende Flamme, wobei sich der Winkelagent und seine Frau von der Kälte erholten; Eis deckte die verklebten Fenster, aber durch Eis und Glas und Papier strahlte eine helle Gluth ins Gemach, als ob gegenüber die Häuserreihe in Brand stände.

„Wir können heute schon die Lampe sparen“, sagte Norder mit bitterem Lachen, „die Illumination an dem Palast des Grafen erleuchtet auch unsere Hütte; leider nur macht sie nicht warm.“

„Was es nur wieder drüben geben mag?“ fragte die Frau mit neidischer Heftigkeit. „Die Kutschen rollen unaufhörlich, Beschackeln lodern und das Haus glitzert von Lampen auf und nieder.“

„Was wird es sein, Dorothea? Ein Geburtstag, ein Namensfest, eine Copulation vielleicht . . . wer weiß? Die vornehmen Herren führen alle Tage was Anderes im Schilde. Regnet es, so tanzen sie, schneit es, so fahren sie im Schlitten, ist es heiß, so geben sie Concerte, ist es kalt, so halten sie einen Schmaus. Wenn der Kanarien-

vogel stirbt, so verordnen sie große Trauer, wenn der Schooßhund genas, singen sie ein Tedeum. Wer berechnet alle diese Launen? Wenn's nur Geld kostet und die Pauken fröhlich wirbeln, während die dürftigen Nachbarn vielleicht verhungern."

Dorothea versetzte mit tückischem Lächeln: „Wahrhaftig, Alter, Du triffst es auf ein Haar. Es möchte Einen die Galle verzehren, wenn nicht schon der Mangel es thäte. Könnten wir nicht auch reich seyn? Ist es denn schon von Ewigkeit ausgemacht gewesen, daß wir in Armuth ver-schmachten sollen? So lange man jung ist, tröstet uns die Hoffnung, in der Kraft der Jahre thut es der Glaube an die Vorsehung; aber unter weißen Haaren stirbt die Hoff-nung, wie die Zuversicht. Ich glaube an nichts mehr, Alter!"

Mürrisch antwortete Roder, die halb erstarrten Hände reißend: „Meine Eltern hatten Vermögen, ich hatte Geld. Der Krieg nahm Jenen die Habe, unglückliche Speculation raubte mir die meinige. Ich hab's mit Allem versucht, mit Klugheit, mit Ehrlichkeit, mit Raffinerie. Alles um-sonst. Es ist so weit gekommen, daß nicht der einfältigste Bauer mehr nach meinen Diensten sich umsieht. Ich bin fertig; aus ist's. Der Dummheit gehört die Welt; der feynreiche Graf dort drüben verschleudert eine Million nach der andern in eitel Thorheiten, und wir haben kein-Schwarzbrod."

„Wo das hinaus will, lieber Alter?" sagte mit arg-listiger Sanftmuth das Weib. „Gabrielens Verdienst wird auch von Tage zu Tage geringer. Eine Goldfabrik nach der andern geht ein, was nützt es, daß man das Mäd-chen in der ganzen Stadt die schöne und brave Polirerin nennt? deswegen dingen ihr doch ihre Brodherren von Woche zu Woche ein paar Schillinge ab."

Norder lachte wieder grimmig und murmelte störrisch: „Berzeihe mir's Gott, aber ich wollte schier, das Mädchen wäre bei ihrer Schönheit nicht so brav. Tugend und Christenthum gehen betteln und ein gefälliges Mädchen sammelt Schätze für das Alter. Höre nur, wie da drüben die Musikanten trompeten, wie die Gäste jauchzen! Man hört das Gläsergeklirr deutlich über die Straße. Wir könnten viele Jahre lang in Freuden von dem Gelde leben, das heute durch jene lieberlichen Gurgeln fließt. Sieh, Dorothea: ich sehe den Fall, daß Gabriele dem tollen lockern Grafen gefiele und hübsch vernünftig wäre . . . sie würde bei diesen Feten die Honneurs machen, Schätze sammeln, Güter erwerben, unser Haupt auf sanfte Polster betten . . .“

Dorothea nickte schweigend mit dem Kopfe und erwiderte halblaut: „Ja wohl, Nicolaus, ja wohl. Wie Viele sind auf solchem Wege reich geworden, und die Ehre bleibt dann auch nicht aus. Was wird aber das Ende vom Liede seyn? Einmal verliebt sich das Mädel doch, und im besten Fall wird sie dann die Frau irgend eines Goldschmiedgesellen. Dann hört ihre Unterstützung auf, und wir können uns nur nach dem Spital und dem Kirchhof umsehen.“

„Recht, Dorothea. Das haben wir alsdann von der Mühe und der Sorge, die wir auf das Mädel verwendeten. Bornehm Blut thut nicht gut. Da war freilich Jubel im Dach, als wir das Kind zu uns nahmen, und die ersten fünfzig Louisd'or, womit uns die Mutter köderte, die sie alljährlich zu schicken versprach. Ja, Prost die Mahlzeit; die saubere Emigrantin schickte nicht mehr einen Heller, und wir hatten das fressende Kapital auf dem Halse. Verfluchtes Geld, das auch den Klügsten blendet! Was

genießen wir nun davon, nachdem wir das Kind zur Schule und Christenlehre geschickt und ihm ein einträgliches Handwerk haben lernen lassen?"

„Einzig und allein, daß wir noch nicht verhungert sind, weil Gabriele uns ihre paar Groschen gibt“, meinte Dorothea.

„Das ist ihre vermaledeite Schuldigkeit.“

„Ganz gut, Alter. Sie sollte aber mehr für uns thun, und da wir auf diesem Kapitel sind, so will ich Dir geschwinde etwas vertrauen, ehe das Mädel heimkömmt.“

Das würdige Paar rückte zusammen und Dorothea erzählte mit geheimnißvoller Miene: „Da ist der Kammerdiener des Grafen, der alte liebe Herr Bonaventura, der manchmal mit mir redet, wenn ich drüben von dem Koch eine Suppe oder ein delikates Tafelüberbleibselchen hole. Der alte Herr hat Augen wie ein Falke und sah schon manchmal unsere Gabriele, und meinte denn auch, das Kind sey verzweifelt hübsch. Da kam er neulich auf den Reichtum seines Herrn zu reden, und wie derselbe vor Geld und Gut nicht wisse, wo aus und ein, und alle Liebhabereien befriedige, die nur das Herz begehrt, sich aber leider nicht allzu viel aus den Weibern mache. Nun ist es dem Herrn Bonaventura schon recht, daß der Graf nicht heirathet, weil ansonst die Frau im Hause commandiren würde, und nicht der Herr Kammerdiener, aber er möchte wohl den tollen jähzornigen Gebieter durch eine kleine Inclination ein Bißchen kirre machen und warf verlorene Worte wegen unserer Gabriele hin. Er rechnete z. B. so: wenn es ihm gelänge, nach einem verjubilten Abend die liebe Unschuld in die Nähe des Grafen zu bringen, so möchte dieser wohl von so vielen Reizen gerührt und in

dem angenehmen Netze gefangen werden. Wie Herr Bonaventura den Grafen kennt, so zählt er auf eine dauernde Verbindung, wenn derselbe einmal in den Angelhaken gebissen; wo nicht, so wäre doch bei der enormen Freigebigkeit des Cavaliers nicht zu zweifeln, daß er mit einem starken Jahrgehalt und kostbaren Geschenke diejenige belohnen würde, die ihm ihre erste Liebe zugewendet hätte."

Dem alten heillosen Winkelagenten gingen die Augen groß auf, und mit begieriger Hast, leise flüsternd, als ob der Ofen selbst ihre niederträchtigen Pläne verrathen könne, beredeten sich die beiden alten schlechten Leute über die geeigneten Mittel und Wege, die unbefangene Tugend in den Abgrund der Verführung zu stürzen. Unter diesem greulichen Zweisprach schlug es neun Uhr auf den Thürmen der Stadt, die Feierabendglocke von St. Johann läutete, die in den Fabriken beschäftigten Arbeiter wurden aus den gaserleuchteten Sälen entlassen, und auch die arme Gabriele kehrte, von Frost durchschauert, eiligst nach Hause zurück. Mit einem freundlichen Grusse trat sie in das finstere Gemach, zündete geschäftig die Lampe an, reichte den Alten die Hand, entledigte sich der Arbeitsärmel, der Handschuhe, und rieb erwärmend die feinen Finger. Dann packte sie den Arbeitsbeutel aus, verschloß sorgfältig in dem Schrank einige Kleinodien von Werth, die man ihr zum Poliren nach Hause gegeben, und breitete vor den Pflegeeltern auf einer reinlichen Serviette die Semmelbrode und das geräucherte Fleisch aus, das sie zum Nachtmahl mitgebracht. Zugleich schüttelte sie ihr kleines Geldbeutelchen, worinnen schweres Silber klang, und sagte vergnügt: „Mein wackerer Fabrikherr hat mir einen Vorchuß gegeben, zehn Kronenthaler, wohlgezählt,

damit wir die Feiertage fröhlich begehen können und auf ein paar Wochen darüber hinaus versorgt sind. Einen Theil des Geldes kann ich schon während der Festtage abarbeiten, indem ich zu Hause die Ketten und Armbänder polire, die der amerikanische Consul für seine Nichte bestellt hat. Darum wollen wir uns traulich zusammensetzen, und der liebe Vater mag nur sagen, ob er heute zu dem Schmause Bier oder Wein zu trinken begehrt, damit ich es noch schnell aus der Nachbarschaft hole."

Nach einigem Zaudern entschied sich der Alte für den Wein, und schmunzelnd erklärte sich Dorothea bereit, denselben statt des Mädchens zu holen.

"Nicht doch, liebe Mutter," versetzte Gabriele: "es ist kalt und Du hast böse Füße. Ich bin in einem Augenblick zurück, denn die Straße ist spiegelhell von der Beleuchtung am Palais des Grafen." Eiligst hatte sie die Flasche ergriffen und sprang wie ein Reh die Treppen hinab.

Stumm und beschämt saßen die alten Leute eine Weile einander gegenüber. Mit schüchterner Stimme begann endlich Nicolaus: "Die Gabriele ist doch ein gutes Schäflein und thut, was sie uns an den Augen abseht. Ich dachte . . . der Anschlag mit dem Grafen . . . wir könnten's verschleiben . . . es müßte jaust nicht heute sein." —

Da seufzte Dorothea mit schlimmer Heuchelei und entgegenete schneidend: "Wie Du willst, lieber Alter. Aber heute wäre passende Gelegenheit, und übermorgen, vielleicht morgen schon reist der Graf nach Italien. Wer weiß dann, ob und wann er wiederkommt, und ob er nicht ein Liebchen in Welschland findet, während Gabriels, wenn wir die Sache klug angreifen, selbst Hahn im Korb seyn und als eine große Dame mit nach Italien reisen, uns im Ueberflusse zurücklassen könnte."

Hierauf zuckte Norder die Achseln, nickte unschlüssig und murrte vor sich hin: „Das ist freilich so eine Sache.“

Dorothea merkte, daß der Sieg auf ihrer Seite war, und freute sich dessen; die Wünschelruthe des Gewissens schlug seltener an ihr versteinertes Herz, als an die Brust des Mannes.

Nach wenigen Minuten kam Gabriele wieder, eine lächelnde Gebe, mit perlendem Purpurtrank, wogegen sie den Giftpfeiler eintauschen sollte.

„Du bist so lustig, mein Kind?“ fragte Norder verlegen, und das Mädchen entgegnete, indem es die Speisen zerschchnitt: „Ei, mir lachte das Herz, da ich im Vorübergehen bei unserem reichen Nachbar die glänzende Herrlichkeit schaute. Ach, wie schön ist der Palast aufgezogen! Zwölf Pechfackeln brennen vor dem Hause, von Lampen strahlt die ganze Fronte, über dem Thore flattern Guirlanden von den schönsten künstlichen Blumen, in der Halle brennen hundert Kerzen, stehen Orangenbäume, Blumentöpfe garniren die Treppe, deren Stufen mit prächtigen Teppichen belegt sind, und zwei Mohren in goldenen Kleidern heben die Gäste aus den Kutschen, und ein Herr in gestickter Uniform, den Degen an der Seite, empfängt, die da kommen, geleitet, die da fortgehen. Gepuzte Damen steigen die Treppe auf und nieder, ein Heer von Lakaien treibt sich umher und das Volk drängt sich so zahlreich hinzu, daß die Volksgenossen kaum Ordnung zu halten vermögen. Wie schön muß es nicht erst in dem Hause selbst seyn! Die Musik, die Tafel, die Beleuchtung, der Tanz . . . zum ersten Male in meinem Leben wünschte ich so recht von Herzen, die Pracht mit ansehen zu dürfen, nur von ferne aus einem Winkelchen, so etwa wie im Märchen die arme Aschenbrödel.“

Ein unheimlicher Strahl fuhr in Dorotheens Augen auf, sie trat bedeutungsvoll auf die Zehen ihres Mannes und antwortete schlangenhaft: „Ei, liebe Gabriele, für so viel Freude, als Du uns heute machst, möchte ich Dir schon das Vergnügen gewähren, wenn es der Vater erlaubte. Wenn wir genug gegessen hätten, schlüpfen wir in unsere Mäntelchen, huschten hinüber und bäten den guten Herrn Bonaventura, den ich ein Bißchen kenne, um ein verstohlenes Plätzchen auf der Galerie, wo die Musikanten sitzen und die Weiber der Hausoffizianten dem Ball zusehen. Ein Stündchen ist ja keine Ewigkeit, und Väterchen würde sich mit seiner Flasche unterhalten, bis wir wiederkommen. Was meinst Du, Alterchen?“

Gabriele war freudig überrascht, klatschte in die Hände und betrachtete mit hoffnungsvollem Blick den Pflegevater, der nur wenige schüchterne Einwendungen wagte und endlich sein Jawort gab, als Dorothea schon ihre Saloppe umgeworfen hatte. Zitternd vor Neugier und Vergnügen that Gabriele ein Gleiches, hing sich fest in den Arm der Mutter und schlüpfte über die Straße nach dem verheißenen Paradiese. — Der Eintritt war nicht leicht; schnelle Räder, stampfende Rosseshufe, der Ungeßüm des andrängenden Pöbels, die Grobheit der abwehrenden Thürsteher machten den Paß schwierig. Dorotheens spizige Elnbogen verschafften sich indessen Platz und Raum bis zu einem der goldbelegten Mohren, der mit grinsender Freundlichkeit das schöne Mädchen bei der Hand nahm und sammt der Begleiterin dem Kammerdiener überlieferte, welcher just unter dem gaffenden Gesinde seinem spanischen Rohr zu thun gab. Bonaventura's Heftigkeit wandelte sich schnell in zudringliche Galanterie, da er Gabrielen ansichtig wurde. Geschäft-

tig webelte der alte dicke Italiener, eine Hintertreppe hinan, die Weiber folgten ihm und gelangten unter seinem Schutze auf die von Dorotheen erwähnte Tribüne. Mehrere privilegierte Zuschauer und Zuschauerinnen hatten bereits neben dem Orchester ihren Platz gefunden; dennoch brachte Bonaventura seine Gäste an eine vortheilhafte Ecke. Vor Gabriels trunkenem Auge lag der herrliche Saal, von Marmorpfeilern getragen, zwischen denen eine reiche Fülle von Gold, Frescobildern und Sptegeln hervorquoll, beschimmert und umblitzt von unzähligen Wachsfammen, wie von einem Feuermeere. Eine Menge von Kronleuchtern schwebte an Purpurbändern von der Decke hernieder, goldene Leuchter starrten aus allen Wänden, von jedem Fries schwankten lebendiggrüne Festons, in jeder Ecke standen Rauchfässer auf japanischen Gestellen und spendeten balsamische Düfte. Die künstliche Wärme im Saale, erhöht von dem Gemüth der Gäste, dem Dampfe des Räucherwerks und dem Feuerathem der Beleuchtung, spottete des eifigen Winters so sehr, daß man mit Entzücken dem plätschern=den Springbrunnen nahte, der mitten im Saale aufstrahlte, umgeben und überdeckt von einem hohen, aus Golddraht gefertigten Käfig, worinnen muntere Kanarienvögel auf- und abschwirrten und fröhlich sangen, halb verborgen hinter blühenden Sträuchern. Um die Strahlquelle drehte sich Tanz, hundert Paare walzten, während auf anderen dazu bezeichneten Flächen des ungeheuern Saals Contretanz und Monserine ihre Figuren schlangen, sobald das Orchester auf der Tribüne schwieg und die Musik im Saale selbst begann.

Als nun Gabriele den Wirbel von so vielen glänzend-geputzten Reuten sah, die theils im Tanze hüpfen,

theils auf rothsammetnen Estraden saßen oder Erfrischungen verzehrten, herumgereicht von Bedienten, die wie Marschälle anzusehen waren, da wurde ihr eng ums Herz, ihr Auge feucht. Dorothea beobachtete lauernd ihr Gesicht und sagte mit heuchlerischem Mitleid: „Wohl magst Du seufzen bei so viel Prunk und Herrlichkeit, Du armes Kind. Das Nämliche war Dir in der Wiege beschieden, und wenn Deine Mutter Dich nicht verlassen hätte, so dürftest Du es mit einer jeden von den Damen aufnehmen, die sich da unten so hoffärtig benehmen, als gäbe es außer ihnen Niemand auf der Welt.“

„O, schweige doch, ich bitte“, antwortete das Mädchen kummervoll und leise, „ich bin ja zufrieden mit dem, was mir der Himmel bescherte, und mit meiner Mutter wird schon der liebe Gott abrechnen, wenn sie nicht schon längst bei ihm ist, wie ich beinahe fürchte.“

Schmerzlich beugte sie ihr Haupt und ermutigte sich nur nach und nach wieder an den Accorden der Musik. Doch war der Widerhaken in ihrer Brust geblieben und sie gestand sich heimlich selbst, daß es doch nicht so verwerflich wäre, wenn das Schicksal sie in den Vortheilen belassen hätte, die es ihr an der Wiege zugesichert zu haben schien. — Dorothea störte ihre Gedanken nicht und zog sich nach der Thüre der Galerie zurück, wohin Bonaventura sie durch einen Wink beschieden und wo Beide in vertraulich heimliches Gespräch sich vertieften.

2.

Graf Adhemar war vor nicht gar langer Zeit in der Stadt eingetroffen. In fernem Lande geboren, un-

ermesslich reich, in den besten Mannesjahren, auf der Grenze der Dreißig stehend, hatte er abenteuernd die Welt durchstürmt, bald da, bald dort geraftet und die Heimath nur in langen Zwischenräumen besucht, um auf seinen Gütern nach Ordnung und Bestand zu sehen. So hatte denn auch der wunderliche Zug seiner Launen ihn hieher geführt, und allenthalben war ihm der Ruf eines tollen Sonderlings vorausgegangen. Man erzählte sich von ihm die sonderbarsten Dinge, und alle hatten Grund und Alles war ihm zuzutrauen. Er schleppte das Gefolge eines Satrapen hinter sich her, einen Trupp von Dienern, einen Marstall voll der schönsten Racepferde, Equipagen von allen Formen, zahlreiche Hausofficianten, endlich einen Schwarm von Künstlern, die nichts zu thun hatten, als seinen Launen zu fröhnen: einige Maler, die seine Pferde kopirten und seine verwegenen Reiterstücke in gentilen Skizzen verewigten, Musiker, die mit ihrer Virtuosität seine Tafel belustigten, die Sere-naden brachten, welche er anordnete, die vertraulichen Orgien erheiterten, die er seinen zahlreichen Bekannten gab; ein Taschenspieler, ein Gaukler folgte seinem Zuge, ein erfahrener Waffenschmied besorgte seine Gewehr-kammer, ein besoldeter Tapezier schmückte allenthalben wie mit Zauberschnelligkeit die Quartiere, die des Grafen Couriere wählten und sein Schatzmeister freigebig bezahlte. Was nur fantastisch war, wurde vom Grafen überschwenglich geliebt, er zog gerne die Blicke der Welt auf sich, sowohl durch den allzu üppigen Bartwuchs, womit er stolzирte, als auch durch den sonderbaren Schnitt seiner Kleider, durch seine Gewandtheit zu Pferde, worin er excellirte trotz einem Zögling des Franconi, und durch die beisspiellose Geldverschwendung, deren er sich belei-

figte. Stieg irgendwo ein Luftballon, so mußte Adhemar nothwendig mit hinauf, gab es irgend ein Duell, so secundirte er wenigstens, wenn ihm eine Hauptrolle dabei versagt war; bei jeder Wette hielt er mit, jeden Unfug half er mitbegehen, eine Reise von ein paar hundert Meilen war ihm eine Kleinigkeit, eine Ausgabe von eben so viel Dublonen gar nichts. Er trank das ganze Jahr hindurch Wasser, bis er sich einmal vornahm, beim Gelage sich zu berauschen; er liebte den Tabak nicht und rauchte doch um der prächtigen Pfeifensammlung willen, die er mit schwerem Gelde sich angelegt. Fiel es ihm ein, so schlief er wochenlang nicht eine Stunde und taumelte von Excessen zu Excessen; dann war er wieder für Monden der solideste Mann; dann gefiel es ihm plötzlich wieder, vierzehn Tage lang das Bett nicht zu verlassen. Ein Mal beschenkte er seine Leute mit vollen Händen; das andere Mal prügelte er sie mit der Gezeitsche ohne Erbarmen durch. Heute war er der wohlthätigste Almosengeber, morgen warf er den unverschämten Bettler und die verschämte Armuth zugleich aus dem Hause. Was erlaubt war, that er lässig, eifrig aber, was aus Unerlaubte grenzte oder verboten war. Wilde unregelte Lebenskraft pochte in seinen Adern, für die Sinne handelte er rasch, träge für den Geist. Er ging in die Comödie, um zu schlafen, er besuchte Kirchen und Hörsäle, um Spektakel zu machen, er liebte Gemälde — von Pferden und Hunden, er schätzte Musik, wenn sie ihm zum Tanze spielte oder ein Tafellied begleitete. Alles, was Reichthum schafft, versammelte er auf seinen Gütern, führte er in seinen Fourgons mit sich; nur zwei Dinge fand man nicht in seinem Hause, in seiner Nähe: Bücher und Weiber.

Die ersteren hatte er so zu sagen nie gekannt, die letzteren nur in verächtlichen Exemplaren kennen gelernt und stets nach kurzem Umgang wieder weggeworfen. — Dieses raube Verkennen weiblichen Werths hatte ihm nichtsdestoweniger durch tausend Schlingen geholfen, die ihm von Koketterie und elterlicher Versorgungswuth gestellt worden waren. Er, das Ziel aller gefallsüchtigen Mädchen, aller berechnenden Mütter, aller spekulirenden Väter, wäre unausbleiblich in den Netzen dieser geschickten Jägerzunft gefangen worden, hätte er ein empfängliches Herz gehabt. Sein Rang, Name und Reichthum öffneten ihm jedes Haus, jedes Schloß; bei keinem Ball, bei keiner Gasterei durfte er fehlen, so wie auch kein Mädchenkopf am Fenster fehlte, wenn er wie toll auf rasenden Hengsten durch die Stadt sprengte, über Barrieren setzte, oder als kühner Wagenlenker die gefährlichen Höhen auf- und abfuhr, als gelte es den Hals zu brechen je eher, je lieber. — Adhemar's Galanterie und Lebenslust widerstand den Einladungen nicht, wenn auch sein Verstand süßere und gefährlichere Lockungen abwies. Um jedoch keine Verbindlichkeit irgend einer Art zu haben, machte er freigebig jeden Ball und Schmaus mit einem anderen wett, oder bewirthete seine zahlreichen Gastfreunde alle zusammen an einem Abend mit einem Feste, dessen sich ein Fürst nicht schämen durfte.

So war es auch heute. Seinen Dank für viele genossene Höflichkeiten des Adels in der großen Stadt verband er in einem prächtigen Abschiedsfeste, womit er seine nahe Reise nach Italien zu begeben vorgab. Er machte unermüdet den Wirth während der ersten Hälfte des Balls und bei der lederen Tafel, woran zur ersten Stunde die Damen sich niederließen, bedient von den

aufrechtstehenden Herren. Doch war die Tafel kurz, gestiftentlich abgekürzt durch den Wirth, der das Orchester heimlich beordern ließ, mit dem rauschendsten Walzer die plaudernden Gäste aufs Neue zu locken. Die Damen widerstanden nicht, Adhemar führte die Schönste zum Reiten und bemerkte bald mit behaglicher Schadenfreude, daß die geschmückte Längerin ohnmächtig zu werden drohte. Rasch entzog er die Unpäßliche dem Gewühl, übergab sie der Obhut ihrer Verwandten und verschwand selbst, wie ein Gespenst. In dem dunkeln Corridor, der nach dem Hintergebäude des Palastes führte, begegnete der Graf seinem Gesellschafter Helmsdorff, einem armen, aber fein gebildeten Edelmann, den er fütterte und bald als Sekretär, bald als Ceremonienmeister verwendete.

„Ist die Compagnie beisammen?“ fragte er seinen Protégé: „ich hab' es auf dem Balle satt, mag mich nicht länger geniren und dürfte nach freieren Athemzügen.“

„Die Intimen sind versammelt, die kleine Donzelli, die blasse Mimi fehlen nicht, der rothe Engländer, Graf Marco, der Domherr und die übrigen Eingeweihten erwarten den König des Festes.“

„Bravissimo, mein Freund. Betritt meine Stelle auf dem Ball, halte die Leute hin, daß sie tanzen, bis der helle Tag in die Fenster scheint. Ich liebe das, man spricht davon. Ich will jedoch auf meine Weise fröhlich seyn, und es kizelt mich, heute, nur ein paar Klaster von der besten Gesellschaft entfernt, ein Bacchanal mit lockeren Wüstlingen und Balletnymphen zu begehen. Gile, fliege, vertröste die Stiftsfähigen von Stunde zu Stunde auf meine Rückkehr. Der Verdruß, mich erwartet zu haben und am Ende mich doch nicht zu sehen, darf den armen Schluckern nicht geschenkt seyn.“ —

Sie schieden. Der Graf gelangte bald zu der Thüre, die in das Heiligthum sybaritischer Freuden führte. Drei Gemächer in dem Hintergebäude waren dazu hergerichtet: ein Speisesaal, ein Spielzimmer und eine Zechstube; ein paar Kabinette und eine Küche waren die Beigabe zu diesem Tempel des Bacchus, und dieselbe Pforte schloß all' diese Gemächer von dem Hauptgebäude ab. Heitere Eleganz und Bequemlichkeit vereinigten sich in diesem Aufenthalt, zu dem man von der Straße ganz unbemerkt gelangen konnte, wenn man in dem Nebengäßchen anfuhr und in das Seitenthor des Palastes trat.

Die für diesen Abend geladene Gesellschaft war erst gegen die elfte Stunde eingetroffen. Die Herren hatten bis dahin sowohl im Schauspiel, als in Kaffeehäusern voll auf zu thun gehabt, die Damen kamen gerade aus der Scene des großen Ballets. Der verführerischste Negligéputz machte ihre Reize um so anziehender, wie die Begeisterung des Abends und der bereits genossene Wein die männlichen Gäste munterer und rühriger machte. Man kam schon reger und belebter zusammen, und die Hoffnung, des Abends Freuden durch Scherz und Tafellust zu steigern, entflamte jedes Auge. Die Bedienten, welche in diesem verschwiegene Tempel die Wache hatten, waren schon besorgt gewesen, für die Gesellschaft ein feines Souper aufzutragen, und Abdemar trat ein, als die ersten Champagnerflaschen entpfropft wurden.

„Ein feierlicher Empfang!“ rief er lachend in die Versammlung: „die Artillerie, die ich am meisten liebe. Guten Abend, meine Damen, seyd gegrüßt, ihr Herren. Ich flüchte mich in Ihren Schooß, mich für die Langeweile zu entschädigen, die ich jenseits erdulden mußte.“

Ein lautes Vivat war die Antwort der Tischgenossen.

Mimi winkte den Grafen neben sich, der englische Baronet schob ihm ernsthaft ein Glas hin, ein Schauspieler begrüßte ihn mit passenden Versen, die der karfunkelnastige Poet der Tafelrunde wohl zu machen, aber nicht zu recitiren verstand. Bald war das Gespräch in vollem Gang und die Zunge des Grafen geflügelt, weil er heute Wein trank. Den ersten Becher mußte ihm der Domherr, ein behaglicher Atheist, in aller Form segnen, Mimi kredenzte ihn, und nachdem der Graf den ersten Schaum abgetrunken, schlürfte die Reige vollends, halb verstopfen und mit komischer Gast, ein Doktor der Philosophie, einer von den unzähligen Doktoren Deutschlands, dessen Schmarozkertum und Pickelhäringsgeschick vollendet zu nennen waren. Er machte den lustigen Rath, vertrug jede Grobheit, so lange er nüchtern war, kannte das Zartgefühl kaum dem Namen nach, behte vor keiner Schüssel zurück, betrank sich auf Kommando, wurde alsdann seinerseits grob, und ertrug zuletzt mit stolischer Fassung die Züchtigungen, die man über ihn verhängte.

Außer den schon genannten Personen waren noch einige Edelleute gewöhnlichen Schlages zugegen, dürstend nach Wein und Spaß, ein paar geistreiche Künstler, eifrig, zu genießen und Skizzen zu sammeln, ein Forstmeister, der auf verwegenen Ritten schon Arm und Bein gebrochen, folglich für den Grafen eine Respektperson war, ein ehemaliger Offizier, der sich bereits im Dienste aller Potentaten geschlagen, und endlich der Graf Marco, ein seltsamer Mensch, von den Unschlüssigen, die bald rechts, bald links gehen alle Augenblicke ihren Lauf ändern und kein festes Steuer führen. Marco war früher Wüßling von Profession gewesen; eine zärtliche Liebe hatte ihn davon abgebracht. Ein Knecht der neuen Leidenschaft,

sprach er lange seinen früheren Hohn, konnte aber doch nicht hindern, daß er nicht manchmal in die alten Striße zurückfiel. Adhemar's lustige Wirthschaft gefiel ihm dann und wann; dann und wann verließ er seine angenehme Häuslichkeit, um die Feste im Hause des Grafen mitzufeiern. Marco und Adhemar fanden Berührungspunkte unter sich, konnten sich gegenseitig wohl leiden, achteten einander jedoch nicht im Geringsten. Das hinderte sie indessen nicht, innige Freunde zu seyn, so lange Momus waltete.

Und heute waltete der lustige Gott vorzugsweise mächtig. Von allen Seiten der Tafel brach ein Feuerwerk des Witzes los, gepaart mit aufsprudelnden Quellen des gröbsten Scherzes. Der Graf behauptete lachend, er werde nach Welschland ziehen, um dort Eremit zu werden, die braune Donzelli bat im Voraus um seine Fürbitte, der Capitular sprach ein frivoles Anathem über die Teufelskinder, die auf der öffentlichen Scene agiren, der Bickelhäring parodirte den Bannspruch auf seine Weise, und einer der lustigen Junker schlug dem fröhlichen Wirth vor, lieber im Lande zu bleiben und eine Frau zu nehmen.

„Sie werden mich gleich aus meinem Himmel reißen, wenn Sie auf diesen Punkt kommen,“ versetzte Adhemar, und in der That wich der frohe Muth von seinem Gesichte: „bei den Geistern meiner Vorfahren und dieses Champagners schwöre ich, niemals zu freien.“

„Welch' glücklicher Vorsatz!“ flüsterte die Donzelli, die in ihrer Ehe böse Erfahrungen gemacht haben mochte: „Ungebundenheit das höchste Glück!“

„Ja wohl,“ bekräftigte der Canonikus: „schon Paulus hat gesagt . . .“

„Et was, Paulus hat nichts gesagt“, fiel ihm der

lustige Rath ins Wort und hielt ihm den Mund zu: „aber der Herr Graf will reden. *Silentium* also.“

„Ich passe nicht für eine Frau, und keine Frau für mich,“ rief der Graf diktatorisch.

„Prächtig ausgedrückt!“ jubilirte der Schauspieler: „Shakespeare hat die Rolle des Hamlet gerade nur für Sie geschrieben.“

„Wahrhaftig, dem Grafen ist unserer Damen Stand und Reichthum viel zu gering,“ meinte der Forstmeister, und Adhemar entgegnete ihm: „Keineswegs, unsere Edel-damen sind mir zu hoch. Affectation und Weichlichkeit sind mir verhaßt, und ich zöge vielleicht eine Zigeunerin der reichsten Dame vor, wenn ich überhaupt der Narr wäre, ein Band zu knüpfen, an dessen Einförmigkeit ich ersticken müßte.“

„Gut gesagt, ich gratulire“, schaltete der Wirt ein, ohne seine eistige Monotonie zu verlieren: „Abwechslung erhält, das Einerlei mißfällt.“

Die blasser Mimi schmiegte sich zutraulich an Adhemar und lächelte: „Sie scheiden vielleicht bald, und noch hatte ich nicht das Glück, Sie in meiner armen Wohnung zu empfangen?“

Der Graf klopfte sie schätkend auf die Wangen, bedeckte mit seiner Hand ihr schmachthendes Auge und antwortete mit Schadenfreude: „Das wirst Du auch nie, kleine Prinzessin vom seidenen Flitterschuh. Ein Tete-a-tete ist nicht von meinem Geschmack. Ich liebe Euch nicht so sehr, verführerische Nymphen, und will Euch eher meine Börse aufstun, als mein Herz. Sucht Gold in meinen Taschen, aber nicht Küsse auf meinen Lippen.“

„Wie grausam und unartig!“ sagte heimlich die sentimentale Rosaline zu ihrem Nachbar, dem vielgedienten

Spadassino: „Neben diesem Manne hielte ich es nicht einen Tag lang aus. Nehmen Sie doch die Partei der edleren Weiblichkeit.“ Spadassino drückte der Freundin zärtlich die Hand, klopfte aber bedeutend auf die leere Westentasche.

„Sie sind klug,“ meinte nun auch Rosaline: „lassen Sie jedoch den Augenblick nicht vorübergehen. Der ungewohnte Wein steigt dem Grafen schon zu Kopfe. Seine Augen funkeln, schon streicht er den Schnurrbart zehn Male in einer Minute. Jetzt wäre Etwas von ihm zu erlangen.“

Spadassino besann sich schon auf eine passende Einleitung, aber Mimi hatte bereits, ihres Herzens Bitterkeit verleugnend, die Freigebigkeit des leicht berauschten Adhemar in Anspruch genommen.

„Ich könnte zum Carneval nach Venedig kommen,“ flüsterte sie mit Flüstertönen: „aber meine Garderobe bedürfte großer Erneuerung, und in meiner Kasse fehlen dazu gerade noch hundert Dukaten.“

„Ein wahrer Bettel. Hole Dir morgen bei meinem Cassier zweihundert Kremnitzer, von den nagelneuen, und bilde Dir ein, ich hätte Dich besucht.“

Mimi stammelte ihren Dank, als schon die Donzelli von der anderen Seite ein Klage lied anhub, daß sie wegen Geldmangels nicht im Stande sey, den Phaeton zu kaufen, der so wohlfeil zu haben wäre. —

„Kleinigkeit, liebe Donzelli, auf Ehre. Mein Kutscher soll morgen den Wagen vor Deine Thüre bringen und kein Trinkgeld nehmen; nur tanzt Du ihm die Gavotte vor, womit Du im neuesten Ballet die Zuschauer bezauberst. Der arme Mensch darf nicht von seinem Boock und sehnt sich doch, Dir, kleines Wunderthier, und Deiner Kunst zu huldigen.“

Die Donzelli verhüllte sich mit affectirter Beschämung das Gesicht, die Gesellschaft lachte, und als dritter Bittsteller trat der Forstmeister in die Schranken mit den Worten: „Ein verdammtter Streich, daß mein Ajax gestern das Bein brechen mußte. Mit zitternder Hand schoß ich das arme Thier zusammen, denn mit ihm verlor ich ein Kapital.“

„Bah, lieber Forstmeister. Mein Hector soll Ihren Ajax ersetzen. Er ist mir ohnehin viel zu zahm. Die Bestie springt nicht höher als fünf Fuß und kostet mich doch vierhundert Carolins, auf Ehre.“

Da nun der Graf so breit und behaglich in seinem Stuhle lag, nippte und wieder nippte, den Bart strich und mit den Fingern schnalzte, stürmten die Suppliken von allen Seiten auf ihn ein.

„Deine englischen Hunde, wie würde ich mich freuen, sie zu haben.“

„Meinetwegen, nimm sie hin.“

„Deine vortreffliche Jagdflinte . . . wollen wir nicht tauschen? Ich gebe alle die meinigen dafür.“

„Warum nicht gar! Was soll ich mit Deinen Musketen? Wenn Dir die Büchse gefällt, so behalte sie.“

„Ich muß das Tabakrauchen aufgeben, denn ich kann nur mehr aus Ihrem köstlichen Meerschäumkopf rauchen.“

„Schämen Sie sich; nehmen Sie in Gottesnamen die Pfeife, aber lassen Sie uns Himmelswillen das Rauchen nicht.“

Die Gesellschaft applaudirte in frohem Muth. Der Graf warf sich helllachend zurück und sah den alten Bonaventura kerzengrade hinter seinem Sessel stehen.

„Willkommen, Alter!“ rief Adhemar und zauste des

Kammerdieners weißen Backenbart: „Ich bin vergnügt, Du grauer Bruder Lüderlich. Der Muthwille sucht mir in den Häuten. Was machen meine honorablen Ballgäste? Quieten noch die Flöten und schnarren die Geigen? Sind die Raufen noch voll und schäumt noch der Trog für die Krippenreiter?“

Die Gäste brachen in unmäßiges Gelächter aus.

„Es wird noch immer frisch getanzt,“ antwortete der Kammerdiener. Adhemar fuhr fort: „Die Lahmen tanzen und die rüstigen Leute hier sitzen steif hinterm Tisch? Was verlangt Ihr, meine Freunde? Wollen wir spielen? Ich halte Bank.“ Er warf ein paar Handvoll Dukaten vor sich hin auf den Tisch und redete immer lustiger weiter: „Soll ich Euch Künste vormachen? Ge, mein Pferd herauf; ich will einen Salto mortale über den Tisch zum Fenster hinaus probiren.“ Die Tänzerinnen kreischten, die Männer lachten, und Adhemar fuhr fort: „Oder wollen wir Jagdstückchen aufführen? Alter, meine Flinte. Der Doktor soll ein Licht vor die Nase halten und ich will zwischendurch schießen, daß das Licht auslöscht, und weder Nase noch Kerze sollen verletzt seyn.“

Der Doktor kroch eiligst unter den Tisch und die Weiber zeterten lauter, und unauslöschlich wurde das Gelächter. Da zog Bonaventura den Gebieter auf die Seite und raunte ihm ins Ohr: „Ich habe Etwas für Sie!“

„Was?“

„Einen wahrhaft königlichen Wiffen.“

„Narr!“

„Ein Mädchen.“

„Einfaltspinsel, was soll ich damit?“

„Eine reine Unschuld, tugendhaft, fleckenlos, Wunder der Schönheit.“

„Laß mich zufrieden.“

„Ein zweites Exemplar solcher Vollkommenheit finden Sie nicht mehr.“

„Bah, das wäre!“

„Meinen Kopf zum Pfande.“

„Ein schlechtes Pfand. Wo ist aber das Geschöpf?“

„Sie schmaust mit ihrer Mutter auf meiner Stube, die Alte ist einverstanden, die Junge . . .“

„Das gibt sich, bringe sie auf mein Zimmer.“

„Wann wollen Sie das Mädchen sehen?“

„In einer Stunde.“

„Lange Frist; wer weiß, ob ich das Vöglein so lange festhalten kann?“

„Fünfundzwanzig Prügel, wenn ich das Mädchen nicht sehe, und fünfzig, wenn es mir nicht gefällt.“

„Aber, Herr Graf . . .“

„Fort, störe mich nicht länger in meinem Vergnügen. Du hast Deinen Bescheid, richte Dich darnach.“

Mit neckischem Lachen trat der Graf wieder zu der Gesellschaft und sprach: „Es ist doch erstaunlich, wie man mir nachstellt. Da soll ich wieder zu einem Rendez-vous, in einer Stunde schon.“ Während des erneuten Gelächters zog Adhemar die mit Brillanten besetzte Uhr; sie stand. „Wie viel Uhr?“ fragte er den Schauspieler neben sich. Dieser erröthete, suchte vergebens nach einer Uhr in seiner Westentasche, und Adhemar versetzte: „Wui doch, wie sollen Sie Zeit finden, Ihre Rollen zu lernen, wenn Ihnen der Zeitmesser abgeht?“ Mit diesen Worten warf er dem Künstler seine Uhr zu.

„Bedenke, was Du thust, o Herr,“ predigte der lustige Rath im Prophetenton: „der Geist ist über mich gekommen“ — er hatte sich nämlich betrunken — „und sagt

mir, daß alle diese Leute lose Waare sind, die ihr Schuldbuch alsobald vernichten."

Der Graf sah ihn scheel an, gab ihm einen ziemlich Schlag auf die Schulter und entgegnete: „Der Possenreißer schweigt und hält das Maul, wär' es auch mit Wahrheit vollgestopft. Wer will meiner Freigebigkeit Zaum und Gebiß anlegen? Ehrwürdiger Domherr, redet ohne Scheu. Was begehrt Ihr? Thut es, so lange diese lebenswürdigen Bettler noch etwas übrig lassen."

„Et, das schöne Porcellanservice dort in der Ecke wäre mir schon als ein Andenken lieb."

„Amen. Euer Wille geschehe. Und Sie, mein Herr Maler?"

„Eine Reise nach Italien würde mich ausbilden."

„Schön; auf meine Kosten mögen Sie morgen schon reisen. Verlegen Sie sich aber ja auf Pferde. Und Sie, Herr Lithograph?"

„Die Erlaubniß, Ihr Portraitt kopiren und vervielfältigen zu dürfen."

„Was thun Sie damit? Sie sind allzu bescheiden. Was liegt dem Publikum an meinem Kopf? Indessen, wenn Sie glauben, daß ein Sonderling sich verkauft . . ."

Der Doktor warf sich an des Grafen Brust und schrie: „Man wird sich reißen um unsere Köpfe, sage ich Dir. Aber nun schenke mir auch Etwas. Meine Narrheit soll doch nicht leer ausgehen?"

„Behüte Gott. Was verlangst Du?"

„Die Brosamen von Deinem Tische."

„Ich verstehe, lustiger Rath." Adhemar warf den Tisch um, daß die Dukaten weit in das Zimmer rollten. Der Doktor kroch ihnen behende nach, die Junker machten Jagd auf ihn, die Künstler silhouettirten ihn, die

Tänzerinnen erstickten vor Lachen auf dem Sopha, die Lustigkeit wurde zum Geschrei, zum Gewieher, und der Graf jauchzte, dem Domherrn in die Arme sinkend: „Ich bin heute so vergnügt, so glücklich, so selig, daß ich, hole mich Der und Jener, mir vor Freunden eine Kugel vor den Kopf schießen möchte, um nur in Wonne und Sauf und Braus zu sterben.“

„Das sagt nur ein Thor,“ sprach hinter ihm eine ernsthafteste Stimme; Adhemar drehte sich betroffen um, und Marco, der die vorigen Worte gesprochen hatte, wiederholte verächtlich: „Das sagt nur ein Thor,“ und kehrte dem Grafen den Rücken zu.

Diese plötzliche Verletzung seines Ehrgefühls machte den Grafen alsobald spröde und scharf, wie eine Damascenerklinge, und er sagte schnell: „Sie denken ein Bißchen laut, Graf Marco.“

„Das ist meine Gewohnheit.“

„Galt die Sottise mir?“

„Es war eine Kritik Ihrer Handlungsweise.“

„Also Beleidigung?“

„Meine Ueberzeugung.“

„Satisfaktion, mein Herr.“

„Gerne, mein Herr.“

„Bestimmen Sie die Waffen.“

„Pistolen, wenn's beliebt.“

„Die Zeit?“

„Das ist etwas Anderes. Noch nicht so bald.“

„Warum, wie so?“

„Die Partie ist nicht gleich.“

„Erklären Sie sich.“

Da dieser Wortwechsel mit lauter Stimme geführt wurde, war nach und nach Stille eingetreten. Die Frauen-

zimmer hatten sich schüchtern in eine Ecke zurückgezogen, die Männer standen im Kreise um die Duellkandidaten. Die Vernünftigeren wollten vermittelnd einschreiten, aber die Gegner verbateten sich jede Ausgleichung, und Marco forderte das Wort.

„Ihre Aeußerung, Graf Adhemar,“ sprach er ruhig, „hat mich gestört, weil sie nicht den Gesetzen der Vernunft gemäß ist. Das Leben ist so schön, so erquicklich, daß man sich ärgern muß, wenn Einer, der im Schooße des Glücks sitzt, davon reden mag, sich um des Glücks willen zu erschießen. Nun mag die herbe Wahrheit, der ich Worte lieb, Sie allerdings beleidigt haben, weil oft für den Einen schwarz ist, was dem Andern weiß oder rosenfarbig erscheint. Daher natürlich die Herausforderung, der ich nicht ausweichen will, aber, wie gesagt, die Partie ist ungleich. Ich bin Gatte, selig in der Liebe meines Weibes, ich wurde vor wenigen Wochen Vater eines reizenden Kindes. Dieses Doppelglück, meine Herren, hat mir das Leben erst theuer gemacht, hat gewissermaßen das harte Urtheil veranlaßt, das ich fällte, das den Grafen verletzte. Wenn nun die Kugel die Schiedsrichterin des Zwistes werden soll, so muß vernünftiger Weise Einer so viel zu verlieren haben, als der Andere, und da würde ich zur Stunde im Nachtheil stehen, statt im Vortheil, wie es das Ehrengesetz für die Person des Geforderten haben will. Graf Adhemar hat leicht in den Kampf auf Tod und Leben zu gehen: ihn bindet keine Pflicht, keine Sorge fesselt ihn, kein Familienglück macht ihm das Leben werth, das er täglich auf einem festen Ritze wagt, oder im Tanze, oder beim Becher aufs Spiel setzt. Darum schlage ich mich jetzt noch nicht mit ihm. Mein Muth hat schon oft Probe gehalten, wie Sie Alle wissen. Ich schieße nicht

minder gut, als der Graf, und hätte den ersten Schuß. Von Furcht kann also nicht die Rede seyn, wohl aber vom strengen Recht, welches allein die Barbarei des Zweikampfs einigermaßen auszugleichen vermag. Graf Abhemar vermähle sich, und wenn er einen Sprößling seiner Ehe auf seinen Armen wiegt, dann mahne er mich aufs Neue an meine Schuldigkeit, ihm Genugthuung zu geben, und ich will der ehrloseste Mensch seyn, so ich ihm dieselbe länger weigere.“

Tiefes Schweigen herrschte nach Marco's Rede, und die Zuhörer wußten lange nicht, ob sie ihren Ohren zu trauen hätten. Die Gemäßigten nickten beifällig zu Marco's Philosophie, die Ultras verzogen höhnisch den Mund; doch redeten sie nicht, weil Marco als Fechter in der That gefürchtet war und dem Grafen Abhemar nothwendigererweise das erste Wort gebührte. Man erwartete von seiner Seite eine fürchterliche Explosion, aber dem war nicht also. So wie der Spiritus des Weins Marco's Begeisterung unendlich und seltsam gesteigert hatte, so verslog schnell in Abhemar's Haupt der leichte Champagner-
 rausch und machte einer seltenen Besonnenheit Platz. Der Graf verschränkte die Arme und versetzte ernsthaft: „Ihre Philosophie ist mir neu, mein Herr, doch kann ich im Grunde deren Richtigkeit nicht leugnen. Ich könnte zwar einwenden, daß Sie früher daran hätten denken, Ihre Beleidigung hätten unterdrücken sollen; aber das Ungewöhnliche findet an mir seinen Mann. Es sei, wie Sie es vorschlugen, und alle diese Herren sind Zeugen unseres Vertrags. Wir Beide genießen einer so vortrefflichen Gesundheit, daß wir uns sehr wohl allenfalls ein paar Jahre lang für unsere respektive Mordlust aufsparen können, und daß der Waffenstillstand nicht allzu lange währe, sei meine

Sorge. Es gehörte gerade nur eine solche Sonderbarkeit dazu, um mich von meiner Heirathsscheu zurückzubringen, und bis zum festgesetzten Termin bin ich Ihnen für mein Leben verantwortlich, so wie Sie, mein edler Widersacher, mir das Ihrige garantiren wollen. Was der liebe Gott übrigens in höchster Instanz über uns beschließt, das ändert natürlich die Sache, und der Tod auf Befehl des Schicksals mag ohne Vorbehalt unsere gegenseitigen Pflichten lösen.“

Darauf gaben sich die beiden Gegner kaltblütig und beruhigt die Hände; es wurde ausgemacht, daß ein steter Briefwechsel beide Interessenten von ihren Lebensumständen in Kenntniß setzen solle, und daß, wenn alle Formalitäten erfüllt sein würden, das Rendez-vous nach Adhemar's Bestimmung stattfinden hätte. — Nach Abschluß des Vertrags endigte der Graf mit den Worten: „Meine lieben Gäste! Ich empfehle Ihnen das Stillschweigen über diesen Auftritt nicht; erstens, weil Sie es doch nicht beobachten würden, zweitens, weil es mich freut, wenn die Stadt davon redet, und drittens, weil Graf Marco morgen mit seiner Gattin eine längere Reise antritt und der zarten Frau daher das Gerücht von dem vertragenen Cartel nicht so bald zu Ohren kommen wird. Aber ich denke, daß wir jetzt von einander scheiden. Die Conversation würde nicht mehr schmecken, der Punsch vielleicht nicht mehr munden, und ich brauche doch einige Stunden Ruhe, um zu überlegen, wie ich es anfange, daß ich morgen eine Frau nehme.“

„Morgen schon?“ fragten die Gäste wie aus einem Munde, und der Graf antwortete: „Halten Sie das für eine Unmöglichkeit? Ich kenne nichts Unmögliches.“

Da lächelte die blasser Mimi: „Wie unglücklich wäre das Weib, welches Sie gewönne und neben der Freude

zugleich die Angst empfinden müßte, Sie vielleicht nur zu bald wieder zu verlieren.“

„Kleiner heuchlerischer Schelm, rechnest Du für nichts das reiche Testament im Hintergrunde?“ spottete der Graf und bot der Tänzerin den Arm, sie wegzuführen, worauf die ganze Gesellschaft nach Hause eilte.

3.

Der Kehraus verhallte im Ballsaale, als der Graf, gähmend zwar, jedoch ernsthafter, als sonst, sein Schlafzimmer aufsuchte. Bonaventura, der des Gebieters im Vorgemach harnte, nahm dem vorleuchtenden Diener das Flambeau ab, schloß sorglich die Thüre und sagte mit gedämpfter Stimme: „Ach, wie spät kommen Sie, Herr Graf. Ich hatte meine liebe Noth mit dem armen kleinen Dinge und mußte es gewaltsam zurückhalten, damit es nicht Peter schrie.“

„Wovon sprichst Du?“ fragte der Graf zerstreut.

„Ei, von der schönen Gabriele, die ich in Ihr Kabinet einsperrte.“

„Die Pest auf den Kuppler! Das Rendez-vous war mir entfallen.“

Schluchzen und jämmerliches Weinen drang durch die Thüre des Kabinetts, an dessen Schloß und Riegel eine schwache Hand zu rütteln sich bemühte.

„Welch' ein Spektakel!“ schalt der Graf. „Wirßt Du gleich öffnen, bocksfüßiger Haremswächter?“

Bonaventura sprang, was er konnte, und that, wie ihm befohlen. Die reizende Gabriele, aufgelöst in Thränen, mit zerrauten Locken, stürzte verzweifelt zu des Grafen Füßen. „Barmherzigkeit, Herr Graf!“ stammelte

das Mädchen und rang die Hände. „Dieser alte Mann hat mich betrogen, hat meine Mutter getäuscht, die jetzt gewiß mit Thränen der Angst auf den Straßen irrt, mich zu suchen. Nachdem uns der falsche Mensch mit Lederbissen bewirthet, lockte er mich hierher, hielt mich mit Arglist zurück, sperrte mich ein und behauptete, nach Ihrem Befehl zu handeln. Das kann ich aber nicht glauben, Herr Graf. Sie sind zu muthig, Ihr Auge ist so gut. Ein muthiger und edler Mann beschimpft die wehrlose Unschuld nicht. Sie werden mich der Mutter zurückgeben, Sie werden gerecht seyn, damit ich Ihr Andenken segne, wie ich dieses Sünders Arglist verfluche!“

Der Graf war verlegen, bestürzt, unfähig, zu reden, aber sein Auge betrachtete mit Wohlgefallen die schöne jugendliche Gestalt zu seinen Füßen. Nachdem er eine Minute im Stillschweigen verharret, gerührt von dem Vertrauen, das ihm Gabriele bewies, hob er das Mädchen sanft auf und sagte treuherzig: „Machen Sie sich um Ihre Mutter keine Sorgen, mein werthes Kind. Ihre Mutter ist eine schlechte Person, mit deren Einwilligung Sie hieher gelockt wurden.“ Gabriele erstarrte lautlos. Der Graf fuhr langsam fort: „Es ist keine Rede davon, daß ich die Niederträchtigkeit jenes Weibes benützen wolle. Aber, während Bonaventura noch mehrere Lichter anzündet und die Frau meines Haushofmeisters ruft, die Ihnen dann als Ehrenwache dienen mag, setzen Sie sich wohl einen Augenblick zu mir auf das Sopha und beantworten mir eine Frage.“

Zitternd wankte Gabriele an der Hand des Grafen zu dem Divan; mit satanischem Lächeln entzündete Bonaventura alle Wachskerzen. Mit der zunehmenden Helle im Gemach wuchs auch der Muth Gabriels, und sie

hörte ruhiger, obgleich sehr befremdet, dem Grafen zu, der also fortfuhr: „Sie sind schön, schöner, als ich mir gedacht. Sie scheinen zugleich brav und in gewissen Grundsätzen fester, als Ihre Jahre es oft mit sich bringen. Wo Ehrlichkeit, da ist auch Aufrichtigkeit. Sagen Sie mir offenerzig, sind Sie noch von Liebe frei? hat noch kein Mann Ihre Neigung gewonnen, eine Zusage von Ihnen erhalten?“

Gabriele schaute ihn mit großen Augen an und erröthete sehr. Bonaventura rief leichtfertiger herüber: „So rede doch, mein Kind, so antworte doch herzhast dem Herrn Grafen.“

Worauf sich Adhemar zornig gegen ihn wendete und barsch entgegnete: „Was ist das? Wer untersteht sich, dieses Mädchen zu duzen? Ich verbitte mir solche Familiarität und rathe dem Herrn Kammerdiener, auß Schnellste zu vollziehen, was ich befehl.“

Mit ängstlicher Geschmeidigkeit schob sich Bonaventura durch die Thüre, die hierauf der Graf sperrangelweit öffnete, wonach er seine vorherige Frage an das Mädchen wiederholte. Außer Stand, mit Worten zu entgegnen, schüttelte Gabriele den Kopf, und Adhemar versetzte zufrieden: „Brav, das wäre in der Ordnung. Ferner: könnten Sie mich leiden?“ Er spazierte einige Male vor Gabriele auf und nieder, deutete dann auf sein wohlgetroffenes Portrait über dem Kamin, als wollte er das Mädchen einladen, seine Züge sorgfältig zu prüfen, und drehte ihr während dessen den Rücken zu. Gabriele war in der peinlichsten Verlegenheit, beinahe wäre sie durch die offene Thüre entflohen; Furcht, Verwunderung und Neugierde hielten sie jedoch wie in einem Zauberkreise zurück.

Nach einer Pause kam der Graf wieder auf sie zu, sah mit forschendem Blick in ihre Augen, die zuerst klar

auf ihm verweilten, alsdann feucht und beschämt den Boden suchten, und mit unaussprechlichem Behagen erriet er, daß sein Urtheil nicht ungünstig ausgefallen. Die Pendule auf dem Kammin schlug drei Uhr, und der Graf sagte mit lauter Stimme, indem er auf das Zifferblatt deutete: „Ich habe mir selbst das Wort gegeben, das Mädchen zu heirathen, das mir heute zuerst begegnen würde. Sie sind es, mein angenehmes Kind. Nichts steht unserer Ehe im Wege, und wenn Sie keine Einwendungen zu machen haben, so schlagen Sie ein. Von diesem Augenblicke an sind Sie meine Braut, unter der Bedingung jedoch, daß noch heute Abend der Priester uns vereinige.“

Wie vom Blitz getroffen, sank Gabriele in die Kissen des Divans zurück, aber ihre Hand, die Adhemar erfaßte, entzog sie nicht dem seltsamen Werber. — Bonaventura und die Frau des Hofmeisters traten neugierig in das Zimmer und wurden zu Stein, als der Graf ihnen zurief: „Hier meine Braut, meine Gemahlin, ehe noch der Tag verstreicht. Erzeigt der Frau Gräfin Euren Respekt und bringt das ganze Haus auf die Beine, damit der Hochzeitstag mir keine Schande mache.“

Bonaventura fiel aus allen Himmeln, die er sich geträumt, sein Ministerthron stürzte zusammen, wie ein Kartenhaus. Im tiefen Abgrunde seiner Brust verfluchte er den Augenblick, da er Gabriele in das Haus geführt, aber der Knecht hat nur feige Verwünschungen, und ihm mangelte die Zeit, durch die That seinem Sturze zu begegnen. Wie immer, so auch heute, ging der Graf seinen Weg schnell, wie der Sturmwind. Alles mußte seinem Dienste fröhnen. Am frühesten Morgen berannten seine Agenten die geistliche Behörde, sein Gold eroberte Dispens

und Hetrathserlaubniß, seine Boten schmückten die Kirche, trugen die Einladungskarten, schleppten aus allen Magazinen der Stadt das Schönste und Prächtigsste zusammen, um die Braut zu schmücken. Ein Heer von Schneidern und Puzmacherinnen erfüllte den Palast; die theuersten Shawls, Spitzen und Diamanten, das feinste Linnenzeug, die reichsten Gewänder lagen in einem Nu ausgebreitet vor Gabriels Auge, die unter allen diesen Herrlichkeiten wählen sollte und es nicht vermochte. Adhemar that es für sie, und sein Geschmaek, wie seine Freigebigkeit, thaten Wunder. Indessen ging die Kunde wie ein Lauffeuer durch die Stadt; man lachte, man zweifelte, spottete, schimpfte. Der Adel verweigerte, wie natürlich, die Einladung, der Sturm der Neugierigen auf den Palast wurde kräftig zurückgewiesen. Der Graf lachte Alle aus. Dorothea bekam Krämpfe vor Freude und Aerger, als ihr Bonaventura wissen ließ, was geschehen war, und ihr auf Befehl des Grafen, wie auch dem Winkelagenten, den Eintritt in das Haus verbot. Gabriele wollte die entarteten Menschen nicht mehr sehen, und der Graf stimmte ihr bei. „Ein Jahrgehalt tröste die eigennützigen Seelen,“ sagte er verächtlich: „Du hast Deinen kindlichen Pflichten, den Kupplern gegenüber, damit genug gethan.“

„Ach, sie sind ja nicht meine Eltern!“ seufzte Gabriele mit erleichtertem Herzen und erzählte dem Bräutigam, was sie von ihrer Herkunft wußte. Adhemar's Gesicht verfinsterte sich und er antwortete trocken: „Wenn ich das früher gewußt hätte . . . das ist mir fatal. Sie werden nun sagen, ich hätte dennoch auf die Herkunft gesehen. Indessen . . . geschehen ist's einmal; außer dem Kirchenbuche werde der hochadelige Name nicht genannt, und die Rede sei fortan nicht mehr davon. Weine nicht,

mein Täubchen, Du kannst ja nichts für meine Antipathie, und dazu bist Du so schön und, wie ich hoffe, so gut, daß ich allerdings den Geburtsfehler übersehen und recht verträglich mit Dir auskommen werde.“ Diesem Troste folgte der erste Kuß, hierauf das wie durch Zauberei gefertigte Brautgewand, alsdann eine Mahlzeit, wovon kein Bissen genossen wurde, die Toilette der Braut, wobei nichts mangelte, und endlich die Vermählung, wobei die gesammte Aristokratie fehlte. Mit dem Schläge sechs Uhr besaß Adhemar eine liebenswürdige Frau und schickte sogleich eine Staffette an den reisenden Marco, um ihm das glückliche Ereigniß, zugleich den ersten Schritt zum Zweikampf zu melden.

4.

Underthalf Jahre waren verfloßen, der Spätsommer war eingetreten. In lauer dämmeriger Abendstunde saß im Freihof zu Thun der Graf Adhemar und wiegte einen Säugling auf dem Schooße, während seine Gattin Gabriele den Thee bereitete. Der Vater trieb tausend Tollheiten mit dem Kinde, tausend Scherze mit der Mutter, war fröhlich und guter Dinge. Gabriele sah diesem Treiben mit schwärmerischem Auge zu, und Adhemar fragte endlich nach der Ursache ihres Ernstes. Gabriele antwortete: „Wenn ich doch nur die verwünschte Fabel von dem Duell aus dem Kopfe bringen könnte, die mich heute wieder ganz besonders ängstigt.“

„Märchen!“ lachte Adhemar mit heiterer Stirne: „das sind Nachwehen Deines Mutterstandes. Wie oft habe ich diese trüben Gedanken in Dir bekämpft! jagte ich nicht den Bonaventura davon, gab ich nicht der plauder-

süchtigen Theresie den Abschied, weil sie sich unterfingen, Dich mit solchen Hirngespinnsten zu quälen? Wer hat aufs Neue die Abgeschmacktheit versucht? es ist nichts daran, sage ich Dir, aber der unberufene Schwäger muß mir aus dem Hause."

Gabriele seufzte tief, und entgegnete: „Ich schlummerte diesen Nachmittag und träumte schwer. Ich sah aus einem Fenster unseres Hauses auf einen grünen Hügel, und dort standest Du und schlugst Dich heftig mit einem hageren Manne von schreckhaftem Aussehen, und Ihr fielest alle Beide zu Boden, ehe mein Geschrei Euch erreichte, und ein verwitterter Leichenstein flog zwischen Euch in die Höhe. Ich wollte hinüber, Dir beizustehen, konnte jedoch nicht von der Stelle, ich wollte um Hilfe rufen, aber meine Kehle war zugeschnürt und vermochte nur zu ächzen. So erwachte ich voll Entsetzen."

Adhemar lachte noch weit mehr, als zuvor, und meinte: „Der Traum ist zwar närrisch genug, aber ganz unrichtig in seiner Erfindung; Marco, den das alberne Gerücht als meinen Gegner bezeichnet, steht keineswegs schreckhaft aus, ich für meine Person schlage mich nur mit Pistolen, unmöglich ist es, daß beide Duellanten zugleich fallen, und wenn der privilegierte Lügner, der Traum, uns mit einem Leichenstein beehren will, so mag er uns einen nagelneuen statt eines verwitterten spendiren. Schlage Dir das wunderliche Zeug aus dem Kopf."

Gabriele lächelte nun selbst mit den Worten: „Du verkehrst das Traurige in Scherz. Für Dich gibt es keinen Ernst in der Welt."

Adhemar schmiegte sich zärtlich an sie und antwortete:

„Nur meine Liebe ist mir Ernst, und ich begreife selbst nicht, wie Du mir es angethan hast. Du solltest aber am besten wissen, wie ich mich änderte. Seit dem famosen Ritt, wo mich der Ali abwarf und ich den Arm brach, seit dem Krankenlager, welches mir Deine zärtliche Pflege versüßte, kenne ich mich selbst nicht mehr. Die wilden Rösse sind fort, und meine zahme Leda würde dem erbärmlichsten Bodagriften gerecht seyn. Ich kutschire nicht mehr und überlasse die Pflicht dem bedächtigen Kerl, der nur aufzutreiben war. Ein ökonomischer Cassler hält meine Gelder in verzweifelter Ordnung; wenn ich auf die Jagd gehe, schleße ich höchstens ein paar Lerchen. Den Tanz habe ich mir abgewöhnt, weil Du ihn nicht liebst, das Spiel, weil Du es mißbilligst; unser Gefolge ist auf acht Personen herabgeschmolzen, meine Leute werden, da ich sie nicht mehr strapazire, fett und steif, der gute Helmsdorff gähnt den ganzen Tag, und ich habe seit einem Jahre keinem Menschen eine Grobheit gesagt. Delila, was hast Du aus mir gemacht?“ — Schätzernd legte er den Kopf in Gabriels Schooß, der kleine Bube kroch auf ihm herum, die weißen Finger der Gattin spielten mit seinen Locken.

Da schob sich ein dickes rothes Gesicht in die Thüre, und der Canonikus stand in Lebensgröße vor dem Paare. Der Graf empfing ihn mit Freudengeschrei, die Gräfin entfernte sich bald mit dem Kinde.

„Auf meiner Alpenreise mochte ich nicht unterlassen, Sie zu besuchen, Herr Graf“, sagte der Domherr mit Freundlichkeit: „ich finde Sie glücklich, und freue mich dessen.“

„Unausprechlich glücklich. Ich wundere mich selbst darüber, aber es ist einmal so. Vor zwei Monden hat mein Weib meiner Seligkeit die Krone aufgesetzt, indem sie mir einen Stammhalter gebor.“

„Ihre Lebensweise soll sich sehr geändert haben, sagt die plauderhafte Welt.“

„Von Grund aus: ich bin ein Patriarch geworden. Aus meiner lockern Zeit ist nur der Schnurrbart übrig geblieben, weil Gabriele diese Zierde wohl leiden mag. Wenn nicht, so hätte ich auch den Bart ihr zum Opfer gebracht.“

„Da komme ich vielleicht sehr ungelegen mit meiner Botschaft. Ich stieg im weißen Kreuz ab, einen Augenblick nach mir kam Marco mit seiner Gemahlin an. Marco sendet mich.“

„Ganz recht; ich habe vor ein paar Wochen meine Herausforderung wiederholt, da nun hoffentlich die Partie egal ist. Es freut mich, daß er beim Rendez-vous so pünktlich ist. Mein Testament ist fertig; wir wollen die Sache schnell abthun.“

„Auch Marco's Wunsch. Morgen früh um sechs Uhr.“

„Gut; der Platz?“

„Gänzlich unbekannt in dieser Gegend, überläßt Marco Ihnen die Wahl.“

„Auf dem Kirchhof also. Dort, wo man die entzückendste Aussicht genießt, schwelgte ich in der höchsten Wonne, als Gabriele mir den Sohn geboren hatte. Wo ich des Lebens höchstes Glück empfand, will ich dem Tod ins Auge schauen. Den Wächter des Kirchhofs habe ich bereits gewonnen, morgen wird ein regnerischer Tag seyn, neugierige Fremde werden uns nicht stören, und in ein paar Minuten ist Alles vorüber. Helmsdorff ist mein Secundant.“

„Der Forstmeister begleitet Ihren Gegner. Ich, der Diener des Friedens, biete meine Vermittlung an.“

„Sie wird fruchtlos seyn; Marco leistet keinen Wider-
ruf. Die Kugel muß entscheiden.“

„Welche Kaltblütigkeit! Im Schooße des Glücks fühlen
Sie keine Sehnsucht, es länger zu genießen?“

„Sind wir Knechte des Vorurtheils, müssen wir uns
auch zu fassen wissen. Wenn ich morgen sterbe, nach acht-
zehn seligen Monaten, ist es dann nicht eben so gut, als
ob ich noch ein Jahrzehend vom Glücke naschte? Auf Wieder-
sehen morgen.“

Der nächste Tag brach an, verschleiert von Nebelwolken.
Des Kirchhofs Thor stand offen, und der Hüter ließ die
Kämpfer ein, welche ernst und langsam über die Gräber
schritten und die passendste Stelle suchten. Kalter Luftzug
wehte über den Hügel, Stadt und Fluß und See lagen ver-
sunken in wolkigem Dunst. Adhemar war ruhig und heit-
ter; Marco stand finster und in sich gekehrt. Worte der
Sühne waren versucht worden, schweigend hatten die Geg-
ner sie zurückgewiesen. Die Waffen waren geladen, soll-
ten zur Hand genommen werden. Da näherten sich die
Grafen unwillkürlich einander und reichten sich die Hände,
wenn nicht zur Versöhnung, doch zum Abschiede. In
Marco's finsternes Auge trat eine Thräne, sein Mund stam-
melte: „Wir waren einst so gute Freunde . . .“

Adhemar fiel ihm ins Wort: „Woher diese Stimmung,
mein Herr? Die Partie ist nun gleich, hoffe ich, und ich
zage nicht.“

„Die Partie ist nicht gleich. Sie sind glücklich, ich
bin es nicht mehr. Mein Kind ist gestorben, ein unseliges
Mißverständniß hat den Frieden meiner Ehe gestört. Soll
ich mit dem ersten Schusse eine Seligkeit zertrümmern, ich,
der Unglückliche?“

„Sparen Sie Ihr Mitleid. Schießen Sie, schießen Sie gut, meine Kugel fehlt nicht das Ziel.“

Schnell trat Marco auf seinen Posten, die Pistole frachte und die Kugel sauste an Adhemar's Kopf vorüber. Nun erhob dieser die Waffe, und der Schuß, absichtlich fehlend, schlug in die Zweige eines Baums, der sich über Marco's Haupte wölbte. Ast und Blätter fielen auf diesen nieder; den Trümmern auszuweichen, that Marco einen Schritt zurück, strauchelte über einen Grabhügel und fiel zu Boden. Die Zeugen sprangen hinzu; indem sie den Gefallenen aufrichteten, traf sein Blick einen alten Leichenstein, der zur Seite stand, und vom Zauber der Erinnerung ergriffen, den vorigen Austritt ganz vergessend, faltete Marco die Hände und rief: „Welch' ein Name glänzt mir von diesem Grabmale entgegen! Meine Herren! welch' eine wunderbare Fügung! Hier ist die Grabstätte der Mutter meiner Gattin, nach deren Schicksal ich vergebens forschte, deren räthselhaftes Verschwinden schon seit langen Jahren an dem Herzen meines Weibes nagte, der Grund ihrer Schwermuth, die sich seit dem Tode unseres Kindes verdoppelte und mir als ein Verbrechen anrechnete, daß ich nicht Auskunft über das Loos der Mutter geben konnte, mit einem Wort, die Quelle des Unfriedens, der meine Häuslichkeit verzehrt.“

Der Hüter des Kirchhofs kam herbeigelaufen, von dem Doppelknall der Pistolen erschreckt, und machte seinen Gästen die heftigsten Vorwürfe über ihr Beginnen, von dem er nichts geahnt. Adhemar beschwichtigte ihn mit Gold, Marco faßte ihn bei den Schultern und deutete fragend auf den Grabstein. Der Mensch erzählte, daß hier eine polnische Dame liege, die als Emigrantin vor zehn oder elf Jahren zu Thun angekommen und durch

einen schnellen Tod verhindert worden, ihre Reise nach Italien fortzusetzen, wo vielleicht Freunde oder Verwandte sie erwarteten. Marco umarmte den Hüter voll Freude, besann sich dann plötzlich und sprach zu Adhemar: „Bei- nahe hätte ich, bestrahlt vom Sonnenlichte des Entzückens, vergessen, daß mein Leben noch Ihnen gehört, wenn Sie Gefallen tragen sollten, das Pistolenspiel noch einmal zu beginnen.“

Adhemar sah die Zeugen fragend an, und diese führten die Gegner zusammen; mit Veröhnung und Widerruf auf den Lippen, umarmten sich die Stretter. Dann entwand sich Marco der Umarmung und rief: „Ich fliege zu meiner Gattin, die schmerzlich-süße Kunde ihr zu bringen. Wäre mir doch auch vergönnt, die verlorene Schwester an ihr Herz zurückzuführen, die mit der Mutter Polen verließ, während mein Weib unter der Pflege ihrer Tante zurückblieb!“

Der Canonikus war zum Leichenstein getreten und las vor sich hin. „Die Starostin Wizewska . . .“ Ueberrascht eilte auch Adhemar hinzu, umarmte dann aufs Neue den veröhtnten Feind und rief mit überwallender Hestigkeit: „Freude, mein lieber Marco! Heute werden zwei Familien glücklich auf immerdar. Meine Gabriele ist die Schwester Ihrer Gattin!“



Ein Contumazhaus.



Schneegeflöber fuhr über die Berge, im Thale war kaum fortzukommen. Die schmale Straße war zum Theil aufgewühlt, zum Theil verschüttet und verweht, abschüssig und glatt an vielen Stellen, die der Wintersturm kahl gefegt hatte. Trotz allen Unbilden der bösen und rauhen Witterung stolperten zwei Wanderer die Heerstraße entlang. Der Eine hielt ziemlich gemessenen Schritt, gebeugt unter ein schweres Felleisen; der Andere, ohne Gepäck, lustig und ärmlich gekleidet, hatte das Nachtquartier später verlassen, holte aber, schnelleren Schrittes, seinen Vordermann wohlgemuth ein. Die beiden Männer kannten sich nicht und stießen auf dem fremden Wege zusammen, wie Schneeflocken, die der wirbelnde Luftstrom von Süd und Nord zusammenjagt. „Guten Tag,“ grüßte der jüngere, leichtfüßige Wanderer den schon bejahrten, schwerbeladenen Straßengefährten. „Schönen Dank, und gleichfalls,“ versetzte der Begrüßte. Dann kam das Wetter im Gespräch an die Reihe, und endlich das „Woher?“ und „Wohin?“ An den Rhein wollten Beide: der Eine, weil er dort zu Hause war und seinen Kindern das in der Fremde ersparte Brod zu bringen hatte, der Andere, weil er dort Unterkommen und Glück zu finden hoffte. Ein ehrlicher Weber der Aeltere, der in fremdem Lande

eine kleine Erbschaft geholt, ein vactrender Thunichtgut und Allerleimann der Jüngere, der in der fernern Fremde sein Bißchen Erbtheil verthan und seine Hoffnung auf Gott und die Zeit gestellt. Bei ihm bedeutete aber Gott das Glück, und zwar nicht das bescheidene bürgerliche Glück, sondern die buhlerische Fortuna auf der unständigen, wildrollenden und zielermangelnden Kugel. Der Weber war dagegen ein hausbäuerer frommer Mann, dem eine Predigt das Höchste schien und die Obrigkeit das Nächste am lieben Herrgott. Dann kam erst die Familie, dann das Handwerk, und endlich zuletzt die eigene, an Entbehrung und Beschränkung gewöhnte Person.

„Wie weit noch bis zur Grenze?“ fragte der Thunichtgut Conrad den frommen Leineweber, und dieser versetzte: „Drei Stunden noch durch Dick und Dünn, aber Gott wird uns auch bis dahin helfen.“ — „Verdammtes Wetter! Es sollte kein Winter sein.“ — „Der liebe Gott hat die Welt gemacht und Alles aufs Beste eingerichtet.“ — „Nur meinen Beutel nicht, der immer leer ist, und nicht meinen Magen, der immer hungert, und nicht meine Kehle, die beständig durstet.“ — „Arbeit und Gottesfurcht helfen zu Brod und Ehre.“ — „Ich habe nicht sonderlich Lust an der Arbeit, guter Weber. Ein großer Herr ist an mir verstorben.“ — „Gott wird Euch schon wieder auf die rechten Wege führen, lieber Conrad.“ — „Das will ich erwarten, lieber Meister.“ — „Ihr seyd noch jung, und Jugend hat nicht Jugend. So Ihr aber einst Euer eigenes Hauswesen führt, wird's schon anders lauten.“ — „Gott sey Dank, daß ich keines habe. Das thant' ich brauchen! Ich habe nur gern mit mir allein zu thun.“ — „Ich möchte nicht allein stehen, lieber Conrad.“ — „Und ich bin froh, daß ich nicht einmal mehr

meine Eltern am Leben weiß. Der Vater brummte immerdar, die Mutter grämte mir jede Freude ab. Haben auch schlecht für mich gesorgt, und wenn ich einst glücklich werde, haben die Eltern gewiß keinen Theil daran. Jetzt leb' ich ganz ruhig in den Tag hinein, habe die bösen Lehrjahre überstanden, mich von der Conscription freigespielt, und sogar der Cholera ein Schnippchen geschlagen, weil ich früher ausriß, als sie mir auf den Hals kam."

Da schlug der Weber die Augen dankbar und wohlgemuth zum trüben Schneehimmel auf, hielt stille, und faltete die Hände mit dankbarer Inbrunst. „Gott straft die sündige Menschheit hart und schwer,“ sagte er aus vollem Herzen, „aber Preis und Dank dem Schöpfer, der sich meiner erbarmte und um meiner Frau und Kinder willen die Zuchtruthe an mir vorübergehen ließ!“ — „Allen Respekt vor Eurem Dankgebet, lieber Meister, aber mein Grundsatz ist: weit davon ist gut für den Schuß. Man lebt nur einmal, und das Leben wird uns ohnehin so schwer gemacht, daß es überflüssig wäre, an einer so elenden Seuche dahin zu sterben. lieber barfuß durch die Welt laufen, bis nach Stralsund, wo sie mit Brettern vernagelt seyn soll. Heute hier und morgen da, ubi bene ibi patria. Herrgott! Wie ich schon in der Welt herum patrourirte! Ich habe alle Grenzen im römischen Reich und außer demselben kennen gelernt, manche Kauferei mit Thormächtern und Landjägern abgehalten, und oft mein ehrliches Wanderbuch verfälschen müssen, um nur mit der Polizei honnet auszukommen. Darum fürcht' ich mich auch vor keinem Grenzpfahl mehr und gehe bei einem jeden vorüber, als ob er mein eigener Thürpfeiler wäre.“

Bei diesen Worten sahen die Wanderer in ihrer Nähe das Grenzhaus und suchten Welde vorsichtig und sorgsam

nach ihren Pässen. Ein Gensdarm, der an der Straße herumvigilirte, citirte sie in die Zollstätte, durchspähte die Papiere und Gesundheitsatteste und sprach mit barschem Ton: „Die Papiere sind richtig, aber Ihr müßt Contumaz halten, so will es die allerhöchste Verordnung.“

Conrad zog ein langes befremdetes Gesicht, und der Weber verbeugte sich mit stiller Ergebung. „Wo befehlen Sie, daß wir eintreten?“ fragte er den Gensdarmen demüthig, und dieser versetzte, nach einem unsern liegenden Hause deutend: „Ihr marschirt vor der Hand nach dem Wirthshause dort und wartet geduldig ab, bis die Contumaz von ihren dormaligen Gästen geräumt werde, sonst soll Euch . . .“ — „Das Donnerwetter auf die Köpfe fahren!“ ergänzte Conrad halblaut des Gensdarmen Rede und trollte sich murrend an der Seite seines Cameraden nach dem Wirthshause.

Die Kneipen an jeder Grenze sind Musterwirthschaften voll Schmutz, Unfreundlichkeit und Zerrüttung. Wo Zöllner, Orgelspieler und andere Sünder einkehren, zu jeglicher Stunde des Tages und der Nacht, kann's nicht wohl anders seyn. Zumal am engen Grenzpaß eines Gebirgslandes findet man obige Annehmlichkeiten doppelt und dreifach. Im Winter 1830 hatten solche Häuser ganz eigenes Glück, ganz absonderlichen Stern. Sie lagen vollgepfropft von allen Klassen der Gesellschaft, die in bunter Eintracht daselbst den Augenblick erwarteten, der ihnen den Eintritt ins Nachbarland erlauben würde. Daher fanden der Weber und sein Gefährte nur allzu viele Genossen ihres Schicksals zwischen den vier Pfählen der unappetitlichen Schenke versammelt. Da waren Kaufleute

und Bänkelsänger, polnische Emigranten und wälische Viehtreiber, zarte Damen und rohe Handwerksbursche, ruhige Geistliche und unruhige Gaukler, und Alle warteten auf Erlösung, und Alle schmiegleten sich unter das raube Gesetz und die willkürlichen Ordonnanzen der fettglänzenden Wirthin, die wie eine scythische Königin unumschränkt waltete und herrschte, über den Reichen wie über den Bettler, über den Schwachen und den Starken. Alle Räume des unansehnlichen Gebäudes wimmelten von Zwangsgästen, und die Gräfin sah sich genöthigt, mit ihrer Dienerin den Winkel schweusterlich zu theilen, den die Hausdyrannin ihr für vieles Geld und recht viele schöne Worte einzuräumen für gut befunden hatte. Die reputirlichen Leute saßen beisammen und gähnten, oder sprachen von dem beliebten Thema der Witterung und Cholera, oder spielten, um die Zeit zu betrügen; denn zu vernünftigem Gespräch war nirgends der Ort, die Gelegenheit, Will' und Laune vorhanden. Nur sprach sich öfter die allgemeine Stimmung in gewichtigen Verwünschungen aus, die bald deutsch, bald französisch, polnisch und englisch durcheinander wetterten, gleich dem brillantesten Kreuzfeuer. Kinder schrien dazwischen, Hunde bellten drein, die Wirthin schalt vom Morgen zum Abend, die Pferde schlugen sich im überfüllten Stall halb todt, und das nie ruhende Wurstmesser klapperte von früh bis spät wie ein unerträgliches Mühlrad durch den tobenden Lärm. Die gemeinen Leute fanden sich natürlich am besten in den Spektakel, aber auch in ihrer Stube, auf ihrer Streu trieben sich Flüche und Klagen in Menge durcheinander. Den Reichen fehlte es nur an Geduld, die Zeit der Trübsal auszuhalten, den Uebrigen mangelte es aber größtentheils an Geld.

Der Leineweber erkaufte sich ein stilles Plätzchen hin-

ter dem glühenden Ofen, wo die nassen Mäntel und durchgeweichten Pferdebeden aufgehangen waren, trank seinen Krug Bier, speiste die unvermeidliche Wurst, das einzige Nahrungsmittel, das immer zur Hand war, dachte seiner lieben Kinderlein und las im Gesangbuch, das er stets bei sich führte. Conrads Platz war dagegen allenthalben, er übte seine Industrie auf mannichfache Weise, amüßte die Honoratioren der Schenke mit der Kunst, die er innehatte, aus einem Bogen Papier vierzigertei Figuren zu falten, sammelte für die erbärmliche Gaukelei ein paar Groschen des Mitleids, betrog hin und wieder einen ehrlichen Landmann um ein Glas Brantwein, um eine Pfeife schlechten Tabaks und theilte mit dem gutmüthigen Weber dessen Mahlzeiten, gerade als ob es so seyn müßte. Gottfried, der Weber, hatte schon einmal auf der Hinreise dieses Wirthshaus besucht und sagte zu der Wirthin in zutraulichem Tone: „Wie war es doch anders, als ich vor ein paar Monaten hier übernachtete. Dazumal glaubten wir nicht, daß uns diese böse Krankheit so viele Noth leisten machen würde. Ihr wißt ja kaum, liebe Frau, wo Euch der Kopf steht vor dem vielen Volke.“

Da warf die dicke Frau das Haupt stolz in die Höhe und versetzte ziemlich ungeschliffen: „Om, es paßirt wohl noch. Es können Alle froh seyn, die bei mir einkehren. Sie bekommen's überall schlechter, als hier. Wem's nicht gefällt, der kann im freien Felde schlafen. Ich habe Euch Alle zusammen nicht gerufen, kann schon leben ohne all das Volk. Ihr bezahlt mir aber die fünf und vierzig Kreuzer, die Ihr heute mit Eurem Kameraden verzehrt habt, denn ich schreibe nicht auf. Da hätte ich viel zu thun, wenn ich Allen nachlaufen wollte.“

Gottfried bezahlte ohne Widerrede und sagte sehr

gutmüthig: „Sehd nur nicht böse, ich will Euch gewiß nicht lange zur Last fallen, denn sobald das Contumazhaus nur wieder leer ist . . .“

„Da könnt Ihr noch ein Weilchen warten. Die Leute haben noch fünf Tage zu sitzen, und in der Barake ist für keine Maus mehr Platz. Alsdann werdet Ihr Jesum Christum erst erkennen lernen. Hier sehd Ihr in Abrahams Schooß, aber dort habt Ihr vierzehn Tage Fegfeuer auszuhalten.“

Dem armen Gottfried fiel der Muth außerordentlich, und er seufzte vor sich hin: „Fünf und vierzehn machen neunzehn Tage, und längstens in acht Tagen hoffte ich bei den Meinigen zu sehn! Das ist hart!“

„Räsonnir' Er nicht,“ schnurrte ein Zollgardist, der in der Nähe seinen Kümmer schluckte. „Es ist einmal so befohlen, und ist nur seine Schuld, daß Er von einer verdächtigen Seite herkommt.“

„Nun, nun, ich bin ja schon zufrieden,“ antwortete der Weber leise, obgleich mit Thränen in den Augen, „man muß ja der Obrigkeit gehorchen; es wird schon vorübergehen.“

„Denk's auch; wenn wir und andere vornehme Leute es uns gefallen lassen, wird ein Mensch wie Er ein Auge zudrücken können. Nur nicht räsonnirt, der Herr Commandant vom Gorden ist verzweifelt strenge und macht nicht viel Federlesens.“

Gottfried schlummerte und träumte von der Heimath, als sich plötzlich Jemand neben ihn auf die Ofenbank warf und ihn somit aufweckte. Conrad war's, der von einem Gelage kam, das er mit einigen unsaubern Gesellen in

irgend einem Winkel gehalten. Er flüsterte dem Weber zu: „Schonacht doch nicht so unanständig, wie die übrigen Kerle, die in der Stube umherliegen, wie das liebe Vieh, und laßt Euch etwas Vernünftiges sagen. Ich bin Euer Freund geworden und will Euch daher etwas vertrauen, das für Euch von großer Wichtigkeit ist. Ich kann's unmöglich hier aushalten, und wenn ich an die vierzehn Tage denke, die wir noch in dem Zuchthause drüben verfeuzen sollen, so wird mir ganz schlimm. Ich geh' morgen Nacht fort. Es waren ein paar ehrliche Bursche aus dem Gebirge hier, die sich öfters den Spasß machen, Zucker, Kaffee und Tabak herüberzubringen, ohne die Mauthner zu fragen. Die braven Leute kümmern sich weder um Paß, noch um Contumaz, und schlugen mir vor, um die Zeit nicht unbenützt zu verschlummern, eine Patrouille mit ihnen zu machen. Bin ich erst im flachen Lande, so helf' ich mir schon ordentlich fort bis an den Rhein, und Ihr sollt mit von der Partie seyn, wenn Ihr Eure Kinder recht lieb und ein Bißchen Courage im Leib habt.“ — Gottfried überlegte eine kleine Weile, und sagte dann, ob schon mit wehmüthigem Herzen: „Das geht nicht, guter Freund. Was Ihr mir vorschlagt, ist ja verboten, und würde mir wenig Glück bringen, denn die Obrigkeit ist von Gott eingesetzt, und ein rechtschaffener Mann muß ihr folgen. Bedenkt auch Ihr, was Ihr thut. Wenn man Euch erwischt und ins Zuchthaus setzt, oder wenn ein Gendarm Euch auf den Pelz schießt, was habt Ihr dann davon?“ — „Ei was! Schießt mich Einer nieder, so hat die arme Seele mit einem Male Ruh', und führt man mich ins Zuchthaus, so hab' ich noch immer Hoffnung, wieder auszureißen, und endlich muß ein ehrlicher Kerl doch etwas wagen. Ich würde ja hier verhungern, denn Ihr seht

mir gar nicht aus, als ob Ihr mich zwanzig Tage lang freihalten würdet. Um zu leben, muß ich frei seyn; ich bin nicht gemacht, um in einer Contumaz zu versauern. Seyd auch meinethwegen unbesorgt, und wenn Ihr mir etwas aufzutragen habt, so thut's bei Zeiten. Morgen mit Einbruch der Nacht geh' ich durch."

Sie schiefen Beide ein, und der folgende Tag verging wie der erste. Wie es dunkelte, näherte sich Conrad noch einmal dem auf seinem Lager hingestreckten Weber und wiederholte seine Vorschläge. Abermals schüttelte Gottfried den Kopf und sagte nur: „Geht nur allein, und Gott beschütz' Euch. So Ihr an den Rhein kommt und an meinem Städtlein vorüber, so grüßt Weib und Kind von mir und kündigt meine nahe Rückkehr an. Damit Ihr jedoch Lust gewinnt, dieses zu thun, so nehmt von mir ein kleines Reisegeld."

Als der Weber das lederne Beutelschen hervorzog, worinnen er wenige Thaler und Scheidemünze, zur Zehrung bestimmt, aufbewahrte, und darinnen nach einem Geldstück suchte, sagte Conrad mit einiger Rührung zu ihm: „Laßt nur das Geld stecken, lieber Meister. Ich habe schon so viel, als ich brauche. Euer Beutelschen wird Euch schon noch zu Gute kommen. Schlaft ruhig, ich will die Eurtigen schon in Eurem Namen grüßen. Weil aber noch nicht Alles im Hause schläft, leg' ich mich noch ein Weilchen neben Euch, bis die wackeren Cameraden kommen, mich abzuholen."

Er duckte sich stille auf das Stroh, Gottfried verrichtete sein Nachtgebet, und als die Wirthin kam, das Licht auszulöschen, und Alle in der Stube schliefen, schlummerte auch der Weber ein und träumte wieder von der Heimath und wachte erst spät auf und sah, daß Conrad in der That

Abschied genommen. Nach einigen Minuten bemerkte er aber zugleich, daß sein Felleisen verschwunden war und mit demselben seine ganze Habe an Geld und Kleidungsstücken. Er weinte bitterlich bei dem Verlust und klagte so herzzersehrend, daß selbst die gefühllose Wirthin ihm ein Wort des Mitleids schenkte. Besser tröstete ihn jedoch seine Frömmigkeit und sein Gottvertrauen. „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen“, sagte er zu sich selbst und trocknete seine Thränen und fand wieder neuen Muth. Er dankte sogar dem schändlichen Diebe, daß er ihm nur das Beutelschen gelassen, welches den letzten Rest seines kleinen Schatzes enthielt.

Am düstern Frühmorgen — ein paar Tage waren verflossen — trat ein Gensdarm in die Schenke und forderte die ganze Versammlung von ehrenwerthen Gästen auf, ihm nach dem Contumazhause zu folgen. Ein Jeder nahm sein Bett oder sein Bündel auf sich und trat nach vollendeter Uebersählung in die Fußstapfen des vorangehenden Führers. Weibliche Damen am Arm ihrer Ehrenritter oder Kammerfrauen, grobe Bäuerinnen und Bettelweiber mit halb erfrorenen aufgedunsenen Kindern auf dem Rücken, des niedern Troffes lautlose und verdunkelte Schaar, gleiteten unsicheren Fußes über das Glatteis der Straße, über den Schnee des Feldes den kleinen Hügel hinan, wo das Pestgebäude stand. Der Zug glich nicht wenig einem Leichenconduct, der Himmel hing seinen Trauerflor darüber, und die Bajonnette einiger daneben schreitenden Gordonsoldaten glimmten durch den finstern Wintermorgen gleich erblickenden Grabstätten. In dem Augenblick, als die Spitze der Colonne an die Pforte der

Contumaz gelangte, verließ der Schweif der abziehenden Gefangenencolonne das Haus und wälzte sich nach der Heerstraße. Die Erbsäten waren fröhlichen Muthes und drängten sich, Wagen an Wagen, Pferd an Pferd, die Fußgänger in dichten Haufen, ins Freie. Sie lachten, sie schäkerten, sie sangen, die Glücklichen. Selbst die Verwünschungen, die sie noch der Contumaz zurückließen, klangen humoristisch und burlesk; sie brachten der Cholera und den Sanitätscommissionen aller Länder ein muthwilliges Vereat. Die Eingelebenden hätten dagegen gar zu gerne ein Libera, ein De profundis geheult. Die Pforte ihres Bagno stand offen und der ganze Umkreis des Gebäudes schien mit unzähligen Lücken versehen, indem der Sturm verwischener Nächte bald hier, bald dort einen Theil der leicht aufgeschlagenen Barake eingerissen, hie und da das kümmerliche Schindeldach abgehoben. Der arme Weber Gottfried war einen Augenblick versucht, das ihm so heilige Gesetz zu übertreten und sich in die Reihen der abziehenden Contumazpfeglinge zu detaschiren, aber ein rauhes „Zurück“ eines aufmerksamen Gordinisten, wie ein damit verbundener Kolbenstoß trieb ihn plötzlich wieder in den Kreis seiner Pflichten. „Mir geschieht Recht“, sagte er zu sich selbst. „Die Strafe folgt dem Vergehen auf dem Fuße.“

Indessen erscholl ein gebieterisches „Halt!“ Der Zug stockte, er stellte sich in Reih' und Glied, und heran kam auf bereitstem Pferde der Militärcommandant der Station, ein langgedienter Secondelieutenant, der die Inspection der Fremdlinge vorzunehmen hatte. Er hielt sich immer fünfzehn Schritte von der Schaar und roch beständig an einem in Räuchereffig getauchten Schnupftuch: eine Maßregel, die gewaltig mit dem ungeheuren Schnurrbart con-

trafirkte, der über seine Lippen hing. Ein warmer Mantel deckte seine Schultern, die Ohren hatte er gegen die Kälte mit einem schwarzseidenen Tuche verwahrt und darüber das Sturmband seiner Mütze geknüpft. Seine Worte klangen rau und gebieterisch; es machte ihm Freude, sich durch ein Tyrannenstündchen für die Langeweile zu entschädigen, die ihm der Cordondienst bereitete. Die Fleischtöpfe der Garnison lagen ja weit hinter ihm und seine Dame tanzte ja mit einem Andern auf den Bällen der Residenz. Er publicirte das strengste Reglement und bedrohte kurz und gut einen jeden Choleraverdächtigen mit dem Erschießen, wenn derselbe wagen würde, die Contumaz heimlich zu verlassen. Dieser Empfang war für die Reisenden schon ominös, aber ihre Angst stieg, als sie endlich in den ungeheuerlichen Chlordampf getrieben wurden, der schon unter der Pforte des Zwangshauses ihnen entgegenqualmte. Eine Räucherung der gräßlichsten Art wurde mit ihnen sammt und sonders vorgenommen; in wenig Minuten stank das Gepäck pestialisch, nicht ausgenommen die zarten Schleierflöre und köstlichen Shawls der Damen, welche obendrein von plötzlicher quälender Engbrüstigkeit befallen wurden. Die armen Schönen, die in ihrer Heimath nur die feinsten Wohlgerüche athmeten, sahen sich hier im Nu in der unvermeidlichsten Atmosphäre, die nur der grausamste Chemiker erfinden konnte, um seine zart organisirten Mitmenschen zu quälen. Ein Nebel von Chlor, Essigdunst, Tabakswolken jeglicher Art und Gattung, Ofenrauch und dergleichen schwamm über dem verhängnißvollen Hause. Zusammengepfercht in ein paar elende Gemächer — die übrigen Theile des Hauses waren von den Elementen ruiniert — brachen die Unglücklichen in namenlosen Jammer aus und fragten sich gegenseitig, was sie

denn verbrochen, daß man sie so behandle. Bajonnette vor den Thüren, ekelhafte Gemeinschaft und Berührung mit dem Gesindel, erbärmliche Lagerstätten und rohe Contumazdiener . . . was fehlte noch zu einer Galeerenkeuche? Gerade nur die Fesseln.

Der Director der Anstalt überzählte seine Leute abermals wie eine Schafheerde, der Arzt, dem man das Mißvergnügen auf der Stirne ansah, stellte brutal seine Fragen, fühlte mit abgewandtem Gesichte den Puls seiner Zwangsellementen und verordnete die nöthige von der Commission beliebte Diät. Ach, sie war leicht zu halten. Die mitgebrachten Nahrungsmittel waren verdorben durch des Chlors Pestilenz, und der Knecht des Hauses, der die Verköstigung desselben zu besorgen hatte, verschaffte den Hungrigen für das theuerste Geld so wenig als möglich. Da sah man vornehme Leute, die dem Bengel den Hof machen mußten, um nur eine Tasse Kaffee zu erhalten, welche dem Lieferanten für vierundzwanzig Kreuzer noch zu wohlfeil bezahlt schienen, so schlecht sie auch bereitet war. Da sah man Mütter, die halbe Tage lang für ihre Kinder um ein bißchen Suppe, um ein wenig Milch supplicirten. Ein Stück Fleisch wurde oft Tage lang erwartet, eine Pfeife Tabak im unmäßigsten Preis gehalten. Keine Klagen halfen, keine Beschwerde wurde beachtet. Man mußte froh seyn, wenn der Director dabei nur die Achseln zuckte und nicht in Schimpf und Drohungen ausbrach. — So wimmelte die Pesthütte, von allen Seiten dem Frost und der Mäße preisgegeben, von einem Haufen armseliger Menschen, die sich nie hätten träumen lassen, daß sie in eine so verzweifelte Lage gerathen würden.

Es war noch Niemand in dem Hause krank geworden, ein Wunder ohne Zweifel. Wer aber die Sehnsucht und das Heimweh so recht tief und schmerzlich im Busen trägt und noch obendrein von Mangel und Hast darniederbedrückt ist, steht sich leicht einem Krankheitssturme unterworfen. Der arme Weber Gottfried war in diesem Falle. Nachdem er mehrere Tage dem Mißgeschick, das ihn betroffen, mit gläubiger Zuversicht widerstanden, fand man ihn plötzlich in einem Winkel todesmatt und ohne Besinnung. Ein glühendes Fieber kochte in seiner Brust, während der Frost seine Glieder starr machte. „Die Cholera!“ schrie der entmenschte Wärter, der ihn in diesem trostlosen Zustande fand. „Die Cholera!“ jammerten entsetzt alle Genossen des Unglücklichen. Der herbeigerufene Arzt zog ein bedächtiges geheimnißvolles Gesicht und verordnete einen Plagregen von Kampferspiritus. Dieser gab dem Kranken den Rest, und er schien sterbend, als man ihn in den Korb warf und in die entlegenste Spelunke des Nothstalls schaffte. Eine Empörung drohte unter den Contumazisten loszubrechen, die nun von nichts Anderem, als von der greulichsten Ansteckung träumten und mit Ungeßüm ihre Freilassung forderten, sich dem sichern Tode zu entziehen. Mit Waffengewalt wurde die Rebellion unterdrückt, wurden die Cholerasträflinge immer enger eingesperrt, obgleich auf der Heerstraße zahllos einander jagende Couriere ungehindert passirten, mancher reisende Stabs-offizier durch den Zauber seines Rangs von dem Stationscommandanten Weiterreise erzwang, und ganze Banden von pfliffigen Schleichhändlern durch die Gordonslinie schlüpfen.

Auch Conrad war unter den Letzteren, wie bekannt, und sein Wagestück glückte vollkommen. Von seinen Freunden, den Contrebandiers getrennt, das gestohlene Felleisen auf dem Rücken, schlug er dem Gordon und der Contumaz ein Schnippchen und brachte sich getrost, vermittelft Geld und Unverschämtheit, bis an die Ufer des Rheins. Durch das nassauische Land dahinschlendernd, gerieth er an einem hübschen Morgen in die Heimath des armen Gottfried, und, hatte er sich gleich kein Gewissen daraus gemacht, dem Weber das Seinige zu entwenden, so hätte er doch nicht übers Herz bringen können, der Familie desselben den aufgetragenen Gruß nicht auszurichten. Somit klopfte er an die Thüre von Gottfrieds Hütte und rief mit dem unbefangenen Gesichte dem bekümmerten Weibe und den verwaisten Kindern zu: „Seyd munter und wohlauf, Ihr guten Leute. Der Vater läßt Euch grüßen, und wird bei Euch seyn, ehe der Monat zu Ende geht!“ — Dann wanderte er fort, als hätte er alle seine Sünden gut gemacht, verspielte und verschlemmte des armen Webers Erbschaft und wurde, neuerdings ein Bettler, belgischer Soldat.

In des Webers Hütte war große Freude, himmlische Hoffnung. Die Frau schmückte sich, die Kinder puzten sich, Kuchen wurde gebacken, Wein herbeigeschafft, wie nur an den Festtagen. So warteten die Armen, geschmückt und sehnuchtsvoll, von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag, von Woche zu Woche . . . Der Vater kam aber nimmermehr heim.

Ende des ersten Bandes.

Es war noch Niemand in dem Hause krank geworden, ein Wunder ohne Zweifel. Wer aber die Sehnsucht und das Heimweh so recht tief und schmerzlich im Busen trägt und noch obendrein von Mangel und Hast darnieder gedrückt ist, steht sich leicht einem Krankheitssturme unterworfen. Der arme Weber Gottfried war in diesem Falle. Nachdem er mehrere Tage dem Mißgeschick, das ihn betroffen, mit gläubiger Zuversicht widerstanden, fand man ihn plötzlich in einem Winkel todesmatt und ohne Besinnung. Ein glühendes Fieber kochte in seiner Brust, während der Frost seine Glieder starr machte. „Die Cholera!“ schrie der entmenschte Wärter, der ihn in diesem trostlosen Zustande fand. „Die Cholera!“ jammerten entsetzt alle Genossen des Unglücklichen. Der herbeigerufene Arzt zog ein bedächtiges geheimnißvolles Gesicht und verordnete einen Platzregen von Kampferspiritus. Dieser gab dem Kranken den Rest, und er schien sterbend, als man ihn in den Korb warf und in die entlegenste Spelunke des Nothstalls schaffte. Eine Empörung drohte unter den Contumazisten loszubrechen, die nun von nichts Anderem, als von der greulichsten Ansteckung träumten und mit Ungeßüm ihre Freilassung forderten, sich dem sichern Tode zu entziehen. Mit Waffengewalt wurde die Rebellion unterdrückt, wurden die Cholerasträflinge immer enger eingesperrt, obgleich auf der Heerstraße zahllos einander jagende Couriere ungehindert passirten, mancher reisende Stabs-offizier durch den Zauber seines Rangs von dem Stationscommandanten Weiterreise erzwang, und ganze Banden von pffiffigen Schleihhändlern durch die Gordonslinie schlüpfen.

Auch Conrad war unter den Letzteren, wie bekannt, und sein Wagestück glückte vollkommen. Von seinen Freunden, den Contrebandiers getrennt, das gestohlene Felleisen auf dem Rücken, schlug er dem Gorden und der Contumaz ein Schnippchen und brachte sich getrost, vermittels Geld und Unverschämtheit, bis an die Ufer des Rheins. Durch das nassauische Land dahinschlendernd, gerieth er an einem hübschen Morgen in die Heimath des armen Gottfried, und, hatte er sich gleich kein Gewissen daraus gemacht, dem Weber das Seinige zu entwenden, so hätte er doch nicht übers Herz bringen können, der Familie desselben den aufgetragenen Gruf nicht auszurichten. Somit klopfte er an die Thüre von Gottfrieds Hütte und rief mit dem unbefangenen Gesichte dem bekümmerten Weibe und den verwaiseten Kindern zu: „Seyd munter und wohlauf, Ihr guten Leute. Der Vater läßt Euch grüßen, und wird bei Euch seyn, ehe der Monat zu Ende geht!“ — Dann wanderte er fort, als hätte er alle seine Sünden gut gemacht, verspielte und verschlemmte des armen Webers Erbschaft und wurde, neuerdings ein Bettler, belgischer Soldat.

In des Webers Hütte war große Freude, himmlische Hoffnung. Die Frau schmückte sich, die Kinder putzten sich, Kuchen wurde gebacken, Wein herbeigeschafft, wie nur an den Festtagen. So warteten die Armen, geschmückt und sehnsuchtsvoll, von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag, von Woche zu Woche . . . Der Vater kam aber nimmermehr heim.

Ende des ersten Bandes.

Inhalt.

	Seite
Die Herzogin von Cicri	5
Das heimliche Gericht der Galeerensklaven	47
Zauberlaterne	67
Saint-Simons Apostel	77
Abhemar's Ball- und Hochzeitsfest	108
Ein Contumazhaus	151



C. Spindler's Werke

Classiker - Ausgabe.

XLVIII.

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlags-handlung.

1854.

Regenbogenstrahlen.

E r z ä h l u n g e n

von

C. Spindler.

Z w e i t e r B a n d.

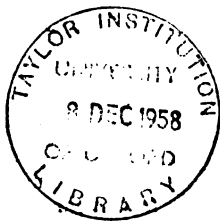


Stuttgart.

Hallberger'sche Verlags-handlung.

1854.

Druck der K. Hofbuchdruckerei zu Güttenberg.



Die Pest zu Marseille.

1.

Die Abendsonne flimmerte heiter durch die grünen Vorhänge des gothisch gewölbten Fensters, und auf den Steinplatten des Fußbodens wie auf der blanken Schiefertafel des mächtigen Tisches spiegelte sich der bunte Schimmer der Wappen, die den Fensterbogen schmückten. Friedliche Ruhe, eine wahre Sabbatfeier herrschte im Gemach und bekrönte die Stirne der Bewohnerin desselben. Die Mutter und das Kind leuchteten von freundlicher Verklärung. Die kleine Rosa war die Königin des stillen Festes, und die Mutter, selbst noch jung und reizend wie eine Maiblume, bediente, wie ein demüthiges Hoffräulein, die geliebte Tochter. Eine niedliche Mahlzeit, bestehend aus allen Leckereien, die in der Levante erzeugt werden, stand auf dem Tische: Feigen, Trauben aus Chios, köstliche Zuckerwaaren von Damask, eingemachte Früchte aus Griechenland, und daneben der einheimische frische Honig, das lockende weiße Brod, dessen Anblick schon die Gaumenlust reizt und verführt. Zwischen diesen Herrlichkeiten lagen Blumen zerstreut, woran sich das Auge

der kleinen Rosa ergöhte, während ihr Ohr entzückt und befriedigt den Schmeichelnworten lauschte, die in süßem Geflüster von den Rippen der Mutter strömten. — Die alte Margarethe, da sie in die Thüre trat und das holde Schauspiel gewahrte, fühlte sich davon ergriffen, war gleich Empfindsamkeit nicht ihre Sache, und betrachtete einige Minuten schweigend Mutter und Kind. Die schöne Clemence bemerkte die alte treue Dienerin, und sagte lächelnd zu ihr: „Tritt näher, liebe Freundin, und feiere mit uns den Tag, den ich so festlich begehe, als meine klösterliche Einsamkeit es erlaubt. Er ist meiner Rosa Geburtstag, und Du weißt, daß ich verbunden bin, so viele Blumen auf den Lebensweg dieses theuern Wesens zu streuen, als mir Vermögen möglich ist; wäre es auch nur darum, dem unschuldigen Kinde sein Daseyn weniger schwer, weniger dunkel zu machen. O möchte es mir einst nicht um seiner Geburt willen zürnen.“

Clemence schloß mit einem tiefen Seufzer, und senkte das Haupt in ihre weißen Hände. Die harmlose Rosa winkte mit lebhafter Ungebuld der alten Wärterin, und sagte mit den unvollkommenen Lauten ihrer schwachen Jugend: „Komm, liebe Gouthoun, setz dich her, erzähle mir, und ich gebe Dir die schönste Rosine, die mir die Mutter schenkte.“ — „Danke bestens, herzallerliebste Gouthoun. Was soll ich Dir aber erzählen?“ — „Ach, sage mir das Märchen von dem bösen Drachen; es ist so schauerlich, und ich fürchte mich so gerne.“ — „An deinem Geburtstage? Nein, mein liebes Töchterlein. Ich will Dir lieber einen Schwank erzählen: von dem Gauler, der bald ein Mensch war, und dann wieder ein Pferd, und endlich als eine Distel von dem Kameel getroffen wurde.“ — „Nein, nein, du langsame Gouthoun; von dem Drachen will ich hören, wovon Du mir nur einmal erzählt hast.“ — „Meinetwegen, wenn Du's nicht anders haben willst. Es war einmal eine arme Frau, von Beau-

caire gebärtig; sie hatte eine hölzerne Schüssel in die Rhone fallen lassen, und lief trostlos am Ufer hin und her, und jammerte wegen des Verlustes, denn sie hatte kein Geld, um eine andere Schüssel wieder zu kaufen, und kein Fischer wollte sich bequemen, das Gefäß wieder umsonst vom Grunde empor zu holen. Deshalb war sie in Verzweiflung, weil ihre Kinder zu Hause hungerten, und vergeblich auf die Klostersuppe warteten, welche die Frau zu holen gegangen war. Da erschien ihr plötzlich in ihrem Jammer der grimmige Drach von Tarascon, ein entsetzliches Ungethüm mit grünem Schuppenleib, rothen Augen und goldgelben Fledermausflügeln, welcher in der Rhone Wohnung und Nest hatte. „Was heulst du?“ fragte der Drach, und schnaubte dabei wie ein Blasbalg: „Ich vertrage das Weinen nicht, und freffe dich zur Stunde, wenn du nicht in meine Dienste treten willst. Ich habe einen Sohn, der einer Wärterin bedarf, weil er kaum aus dem Ei gekrochen ist. Geh mit mir, mein Kindlein zu pflegen, oder du bist des Todes.“ Darob erschrak die arme Frau sehr, und klagte, was wohl aus ihren eigenen Kindern werden möchte, wenn sie mit dem Drachen ginge. Sofort blinzelte das Ungeheuer mit den funkelnden Augen, und faltete die schillernde Stirnhaut, als ob es nachdächte, schwenkte die blutrothe Zunge, die ihm wie eine lange Wimpel aus dem Rachen hing, hin und her, sträubte den Fahrenkamm auf seinem Kopfe, fragte sich mit der Greifenklaue hinter dem horstigen Ohr, und erwiderte: „Für deine Kinder will ich sorgen, aber setze dich geschwind auf meinen Schwelf, sonst stirbst du zur Stelle.“ Die arme Frau that, wie der Drach geheißen, und fuhr mit ihm blitzschnell in die kalte Rhone hinunter, bis auf den Grund, wo zwischen Felsen und Sandbänken des Ungethüms Nest war. Darinnen saß der kleine Drach, und spielte mit des armen Weibes hölzerner Schüssel,

und rings herum standen Korallengewächse, so groß wie Bäume, in deren Zweigen und Nestern die Gerippe derjenigen Menschen hingen, welche der alte Drach zu seiner Nahrung verspeist hatte. In diesem gräulichen Schlosse lebte das arme Weib dem Drachen sieben Jahre lang, und ähte sein Junges, bis es stark aufwuchs, um selber auf den Raub ausgehen zu können. Der Vater des Basfilisten versorgte indeffen die Wärterin und sein Kleines mit allen Lederbissen, die von den Menschen theuer bezahlt werden. Eines Tages brachte der Drach eine fassige Aalpastete in das Nest, und sprach vergnügt: „Theile diese Pastete mit meinem Sohne; so er aber davon gegessen hat, so bestreiche mit dem Fette des Fisches seine beiden Augen, damit er unter dem Wasser hell sehe, und jedes Zauberblendwerk durchschane. Nachher ist deine Arbeit zu Ende, und ich will dich reich beschenkt wieder auf die Erde bringen.“ Desß freute sich das Weib außerordentlich, und es that, wie ihm befohlen; nur, als der Drach einen Augenblick den Rücken wendete, wollte die Frau ihre eigenen Augen mit dem Aalfette bestreichen, und es gelang ihr mit dem linken, ehe noch der Drache dazu kam, und sie daran verhinderte. Nun sah sie zwar alle Schätze und Zauberdinge, die unter den Klüften verborgen liegen, aber es half ihr nicht viel, weil der Drach wiederum schnell mit ihr in die Höhe fauste, und sie am Strand absetzte. Er ließ einen Beutel bei ihr zurück, der war voll von blankem Golde, und sie lief spornstreichs nach Beaucaire, ihre Kinder aufzusuchen. Aber sie fand ihr Haus verödet, denn der böse Drache hatte nicht Wort gehalten, und ihre Kinder waren gestorben, bis auf eines, welches ein Nachbar zu sich genommen, um es zu pflegen. Doch war das Kind die lange Zeit von sieben Jahren hindurch um keinen Zoll gewachsen, und als die weinende Mutter den Beutel herauszog, um dem Nachbar seine christliche Pflege zu

vergelt, so war darinnen statt des Goldes nur eine Menge von kalten und feuchten Kieselsteinen. Da weinte und jammerte das Weib nur um so heftiger, und konnte sich lang nicht mehr trösten, und suchte drei Jahre lang vergebens an den Ufern des Flusses den garstigen Drachen, um von ihm zu erhalten, daß ihr einziges Kind gedeihen möchte. Da kam die große Messe von Beaucaire heran, wo viele tausend Menschen aus allen Nationen zusammen treffen; und unter diesen Menschen befand sich auch der alte Drache, weil er durch Hexerei vermochte, ein menschlich Antlitz anzunehmen. Wie seine ehemalige Kammerdienerin seiner ansichtig wurde, erkannte sie ihn trotz Federhut, Goldstoffsweste und Brillantschnallen, weil sie mit dem linken Auge alle Zauberei durchschaute, und sagte zu ihm: „Guten Tag, Herr Drach. Seyd Ihr auch hier, und wie befindet sich Euer Sohn? Ihr habt mir schlecht Wort gehalten, meine Kinder verhungern lassen, mein letztes zum Zwerge verflucht, und meinen wohlverdienten Ammen-Lohn in Stein verwandelt. Wenn Ihr nicht auf der Stelle Alles ersetzt, warum Ihr mich betrogen, so lasse ich Euch fangen, und das Parlament wird Euch verbrennen.“ Darob war der Drach bestürzt, fragte aber mit heuchlerischer Ehrlichkeit: „Wenn ich auch derjenige bin, wofür Du mich hältst, und wenn ich auch geneigt wäre, Alles zu thun, was Du begehrt . . . wie ist Dir's möglich, mich unter dieser Perücke zu erkennen?“ Dabei klimperte das Ungeheuer mit dem vielen Gelde in seinen Taschen, und das einfältige Weib wurde so bethört, daß es dem Drachen sagte, wie es seinem linken Auge zu der scharfen Sehkraft verholten. Da verwandelte sich plötzlich die schöne, fette, mit vielen Ringen gepuzte Hand des Drachen in seine wüste Greifenklaue, welche hitzig aus der Spitzenmanschette fuhr, und der betrogenen Frau das linke Auge unbarmherzig australlte. Da stand sie nun, blutend und leidend, und

um sie her lief das Marktgewühl im vollen Gebränge, und sie konnte den Drachen nicht mehr herausfinden, mußte hülflos nach Hause tappen, fand ihr Kindlein im Sterben, und ist wahrscheinlich auch schon lange vor Gram gestorben, wenn ihr nicht die heilige Martha ein längeres Leben erbeten hat."

Die kleine Rosa, erfüllt von der Angst, die der Kinder höchste Freude ist, wenn sie nach graufigen Märchen begehren, schmiegte sich fest an die ernsthaft blickende Mutter, und fragte mit banger Neugierde: „Sage mir, Gouthoun, lebt der böse Drache noch?“ — „Nicht doch, Rousoun. Die heilige Martha hat dem Ungeheuer den Kopf zertreten, aber die bösen Menschen, Rousoun, diese sind die eigentlichen Drachen dieser Welt. Da laufen sie verkleidet und verummmt unter den guten Leuten herum, versprechen, was sie nicht zu halten gedenken, finden ihr Glück in fremdem Unglück, und zerfleischen uns mit ihren Krallen, wenn wir so unvorsichtig sind, uns in ihre Gewalt zu geben."

Die Philosophie der alten Margarethe war dem Kinde zu hoch; es wendete sich gleichgültig von der Erzählerin zu seinen Blumen, zu seinen Früchten. Aus den Augen der nachdenkenden Clemence perlten aber helle Thränen, und Margarethe sah den blendenden Thau, und wischte ihn von der blassen Wange der jungen Mutter, mit den Worten: „Nehmen Sie mir nicht übel, daß ich unbesonnener Weise sagte, was Sie betrübt. Ich hätte Ihr wundres Herz nicht aus den Augen verlieren, nicht vergessen sollen, daß Sie ja selbst das Opfer eines bösen verkappten Drachen wurden, dessen Ränke Ihr Leben vergifteten. Aber verlassen Sie sich darauf: es lebt eine Vergeltung, und, wo er sich auch befinde, der gewissenlose Malatesta, nirgends wird er einer frohen Stunde genießen. Ich möchte der Todesstunde dieses Elenden nicht beiwohnen."

Clemence erwiderte sanft: „Betrübe mich nicht durch solche Härte. Die Gnade des Himmels ist ja unerschöpflich; warum predigen wir, um unserer Schwäche willen der Nachsicht so bedürftig, Unversöhnlichkeit gegen den Beleidiger? Ich theile Deinen Haß nicht. Hat auch Malatesta schlimm genug an mir gehandelt, daß die Liebe schwand, die mich einst in seine Netze verlockte, so verwünsche ich ihn doch nicht! Er ist ja dieses Kindes Vater, und einen theuern Schatz, als meine Rosa, besitze ich auf Erden nicht mehr, seit das heilige Haupt der Eltern sich unwiderruflich von mir wandte. Die Trennung von ihnen, die ich unaussprechlich liebte, war mein härtester Kampf auf Erden; . . . ich habe ihn überstanden. Eine schwerere Prüfung vermag der Himmel nicht zu senden.“

Margarethe nickte schweigend, und versetzte nach einer langen Pause: „Ihre Eltern verdienten nicht eine Tochter, wie Sie es waren, Madame. Ich kenne ja Ihre ganze Jugend. Sie waren stets der gefühllosen Strenge Ihres Vaters, der leichtsinnigen Gleichgültigkeit Ihrer Mutter, dem rohen Uebermuth Ihres Bruders preisgegeben. War es denn ein Wunder, daß der glatzköpfige Genueser Sie verführte? Sein Anstand, sein gleißendes Benehmen, bestach zu seinem Vortheil. Er glich, obschon ein einfacher Buchhalter, einem vornehmen Herrn, einem Prinzen, während unsere Herrchen von Marseille den Bootsleuten nicht unähnlich sind. Ach, unter den Matrosen geht es weit ehrlicher, weit frömmere und christlicher her. Wenn ich meines guten Stephan gedenke. . . . er war ein braver Mann, und ich hätte als eine Königin nicht zufriedener seyn können, wie an der Seite meines bledern Stephan. Dem grausamen Seeräuber von Tunis, der meinen Mann auf dem Verdeck seines Schiffs erschoss, möge es auch in Ewigkeit nicht gut gehen! Mein Ehestand kommt mir jetzt nur vor wie

ein kurzer Traum, obwohl er fünf und zwanzig Jahre gedauert hat, und ich wünsche manchmal, daß ich nicht angefangen hätte, ihn zu träumen. Ich wäre dann beständig Ihre Nachbarin geblieben, Madame Clemence, Sie hätten mir Ihr Verhältniß mit dem Italiener vertraut, vier Augen hätten besser gesehen, als zwei, und das Blendwerk hätte nicht Statt gefunden, dem Sie Ihr Unglück verdanken."

"Wohl möglich, liebe Gouthoun, aber mein Verhängniß wollte mein Unglück," erwiderte Clemence. "Ich trage alle Schuld. Ich täuschte meine Eltern, überschritt ihre Gebote. Dem tyrannischen Zwange, Malatesta zu meiden, gehorchte ich nicht, ließ mich hinreißen von dem Strudel der Leidenschaft, und wählte mein Bartgefühl und mein Gewissen verwahrt, als ich in dunkler Nacht vor dem Altare das Gelübde aussprach, und priesterlichen Segen empfing."

"Die Schlinge des Teufels!" antwortete Margarethe kopfschüttelnd; „er triumphirte durch sein Blendwerk. Arme Frau, noch erinnere ich mich lebhaft des Tages, wo ich nach Marseille zurückkam, eine gebeugte trostlose Wittib, Trost und Hülfe in Ihres Vaters Hause suchen zu wollen. Ich meinte nicht, an ihnen zur Trösterin werden zu müssen. Aber am selben Tage war der Schleier von Ihrer Schwäche, die Hülle von Malatesta's Frevelthat gefallen. Im Begriff, Mutter zu werden, standen Sie da, verlassen von dem Verführer, der treulos über's Meer nach der Heimath flüchtete; verhöhnt von dem schadenfrohen Volke, welches die Täuschung schon erfahren, der Sie unterlagen; verstoßen von Ihren Eltern, die alle Menschlichkeit auf ewig auszogen. Wahrlich, ich war dazumal die einzige Freundin, welche treu an Ihnen hielt, bis der wackere Herr Boulques, ein weitläufiger Vetter Ihrer Eltern, aber näher mit Ihrem Herzen verwandt, als jene, Ihrem Unglück sein gastfreundliches Haus auf immerdar öffnete."

„Meinen wärmsten Dank für Deine Treue, die mich auch bis zur Stunde nicht verließ!“ rief Clemence voll Empfindung. Dem tugendhaften Foulques kann nur der Himmel vergelten. Gott erhalte ihn lange zum Heil meines Kindes, wenn ich nicht mehr auf dieser Erde bin. Gott lenke auch das Herz seines Sohnes, daß er mein Kind nicht gänzlich verlasse, wenn meines Wohltäters graues Haupt zur Grube fährt. Ich glaubte mich noch reich, da Malatesta mich verließ; das Parlament von Aix, indem es meine Ehe ungültig erklärte, raubte mir Alles, die Würde einer Ehegattin, meinem Kinde seinen Stand, seinen Vater, seine ehrliche Geburt. Was soll aus der Verlassenen werden, wenn ich sterbe, wenn Foulques hinübergeht, wenn Victor sich kalt von der fremden Waise wendet?“

„Darum fluche ich eben dem Schändlichen, der all dieß Unglück verschuldete!“ eiferte Margarethe mit heftiger Geberde. „Jenes Gaukelspiel, jene Entheiligung geweihter Stätte und priesterlichen Dienstes — gab Ihnen den Todesstoß. Das Parlament mußte das harte Urtheil fällen. Es hilft Ihnen freilich nichts, daß Malatesta's Diener, der spitzbübische Raoul, der bei jener Farce den Priester machte, auf des Königs Ruderbänke geschmiedet wurde, aber ich wünschte aus voller Seele, daß der Verführer selbst, gebrandmarkt und geschornten Hauptes, die Casaque des Galeerensclaven trüge, und an der Seite seines Spießgesellen die schwere Kugel schleifte.“

„Schweige doch!“ rief Clemence erschüttert: „Laß die Gespenster der unglücklichen Vergangenheit in ihrem Grabe, rufe sie nicht herbei zu diesem unschuldigen Gastmahl, verschone das Ohr dieses harmlosen Kindes, dessen Geist noch nicht der feindlichen Welt angehört, dessen Sinne in diesem Augenblick noch unzugänglich sind unserm Schmerz, unserm Haß.“

Clemence und Margarethe, der süßesten Theilnahme hingegeben, umarmten die lächelnde Rosa, saugten Ruhe und Milde aus den leuchtenden Augen des Kindes, und überhörten fast das harte Klopfen, das sich an der Thüre vernehmen ließ, worauf die Thüre alsogleich geöffnet wurde. Der Sohn des alten Foulques, Victor, ein junger Seemann von herkulischer Gestalt, in der nachlässigen, etwas fantastischen Tracht seines Standes, kam herein und bot guten Abend. Clemence wurde roth wie die aufblühende Rose, das kleine Mädchen klatschte vergnügt in die Hände, Margarethe schob geschäftig einen Stuhl an den Tisch. Victor, der in Worten und Gebärden sein rauhes Handwerk nicht verläugnete, so wenig als die rücksichtslose Festigkeit seiner Landsleute im Süden, rückte mit dem Fuße den dargebotenen Stuhl weg, und lehnte sich vertraulich auf den Tisch, mit der kleinen Rosa kindisches Zeug plaudernd. In dieser Stellung verlegte er sich an dem linken Arm, der in der Binde hing, und verschluckte nur mit Mühe eine barsche Verwünschung, die über seine Zunge fuhr. „Habt Ihr noch viel Schmerzen an Eurem wundten Arm?“ fragte Clemence zögernd und mitleidigen Blicks. — „Bei allen Teufeln, ich leide nicht wenig,“ versetzte Victor, und runzelte die Stirne: es ist, als ob der vermaledeite Säbel, der mir die Wunde schlug, vergiftet gewesen wäre. Ist's mein unruhiges, böses Blut, das die Heilung hindert, oder hat eine Hexe das Loos über mich geworfen? Ich weiß nicht, aber ich muß noch immer ein Krüppel seyn, und knirschend zusehen, wenn meine Gefährten auf dem Meere ihre Kraft üben. Ich komme jußt von der Höhe bei Notre Dame de la Garde, wo ich mein Schiff in die See schwimmen sah. Ich starrte ihm nach, bis es, ein schwarzer Punkt, am Horizont verschwunden war, und schließlich dann, verbroffen wie ein Invalide, zum Hafen hinab. Kein Wunder, daß auf den Hafendämmen die

Bäume nicht gebeihen; es weht hier eine faule Luft, außer wenn der Mistral bläst, der Herz und Keim und Wurzel abtödtet."

"Ihr macht Euch krank durch solche Unzufriedenheit," sagte Clemence mit sanftem Vorwurf, "und wart doch selbst schuld, daß Ihr die Wunde empfangt. Ihr gesteht ja selbst, daß Ihr den Maltheiser Steuermann gereizt."

"Freilich; ich hatte zu viel Wein getrunken;" antwortete Victor mit einiger Beschämung: "Ich hatte Deine Gesundheit ausgebracht, meine hübsche Waise, wer aber ein Weib lobt, hat immer Unglück."

"Pui, Meister Victor," schalt Margarethe: "Ihr sprecht doch keine zehn Worte, worinnen nicht ein Schimpf gegen die armen Weiber enthalten wäre."

"Was kann ich dafür, alte Gouthoun? Leider ist es wahr, was unsere Sprichwörter sagen: Frisch Brod, viele Weiber und grünes Holz richten das beste Haus zu Grunde."

Die Thüre ging wieder leise auf, und ein bleiches, weibliches Gesicht, mit einer schwarzen Binde über dem rechten Auge blickte gespenstisch herein, zog sich aber schnell zurück, da es den jungen Foulques wahrte. „Wer da?“ rief Victor, und drehte sich rasch gegen die Thüre, die wieder in das Schloß schnappte. — „Es war Bertrand, Eure Schwester;“ antwortete Clemence etwas verlegen, und Gouthoun schlug ein großes Kreuz gegen die Thüre. Victor kehrte sich gelassen um, und sagte, die Mundwinkel spöttisch aufziehend: „Was wollte die Fledermaus? Noch ist's nicht dunkel genug für den lichtscheuen Rauz. Oder hast Du Bertrandens Besuch erwartet, Waise Clemence?“

„Nicht doch, Vetter Victor. Wohl aber thut mir's leid, daß Eure Nähe so störend und schreckhaft auf das arme Mädchen wirkt. Sie flieht vor Euch, wie vor dem bösen Feinde.“

„Keineswegs;“ lachte Victor mit gutmüthigem Spott: „ich weiche ihr aus, wie Mutter Eva der Schlange hätte ausweichen sollen. Wir Alle im Hause sind froh, wenn uns das tückische Geschöpf in Ruhe läßt; du allein, zärtliche Base, entschuldigst und verhätschelst sie. Man merkt gleich, daß ein galanter Franzose in Deines Vaters Hause Hofmeister war. Seine weichen Grundsätze fanden trefflichen Boden in Deiner Seele.“

„Laßt doch den guten Abbé Severin friedlich im Grabe ruhen, Vetter Victor. Er war ein braver Mann, und Ihr seht doch eben so gut Franzose, wie er.“

„Davor behüte mich Gott!“ rief Victor mit zornigem Gesichte: „Wir sind freie Bürger von Marseille, regieren uns selbst, und haben dem König nur erlaubt, unser Protektor zu heißen, weil wir es gerade für gut fanden. Ich habe Dich gerne, Base Clemence; ich kann Dich mehr leiden, als irgend ein Weib auf Erden, aber einen Franzosen mußt Du mich nicht heißen. Dagegen will ich Deinen Lehrer in Frieden lassen, und Dich bedauern, daß Dein Herz so weich erschaffen wurde, um für ein Geschöpf, wie Vertranbe ist, einige Regung zu fühlen.“

Margarethe versetzte lächelnd: „Ihr könnt um so leichter Eurer Base den Fehler vergeben, als sie in der Familie die Einzige ist, die ein weiblich empfindsames Herz besitzt.“

„Ja wohl,“ lachte Victor und schüttelte der schönen Base treuherzig die Hand: „Dein Bruder Maximin ist schon nicht Deines Schlags. Ich kann ihn nicht aushalten, er ist mir in den Tod zuwider, und ich fühle mich versucht, ihm das Messer im Leibe umzudrehen, so oft ich ihn nur von ferne sehe; aber dennoch ist er ein ächter Mann von Marseille, aufloderndes Pulver, hart wie der Kiel eines Kriegsschiffes, und spröde wie ein nasses Tau. Solche Bursche verstehen freilich nicht

zu lieben, noch zu schmeicheln, aber stehen mit Leib und Seele ein, wo's gilt."

Ein Kanonenschuß donnerte von ferne. Die Weiber erschrafen, und Margarethe fragte: „Was bedeutet denn das Signal? Soll der Hafen geschlossen werden, und es scheint noch so lustig die Sonne?“ — Ein zweiter, ein dritter Schuß erdröhnte. Victor antwortete ruhig: „Der Ritter von Orleans wird in den Hafen zurückkehren. Er kommt von Genua, wo er seine Schwester, die Braut des Prinzen von Modena, ihrem Gemahl, auslieferte. Ich sah heute die Schiffe auf der Höhe des Schlosses If; die Blumenketten, womit sie bei ihrer Abfahrt von hier gekrönt wurden, schmückten noch die Masten und die königlichen Flaggen. Die Musikkörpe an ihrem Bord trompeteten lustig, und die Einfahrt in den Hafen verspricht heute den lockeren Marseillern ein neues Fest, als Beschluß der Feierlichkeiten, worinnen sich die gute Stadt vor wenig Tagen zu Ehren der Braut bezauschte.“

Die kleine Rosa faltete ihre Händchen, und bat die Mutter mit kindischer Beredsamkeit, mit ihr zum Hafen zu gehen, um den Einzug der Schiffe und die Freuden der prächtigen Musikkörpe nicht zu versäumen. — „Da haben wir die Neugierde des Weibervolks," sagte Victor achselzuckend: „kaum vermag das Kind zu lallen, und schon begehrt es nach Pfeifentlang, Fackelschimmer und Volksgewühl.“

„Solche Feste verjüngen selbst das Alter;" meinte Margarethe, Victor's Worte tadelnd: „Es soll sehn, wie Du verlangst, herzige Mousoun, ich trage Dich auf den Quai, und Mama Clemence geht mit uns, um sich wohlthätig zu zerstreuen.“ — Das Kind jubelte und warf sich in die Arme der Wärterin, Clemence griff nach dem Schleier. Victor wollte sich mit stummem Kopfnicken entfernen, als die liebliche Base freundlich seine

Hand ergriff, und schmelzend bat: „Erlaubt, daß die arme Vertrande mit uns gehe. Das bedauernswerthe Mädchen verläßt kaum das Haus, und Zerstreuung wäre Niemanden nothwendiger, als gerade ihr.“ — Victor versetzte: „Du legst es darauf an, mich um meine gute Laune zu betrügen, aber des Menschen Wille ist sein sanftes Riffen. Mir kann's recht seyn, wenn Du Dich nicht an der Seite der Vogelscheuche schämst. Du brauchtest wahrlich nicht die rothhaarige, einäugige, hinkende und stammende Dame in Deinem Gefolge zu haben, um der Stadt zu beweisen, daß Du schön bist wie ein Blumenstrauß am St. Johannis-Tag.“ — „Ihr beleidigt mich, Vetter Victor;“ sagte Clemence empfindlich, und zog ihre Hand zurück. — „Das wollte ich nicht;“ erwiderte Victor ruhig: „Thue, was Du willst, Vertrande mag heute einen lustigen Abend feiern. Man sagt freilich, daß eine Dirne, die sich oft am Fenster und auf dem Spaziergange zeigt, keine gute Hausfrau werde; doch hoffe ich, daß Niemand die gute Vertrande in die Verlegenheit setzen wird, das Gegentheil zu beweisen; sie gehe darum mit Dir. Gib auf Deinen Beutel mehr Acht, als auf meine schöne Schwester; wenn Dir ein Thaler und Vertrande gestohlen würden, so wäre es gerade nur um den Thaler Schade.“

Mit diesen Worten ging Victor hinaus, und Margarethe rief; „Sollte man denn glauben, daß unter dieser rauhen Hülle, unter diesen groben Sitten und Spottreden das edelste Herz verborgen sey? Aber so sind unsere jungen Herren, daß Gott erbarme. Was Vertrande betrifft, so hat Herr Victor meistens freilich Recht. Auch mir ist die Person zuwider, aber schon um des Geschlechtes willen ziemt es uns, sie manchmal vor den ungeschliffenen Männern in Schutz zu nehmen.“

Clemence, in den spanischen Schleier verhüllt, Margarethe, die kleine Rosa auf den Armen, gingen über die

Hausflur. Bertrand schloß sich daselbst an die Frauen an. Ihr grösster Anzug, dem einer Büßernonne nicht unähnlich, erhöhte noch die Ketzlosigkeit ihrer Gestalt. Eine schwarze Mantille verbarg unvollkommen die röthlichen, struppigen Haare, und umgab sehr unborthelhaft die schmalen blassen Wangen, das eingefallene, mit Sommersprossen besäete Gesicht, welchem das graue Auge, das Einzige, das unverletzt aus der Blatternkrankheit hervorgegangen war, gerade nicht zur Zierde diente. Der große Mund mit fahlen Lippen paßte zu dem Ganzen. Den langen dünnen Hals verhüllte nochdürftig das graue Kleid, das weit und bauschig über die mageren Glieder fiel, und mit dem Saume auf dem Boden schleppte, damit der durch Krankheit verkürzte Fuß nicht gesehen werden konnte. Der Gang war hinkend, trotz der kleinen Krücke, womit Bertrand ihre Schritte zu unterstützen suchte. Die mißgestaltete Figur hing sich schwer und schleppend in den Arm der schönen, gedulbigen Clemence, und legte mit vieler Zögerung den kurzen, aber etwas steilen Weg vom Hause bis zum Hafen zurück. Waren Bertrand's Füße schwerfällig, so rastete doch ihre Zunge nicht, wenn gleich oft im Feuer des heftigen Gesprächs ein widerliches Stammeln und Schluchzen die Rede unterbrach. Jedem Worte Bertrand's war überdies der Stempel einer tief aufquellennden, unversiegbaren Bitterkeit aufgedrückt; leises, stachelndes Gift träufelte aus jeder ihrer Bemerkungen in das Ohr der Zuhörerinnen. Die körperlichen Mängel des Mädchens, und der moralische Zwang, dem es im Vaterhause unterlag, hatten ein reiches Feld voll Unkraut gesäet; das wuchernd aufging in jedem Blick von Bertrand's Auge, in jeder Sylbe aus ihrem Munde. Die Luft wehte lau, und Bertrand wünschte den gefährlichen Mistral herbei. Das Getümmel des Volks wogte lustig auf den Hafengestaden; Barken flogen wie rüstige Pfeile vom Arsenal zur Alt-

Stadt, von der Lese des Hafenbeckens nach der Mündung desselben; die Flaggen und Wimpeln schwammen bunt und fröhlich in die Höhe; der Kanonenbonner des Forts St. Nikolaus rief mit hundert Stimmen Freude und Jubel über die Stadt: die Glocken des uralten Doms brummen vom Ufer in das kriegerische Getöse; vor dem Rathshause, vor der Loge der Kaufleute tummelte sich halb Marseille, und Fröhlichkeit war die Losung. Vertrande schaute finster und höhniſch in die allgemeine Wonne, und betete, daß der Himmel doch plötzlich ein Erdbeben hereinbrechen lassen möchte, um Hafen und Volk zu vertilgen, oder einen Brand, der die Stadt verzehre, wie eine Fackel, oder mindestens einen Orkan, der die Schiffe mit Mann und Maus in die Fluth begräbe, und die Häuser von Marseille sammt Kirchen und Palästen niederriſſe. — Die mitleidige Clemence, die Einzige, die es freundlich meinte mit dem tückischen Kobold, wurde nicht von seiner bösen Zunge verschont. Als die Schiffe des Großpriors von Malta im Hafen sich vor Anker legten, mit farbigen Lampen und Kränzen geschmückt, sagte Vertrande: „Sie kommen von einer glücklicheren Hochzeit, als die Deine gewesen, Clemence.“ — Ein kleiner Zug von gepuſten Leuten verließ den Dom. „Siehst Du?“ sagte Vertrande zu Clemence: sie haben ein Kind taufen lassen, ein ehrliches, eheliches Kind. Nicht allen Leuten wirb's so gut.“ — Als Clemence sich zürnend abwendete, kam vom Stadthause ein majestätischer Rathsherr und ging mit einem Seitenblick auf Clemence finster und troyig vorüber. Clemence hatte ihn nicht gesehen; aber Vertrande stieß sie an und rief: „Da geht Dein Vater, der Herr Dinart, der Dich durchaus nicht mehr kennen will. Das hat man davon, wenn man das vierte Gebot verläugnet.“ — In diesem Augenblicke stand ein bittender Galeerensclave, von zwei bewaffneten Ghiourmen

wächtern begleitet, vor den Frauen, und hielt die blecherne Büchse hin. Clemence erröthete sehr, und Margarethe warf hastig einen Sou in die Büchse, dem Sklaven festig winkend, sich zu entfernen; aber Bertrande sagte ganz laut zu Clemence, die vor Scham kaum wagte, die Augen aufzuschlagen: „War das nicht Raoul, der bei Deiner Narrenhochzeit den Pfaffen machte?“

In Thränen ausbrechend, wendete sich Clemence schnell um, und Margarethe fuhr im höchsten Zorne mit den Worten heraus: „So wäret Ihr doch lieber zu Hause geblieben, Demoiselle Bertrande, als hier Eurer letzten Freundin den Dolch so boshaft in's Herz zu stoßen! Ihr seid ein böses Mädchen, und Euer Gift ist heute noch einmal so gefährlich, als sonst, weil Ihr auf jenen Schiffen Leute seht, die von einem fröhlichen Brautfeste kommen; Ihr werdet niemals ein solches Fest feiern, und das ärgert Euch, und Ihr müchtet Alle verpeßten, die schöner sind, als Ihr, und die auf einen Gatten Anspruch machen dürfen.“

Auf Bertrandes leichenweißem Gesicht bämmerte violette Röthe auf. Die Reibische flatterte unverständliche Worte, bis sie endlich vernehmlicher wurde, und vor Zorn bebend erwiderte: „Ich habe geschmerzt, altes, hämisches Weib; so Ihr aber meinen Spas nicht verstehen wollt, so will ich zukünftig im Ernst mit Euch reden. Ja, die Pest auf Eure Zunge, auf jene Schiffe! Die Pest über die ganze Stadt, meinetwegen! Warum sollte ich denn die Welt lieben und hätscheln, während sie mich haßt und mißhandelt? Die Pest über die ganze Welt, noch einmal. Wer weiß, was geschieht. Ihr lacht, weil ich hinke? Aber auch die Strafe hinkt, und sie wird Euch elendes Gezücht früh oder spät ereilen!“

2.

Der Sommerfisch des alten Dinart, eines der vier Stadthauptleute von Marseille, nahm unter den gegen die Vista hinan liegenden Bastiden eine der höchsten Stellen ein. Das Häuschen war klein und einfach gebaut, weiß angestrichen gleich den übrigen Landhäusern, und auf seiner nicht allzugrößlichen Terrasse war gerade nur Platz für ein Paar Weinstöcke und einige Olivenbäume, die wenig Schatten abwarfen. Demungeachtet ging es dort lustig her an Sonn- und Feiertagen, weil gewöhnlich eine leichtsinnige und fröhliche Gesellschaft in dem engen Besitztume zusammentraf. Am Tage wehrten Fensterschirme von Fliegengarn dem Andrang der Hitze und dem Besuche lästiger Insekten; die kühlen hellgeklärten Abende lockten die Gäste auf die schmale Terrasse, wo dann nicht selten die Rithier erklang, der Galoubet gellte, und lachende Jünglinge und Mädchen die Farandola tanzten. Der alte Stadthauptmann, obschon bei Jahren und nicht sehr rüstig von Gesundheit, hatte das leichte Blut seiner Jugend bewahrt, hatte es seinem Sohne mitgetheilt, und, wie früher eine Gattin vollkommen nach seinem Sinne, so auch später eine Gesellschaft von Freunden nach seinem Herzen und Gefallen gewählt.

Die Nachfeier des Johannis-Festes im Jahre 1720 wurde auf Dinarts Bastide begangen. Verlassen stand das Haus des reichen Mannes am Corso der Stadt; auf der schlichten Bastide prahlte der Luxus seiner Tafel, die Pracht seiner Geräthschaften, woran die edelsten Stoffe und Metalle verschwendet waren. Wie an den dem Marseiller so heiligen Weihnachtstagen war die Mahlzeit bestellt. Den obersten Platz am Tische, dessen seines Linnen, zwischen den goldenen und silbernen Schüsseln mit Drangenblüthen bestreut, entzückend duftete, nahm der

Herr des Hauses ein, ohne Umstände in bequeme Campagnetracht gekleidet; zu seiner Linken seine Gattin Agathe, in Marseille berühmt durch Puffsucht und Gang zur Verschwendung; zu seiner Rechten die außerordentlich schöne und mit größter Lebhaftigkeit des Körpers und des Geistes ausgerüstete Cassandra, die Tochter des reichen Barante, dessen Corallenhandel weltberühmt war. Das reizende stolze Mädchen hatte den Bewerbungen von Dinart's Sobne nachgegeben. Beide waren verlobt, Barante und seine Tochter wurden schon als Familienglieder betrachtet. Dem Stadthauptmann gegenüber, gereiht an den Corallenhändler, saßen einige Rathspersonen von Mix, bekannte Feinschmecker von Profession, und neben der angenehmen, sehr jungen Tochter des Ritters Roze der königliche Kaufmann von Marseille, Georg Mour, ein geborner Corsikaner, dessen kühner Spekulationsgeist und außerordentliches, nie veränderliches Glück bazumal alle Meere und Welttheile mit seinem Rufe erfüllte. Auf diesem Manne, so wie auf dem reichen Barante, ruhte mit vorzüglichem Wohlgefallen der Blick des Stadthauptmanns, und Maximin, der den Ceremonienmeister und Wirth vorstellte, war angewiesen, jene Herren vor allen aufmerksam zu bedienen; ein Geschäft, welches der junge Mann, selbst mit Zurücksetzung seiner Braut, nicht versäumte. Er hatte sich die Reckheit und auch den Uebermuth des verwegenen Glückskindes Mour zum Vorbilde gewählt.

„Das Jahr scheint günstig werden zu wollen;“ begann Dinart mit behaglicher Redseligkeit: „Wie viele Schiffe haben Sie draußen auf dem Meer, mein lieber Freund Mour?“ — Der Gefragte richtete die Augen wie in Zerstreuung nach der Decke des Zimmers, irrommelte mit den Fingern auf dem Tisch, und erwiderte: „Ich weiß in der That nicht. Ich habe die Liste nicht genau im Kopfe. Ein Duzend mögen es seyn, und ihre La-

bung ist für dieses Jahr sehr bedeutend." — Barante sagte hierauf: „Ihr seyd ein kleiner König, Gebattermann, und ich denke, daß Ihr im Stillen mit den Barbaren einen Traktat abgeschlossen, weil noch nie gehört wurde, daß ein Corsar sich nur an die geringste Lariane gewagt hätte, so Ihr mit Euern Waaren befrachtet.“

„Das ginge mir noch ab;“ lachte Mour mit hochmüthigem Spott: „Ich verschwende weder einen Heller an die Herren von Algier und Tunis, noch eine geweihte Kerze an den lieben Gott und seine Heiligen, und dennoch lassen mich Seeräuber und Stürme ungeschoren. Das Glück ist Alles in der Welt, meine Freunde. Wer einmal durch kühnes Wagniß die buhlerische Fortuna bezwungen, mag ruhig schlafen. Selbst der Sturm regnet ihm Gold in's Haus.“ — „Recht; das ist die Sprache, die einem Handelsfürsten geziemt;“ meinte Barante lächelnd: „Ihr seyd an das gewaltige Geschäftsgetümmel schon gewöhnt. In meinem stillern Gewerbe, wo das Gold nicht strömt, sondern nur rieselt, mag eine kleinlichere Berechnung wohl vorzuziehen sehn.“ — Cassandra, von der Bescheidenheit ihres Vaters gekränkt, fiel ihm lebhaft in's Wort: „Thun Sie doch nicht so demüthig, mein Vater. Als ob Ihr Haus sich nicht mit einem jeden messen könnte! Lassen Sie unserm kühnen Freunde seinen stürmischen Wirkungskreis, seine Triumphe in allen Himmelsstrichen, und danken Sie Gott, daß eine ruhigere Laufbahn Sie zu demselben Ziele führte.“

Mour, ob schon von den Bemerkungen der Dame widerlich angeregt, machte gute Miene zum bösen Spiele, und versetzte mit Geistesgegenwart: „Mein Gebatter besitzt freilich einen Schatz, den mir Fortuna nicht verlieh: eine Tochter, die, ein Wunder der Schönheit, auch durch ihre männliche Seele verdiente, über einen Thron zu gebieten.“

Maximin mischte sich in das Gespräch, indem er mit stolzer Selbstgenügsamkeit sagte: „Hat auch kein Fürst um Cassandra geworben, wenn sie es gleich werth gewesen wäre, so hoffe ich doch, daß sie mit ihrer Zukunft nicht unzufrieden seyn werde.“ — „Dank sey es der heiligen Jungfrau!“ setzte Madame Dinart hinzu, im selben Tone wie ihr Sohn: „Uns fehlt nichts, und das Glück hat uns gesegnet, wie wir es nur wünschen konnten. Wir besitzen drei Häuser in der Stadt, viele Ländereien im Gebiete, einen Theil an der Zollpachtung, der seine guten Einsen trägt, Olivenpflanzungen bei Aix . . .“ — „Pflanzungen, die erst neuerlich von Rathswegen sehr hoch geschätzt wurden;“ schaltete ein Syndicus von Aix ein. — Mit strahlendem Gesichte nahm der Stadthauptmann das Wort: „Genug, wir sind nicht die ärmsten Leute in Marseille. Es erquickt aber mein Herz, daß meine reiche Habe, Grundeigenthum sowohl als bewegliche Kapitalien, die Frucht meiner unablässigen Arbeit und Mühe gewesen ist. Wir stammen eigentlich aus einer Fischerfamilie, deren Wohnsitz in dem schmutzigsten Theile der Altstadt sich befindet. Der Name unserer Stammfamilie ist einer der ältesten in der Stadt, und wir schreiben uns nicht unwahrscheinlich von den Phokern her, die zuerst an unserm Strande eine Colonie gründeten. Meinem Vater schon war das gemeine Leben zuwider, dem sich unsere Familie hingab. Er fühlte sich zu Höherem berufen, und verließ die rohe Sippschaft, die uns deshalb noch heut zu Tage großt. Eine kleine Bedienstung bei der Stadt war Alles, was mein Vater errang, doch hinterließ er mir seinen Geist, sein Streben, und ich führte nicht ungeschickt aus, was er begann. Im Alter freue ich mich noch jezo meines Werks, weil ich es ohne die geringsten Mittel unternahm.“ — „Das ist auch mein Fall;“ jauchzte Roux Beifall klatschend, und Barante setzte tröstlich hinzu: „Auch der meinige, bei Gott!“

Die drei Männer reichten sich über den Tisch die Hände, und Dinart rief: „Wer vermöchte unser Glück darniederzustoßen? Ich halte mich für unüberwindlich, da ich mit einem Varante durch die Bande der Verwandtschaft, mit den berühmten Rour durch innige Freundschaft verknüpft bin.“ — „Wir haben's uns sauer werden lassen in der Welt!“ entgegnete Rour mit freudigem Ungestüm: „Jetzt ist die Zeit, zu genießen. Lassen wir dem gemeinen Volke seine Leiden, seine verdrüßliche Unzufriedenheit. Auf Erden kann nicht ein Jeder glücklich sehn; wohl uns, daß wir unter den Ausgewählten sind.“ — „Ohne Sorgen gelebt, so spät als möglich gestorben!“ rief Varante mit lusternem Gelächter: „Wer sein Leben versäumt, ist ein Thor; über das Grab hinaus währt keine Freude!“

„Sie werden sich diese Grundsätze merken, und beständig darnach handeln, wenn Sie mich lieb haben!“ scherzte mit ausgelassener Lustigkeit Cassandra, ihrem Verlobten die Hand reichend. — „Sorge nicht, liebe Schwiegertochter;“ antwortete statt des lachenden Maximins die von Lust und Eitelkeit glühende Mutter: „Mein Sohn ist seines Vaters Ebenbild, und ist nie einer Freude, wie auch nie einer Gefahr aus dem Wege gegangen.“ — „Dreifach glücklich derjenige, der an seinem Sohne Freude erlebt!“ sagte Rour, sein Glas schwingend: „Der meinige ist Major in dem Dienste des Königs, und er wird es noch zum Marschall bringen.“ — „Mein Albert hat ein Etablissement auf Martinique,“ bemerkte Varante mit wichtiger Miene, „und mein Felix, ein geschickter Kaufmann, führt meinen Handel im Norden mit vielem Erfolge.“

„Ich darf mich nicht rühmen, die Welt gesehen zu haben,“ sagte Maximin mit eitlem Troge: „In diesem Punkte stimmten meine Wünsche mit dem Willen meiner Eltern nicht überein. Doch setze ich meinen

Stolz darein, ein wackerer Bürger meiner Vaterstadt zu sehn."

Gleichsam wie entschuldigend fügte der alte Dinart hinzu: "Meine Frau liebte den Buben zu sehr, als daß sie die zarte Jugend desselben den Gefahren einer weiten Reise hätte aussetzen wollen; da er älter geworden war, schien seine Anwesenheit im väterlichen Hause doppelt nöthig, weil wir unsere Tochter dazumal verloren." — "Sie haben den Tod einer Tochter zu beweinen?" fragte eine der fremden Magistratspersonen mit phlegmatischer Condolenz. — Hierauf wurde des Stadthauptmanns Stirne roth vor Zorn, und Maximin drehte sich unwillig auf dem Absatze um, nach dem Dessert rufend. Cassandra zog ein höhnisches Gesicht, und die übrigen Gäste, die Tochter des Ritters Roze ausgenommen, schauten mit peinlicher Verlegenheit auf ihre Teller. Frau Dinart brachte jedoch Alles wieder in's Gleichgewicht, da sie dem Fremden mit vollkommenster Ruhe erwiderte: "Gestorben ist nun so eigentlich unsere Tochter nicht, aber dennoch todt für uns. Wir haben nie in unserer Familie schlechten Wandel gebuldet, und der Himmel gab uns genug des Gleichmuths, um den Verlust mit Gesundheit zu ertragen."

Die leichtsinnige Mutter vermochte es über sich, zu lächeln, indem sie diese Worte sprach, und wendete sich, der Conversation eine andere Richtung zu geben, an das neben ihr sitzende Fräulein Roze: "Sie essen ja nicht, meine Liebe; doch sind diese Früchte vortrefflich, und der süße Muskatwein verdient wahrlich nicht, von Ihnen verschmäht zu werden."

Während dessen setzte Cassandra das vorige Thema fort, indem sie ihren Verlobten mit gerümpfter Nase vertraulich fragte: "Ich habe von dem Scandale gehört, den Ihre Schwester verschuldete, mein Freund. Wo hält sich die Person jetzt auf?" — Maximin antwortete schnell

und verbrießlich: „Wo sie vollkommen an ihrem Platz ist, in dem Hause unsers Veters Foulques, der unsers Stammes angenehme Sitten nie verläugnete, und ein Häuptling der Lazaroni von Marseille ist. Der Mann und sein Sohn sind Vorbilder gemeiner Lebensart, und jedes ihrer Worte schmeckt nach Theer und Hafenschlamm.“

Das Fräulein von Roze sprang hastig vom Stuhl auf, und rief, nach dem Fenster deutend: „Mein Vater! dort kommt mein Vater!“ — Maximin eilte dem Gaste entgegen, die reichen Kaufleute rührten sich nicht von ihren Sesseln, während die Rathsherren von Aix aufstanden, mit Ehrfurcht den Mann zu begrüßen, der des Königs Consul in Modon gewesen war. Cassandra hielt aber das Fräulein, welches dem Vater entgegen laufen wollte, zurück, indem sie mit vornehmem Uebergewicht zu der jüngern Freundin sagte: „Bleibe doch, du liebe Unschuld, das schickt sich nicht.“ Frau Dinart rief mit vielem Gepränge nach einem Sessel, nach goldenem Becher und Besteck für den Gast, der also gleich die ganze Schwere des bürgerlichen Reichthums empfinden sollte.

Der Ritter von Roze, um seiner Verdienste willen mit dem Kreuze des Lazarusordens geschmückt, ein feuriger schöner Mann von fünfzig Jahren, erschien ohne alle Ceremonie in der Gesellschaft und begrüßte die Anwesenden nur leichtthin, weil eine wichtige Idee oder eine ungewöhnliche Begebenheit seinen Geist beschäftigte, wie nicht schwer zu erkennen war. Dinart empfing ihn freundschaftlich, bedauerte, daß ihn seine Geschäfte bisher der lustigen Tafelrunde entzogen, freute sich aber zugleich, daß der Ritter pünktlich sein Wort gehalten, beim Besuche einzufinden. — Der Ritter unterbrach die Bescheidenheit des Stadthauptmanns, indem er mit einiger Hast sagte: „Ich hätte beinahe mein Wort nicht ge-

halten; meine Ungeduld hielt mich zurück, aber mein Geist bedurfte der Zerstreuung, und darum unternahm ich den Spaziergang hieher. Meine Herren und Freunde, es thut mir leid, Ihre Fröhlichkeit zu stören, aber der besonnene Mann verläßt ja ohnehin gerne den vorübergehenden Genuß des Augenblicks, wenn ein unabsehbares Unglück über ihn und seine Mitbürger hereinzubrechen droht; ein Unglück, das vielleicht noch durch die vereinigten Bemühungen aller echten Vaterlandsfreunde abgehalten, erstickt werden kann."

Die Gesichter aller Gäste wurden lang und blaß und erwartend, ja selbst unwillig hasteten ihre verbüßerten Augen auf dem Störefried. Die Frauen waren die ersten, die um deutlichem Aufschluß baten. Der Ritter sprach mit ernster Kürze: „So lange war ich von meiner Heimath entfernt auf fremden Gestaden, daß mir das Herz pochte vor freudiger Sehnsucht, als ich mich zu Livorno auf leichter Felucke einschiffte nach dem theuern Vaterlande. Mir schien es eine gute Vorbedeutung, daß unmittelbar vor meinem Fahrzeuge die Schiffe des Ritters von Orleans nach Marseille segelten. Hätte ich geahnt, daß in dem Gefolge des Brautführers das Verderben schwamm, ich hätte wahrlich keine Freudenthränen vergossen. Zwei Schiffe, Levantefahrer, unter dem Commando des Capitains Chataud, dunkel, ungeheuerlich und verödet aussehend, zogen neben uns dem Hafen von Marseille zu. Unsere Fragen an die Schiffe wurden genügend beantwortet, der Capitain führte Gesundheitspatente mit sich; aber das Grauen, das mich unerklärlicherweise befiel, als ich jene schwarzen öden Schiffe auf den Wellen herangleiten sah, bestätigte sich. Diese Fahrzeuge haben aus Syrien die Pest mit sich gebracht, die schon im Lazareth mehrere Arbeiter tödtete, und sich bereits in dem Schooße der Stadt selbst das erste Opfer erkohren hat."

Die Damen sprangen mit einem Angstschrei von den Stühlen auf, und die Herren sanken in die Lehnen ihrer Sessel zurück. Der Ritter, welcher im nächsten Augenblicke den lauten Ausbruch des Entsetzens befürchtete, fuhr mit gedämpfter Stimme klug ermahnend fort: „Ich bitte Sie von Herzen, Ihr Staunen zu mäßigen. Lassen Sie den Dienern nichts merken; es gibt Dinge, die dem Volke so lang als möglich ein Geheimniß bleiben müssen. Gebildete Leute und aufrichtige Patrioten wissen zu schweigen und im Stillen zu handeln. Es ist gefährlich, die Furcht und den Aberglauben des Pöbels zu entfeßeln, der ein solches unvermeidliches Unglück für eine Strafe des Himmels ansieht, oder es mit frechem Troze leugnet, bis es zum unheilbaren Verderben wurde. Der Magistrat von Marseille scheint diese Wahrheit erkannt zu haben, denn er hat noch für heute Abend eine geheime Sitzung anberaumt, und der Bote, welcher Herrn Dinart dazu einladen soll, wird nicht säumen.“

Raum hatte Noze geendet, als wirklich der Huissier erschien, und die Ladung brachte, die den Stadthauptmann nach dem Rathhause beschied. Die gleichgültige Miene dieses Menschen, der selbst von dem Beweggrund der außerordentlichen Rathssitzung nichts wußte, machte den verschiedensten Eindruck auf die Versammlung. Die Angst der Damen mehrte sich, und sie nannten den Boten nach seinem Weggang einen schauerlichen Zeichenanfänger; die Herren hatten in seiner kalten Gleichgültigkeit neue Fassung gewonnen. Roux behauptete mit der seltensten Zuversicht, daß ihm und den Seinigen die Seuche nichts thun würde, Barante erhob Zweifel gegen die Zuverlässigkeit des Gerüchts, Dinart leugnete die Krankheit ganz. Mit verdrüsslichen Mienen machte er sich fertig, nach der Stadt zu fahren, und sagte dabei: „Keine Seele wird mich glauben machen, daß wir die Pest in unsern Mauern haben. Wofür hätten wir

unser gesundes Klima, dem sogar die Fremden nachreisen, wie einer Verjüngungsquelle? Wofür die Nähe des Meers, dessen Ausdünstung so wohlthätig die Luft reinigt? Wofür endlich das Lazareth, das mit so vieler Vorsicht verwaltet wird? Pah, solche Gerüchte sind nur Hirngespinnste irgend eines hungrigen Arztes, der eine neue Krankheit erfinden möchte, um seinen Beutel zu füllen; nichts als blinder Lärm, eine neue Mississippi-Speculation. Was wird's sehn? Arbeiter, die im Lazareth starben, während sie Waaren-Ballen auslüteten? Ei nun, das geschieht oft. Wir haben alle Augenblicke ähnliche Fälle in der Contumaz, und allemal wird dort die Ansteckung vertilgt. Oder ein Sterbefall in der Stadt, der Aufsehen erregt?" — „In der Vorstadt St. Lazare;" antwortete Roze ernsthaft und bestimmt. — „Schon recht;" lachte Roux, daß er sich den Bauch hielt; „das miserabelste Gefindel der Stadt hockt dort aufeinander, wie man Häringe in die Tonne preßt. Da hat irgend ein Lastträger seinen Magen an faulen Fischen oder schlechten Würsten verdorben, hierauf viel von dem rothen schlammigen Wein getrunken, den unser Pöbel so sehr liebt, und ist am Ende an Ekel und Rausch verstorben. Thut nichts, meine Herren; wenn auch unter dem Gelichter ein bösarziges Fieber einrisse, und ein bißchen in jenen Quartieren aufträume, es läge nichts daran. Wir haben schon viel zu viel Tageiebe in der Stadt, und die Gebrechen jenes Gefindels verschonen immer die anständigen wohlhabenden Leute." — „Ja freilich, ja wohl, Gott sey Dank!" riefen im Chor die Frauen, Barante und Maximin, leichtsinniger Sorglosigkeit sich überlassend, und Dinart setzte Abschied nehmend hinzu: „Es ist fatal, daß solch' einfältig Geschwätz mich um einige Stunden dieses fröhlichen Abends betrügen muß. Ich werde viel Langeweile ausstehen, meinen Collegen zuhören, die gegen Wind-

mühen sechten, und nach aufgehobener Sitzung noch eben so klug sehn wie jetzt." — „Erlauben Sie, daß ich mit meiner Tochter Sie nach der Stadt begleite,“ sagte der Ritter Roze, den der Unglaube dieser Leute unangenehm berührte. Mit einem Scherze, der nicht ohne Tücke war, erwiderte Madame Dinart: „Es schmerzlich wir es empfinden, daß Sie uns Ihre werthe Gesellschaft entziehen, so wissen wir doch, daß ein kräftiger Magnet, in der Person der schönen Frau Tellier, Sie zur Rückkehr zwingt. Das Hochzeitsfest wird doch bald gefeiert werden?“ — „Ich denke,“ antwortete der Ritter mit kalter Verbeugung, und folgte dem Stadthauptmann, die Tochter am Arm. Die übrige Gesellschaft blieb beisammen, mit frivolem Gespräch und eitlem Kartenspiel die Zeit zu tödten; nur die vorsichtigen Herren von Mir, denen bei dem Namen der West unter den schweren Perücken etwas warm geworden war, schiedten in aller Stille nach ihrem in der Stadt zurückgebliebenen Wagen, um ohne Verzug nach der Waterstadt abzureisen.

3.

Es war gegen Ende des Monats Julius. Schwüle Hitze lag erstickend in allen Gassen, auf allen Gestaden von Marseille. Kein Lüftchen rührte sich, und der Horizont hing voll dünner, grauer Schleier. Der Abend, der sonst ein fröhliches Getümmel auf Straßen und Plätze lockte, schien seinen Zauber verloren zu haben. Es drängten sich zwar große Menschenmassen hie und da zusammen, aber die Tausende flüsterten nur statt des lauten Geplauders und blickten ängstlich und verwirrt umher, statt mit gewohntem Uebermuth, mit gewohnter

Küsterneheit. Die wohlhabenderen Klassen, die sonst in bunten Ketten auf den Wällen, auf dem Corso, am Gajen spazierten, waren nicht zu sehen. Sogar an den Fenstern der Häuser zeigten sich wenige Gesichter, aber in der Umgegend der Stadthore presste sich ein Gewühl von Pferden und Wagen, das schon in der Mittagsstunde begonnen, und immer zahlreicher und bringender geworden war. War der Feind im Angesichte des Hafens? Hüllte einer schweren Feuersbrunst dampfende Loh die Häuser von Marseille ein? Erschütterte ein Erdbeben die Grundfesten der Stadt? — Ach nein; Marseille war ruhig, dumpf und still wie ein Grab, und der Sturm, welcher darinnen aufzähren sollte, lag noch unausgebrütet im Reime. Die Flüchtlinge an den Thoren liefen vor dem stummen Tode, dessen Senfe, dessen blutige Spuren sie noch nicht einmal gesehen; alle jene Augen, die aus den flüchtigen Wagen, von den jagenden Rossen und Maulthieren herab, scheu abgewendet von der süßen Heimath, in die Ferne starrten mit ängstlicher Hoffnung, mit banger Zuversicht — sie hatten noch nicht einmal von ferne das Gespenst geschaut, dessen Eintritt in die Stadt die Jaghaften verscheuchte. In den Häusern der Reichen war der Tod noch nicht zu Gaste geseffen, über ihre weichen Betten hatte er noch nicht sein Leichentuch gebreitet; nur hie und da hatte er im Sumpfe gearbeitet, gleichsam wie zur Vorübung, und nicht einen Streich gegen die Lebern geführt. Sein Besuch war nur den Hütten der Armen zu Theil geworden, in den engen schmutzigen Straßen des Elends hatte er seine Lieblinge gezeichnet, und nur zu dem Ohre des atmen, dürstigen, lebensfatten Mannes war der Friedensgruß des morgenländischen Fremdlings gedrungen. Gerade dieses Volk aber konnte nicht fliehen; es war gebannt an die Stätte, wo es geboren. Darum knirschte es, da es die Flucht der Reichen sah, da es zu ahnen begann.

wie eine Quelle nach der andern für seine Bedürfnisse versiegt würde, in einer Zeit, wo Hülfe ihm so nöthig gewesen wäre. Alle Geschlechter dieses gemeinen, leidenden und gedrückten Volkes liefen zusammen, Grimm im Herzen, dumpfe Verwünschungen auf der Zunge, um sich zu berathen, sich zu trösten, um Beistand zu begehren. Wenige dachten an's Beten, obschon am selbigen Tage der Bischof von Marseille in eigener Person eine Prozession durch alle Kirchen und Straßen führte, um mit heißen Gebeten des Himmels Barmherzigkeit zu erflehen. Dem heiligen Zuge, den singenden Priestern und hochgetragenen Reliquien folgten nur steinalte Männer, abergläubische Weiber, viele schon in Trauerkleidern um schnell gestorbene Verwandte und Freunde; endlich die Schulen der Stadt, aufgebeten zu solchen Prozessionen. Die Kräftigeren aus dem Volke sahen nur mit Erstaunen, was sich um sie her begab. Die starken Leute, abgehärtet durch rauhe Arbeit, durch gefährvolle Seezüge, durch das schwere Gewerbe der Korallenfischerei, fragten sich verwundert, was denn im Werke sey? An das Daseyn einer beginnenden Seuche glaubten sie alle nicht. Die einzelnen verdächtigen Todesfälle in der großen Stadt erregten nicht ihre Aufmerksamkeit. Sie vertrauten der Sorgfalt ihres Vigniers*), ihrer Consuln und Schöppen, ihrer Junkenmeister und Brudhombres, die noch immer hartnäckig schwiegen; sie glaubten gerne den Aussprüchen der wichtig thuenden Aerzte, die jede ansteckende Krankheit in Marseille läugneten; sie bauten auf die strengen Massregeln, die das Lazareth unnachlässiglich zu befolgen verbunden war. Die Armen wußten nicht, daß die Vorsteher der Gemeinde im Begriff waren, ihr Schweigen, viel zu spät, zu brechen, wußten nicht, daß der Troß

*) Landrichter oder erster Bürgermeister.

der Aerzte die Wahrheit nicht erkennt, und schon aus Brod- und Kunstseid das leugnet, was der seltenere Genius hell und klar beweiset, wußten nicht, daß die Verwaltung des Lazareths schon lange ihre Pflichten gewissenlos vernachlässigte, und daß die meisten der Vorsteher jener Schirmanstalt selbst die Flucht vor einem Uebel ergriffen hatten, dem sie hätten begegnen sollen. „Die Krankheit ist eine Lüge!“ riefen die Rädelshührer im Volke ihren Anhängern im Volke zu: „Sie ist eine abscheuliche Erfindung, erschaffen, um das Volk zu erniedrigen, es vor Hunger sterben zu machen. Haben sich die Reichen nicht verschworen, uns zu verlassen? Stehen unsere Märkte nicht seit vorgestern leer und öde? Man raubt uns den Verdienst unserer Arbeit, man schneidet uns die Lebensmittel ab. Die Wucherer wollen uns aufreiben, der Regent zu Paris, weil er die Hauptstadt verarmte, will alle reichen Leute dahin ziehen, und uns vergiften lassen, weil wir ihm zur Last sind. Wozu haben wir unsere freien Einrichtungen, wenn wir so schändlichem Complotte erliegen sollen? Es ist himmelschreiend, wie man uns behandelt, wie man uns blokirt. Wir wollen uns selbst unser Recht verschaffen, den Consuln zeigen, daß wir gesund sind, kerngesund, und daß die Pest nur in den Köpfen der Narren oder im Herzen unserer Unterdrückten sitzt!“

Während die Gruppen am Hafen von diesen Rednern bearbeitet wurden, und der Prozession, die wieder herankam, geringschätzend den Rücken kehrten, drängte sich ein anderer Zug durch die Menge, dem Alles ehrerbietig und mittelbzig Platz machte. Er bestand aus ein paar Duzend von Christensclaven, die aus den Gefängnissen von Tunis und Tripoli durch die Hülfe und das Lösegeld der ehrwürdigen Väter vom Orden der Trinitarier befreit worden waren. Unter dem Schall einer gedämpften Handtrommel schritten die abgekehrten und langbärtigen Gestalten,

begleitet von ihren würdigen Befreierin, dem Dom zu, am Fuße des Altars mit heissem Danke den Gott zu loben, den just zur selben Zeit die verzweiflungsvolle Andacht furchtsamer Christen als einen zornigen Rächer mit Bußpsalmen zu beschwichtigen suchte. Voll Theilnahme drängte sich das leicht bewegliche provenzalische Volk in den Weg der Befreiten, schüttelte ihnen die Hände, berührte ihre schweren Fesseln, die sie im Heiligtume aufzuhängen gingen, warf ihnen den letzten Heller aus der eigenen armen Tasche in die Mütze, theilte mit ihnen das letzte Stückchen Brod. Zugleich aber riefen Viele: „Ach, ihr Freunde, woher des Weges?“ — „Aus Afrika, über Toulon.“ — „Ach, was wollt Ihr hier, in dieser verrathenen, unglücklichen Stadt?“ — „Dem Himmel danken und dem heiligen Lazarus; Eurer Milde und erfreuen, da Viele von Euch selbst in der Sklaverei gewesen, viele Eurer Freunde in Barbarenketten geschmachtet.“ — „Wir haben auch Mitleid mit Euch und jubeln über Eure Erlösung; aber wir sterben vor Hunger. Entflieht, daß Ihr nicht gleiches Schicksal mit uns theilt.“ — „Vor Hunger sterben? Unterthanen des Königs von Frankreich? Läßt ja der Bey von Tunis seine Sklaven nicht am Hunger sterben, und füttert sie mit Mais und Grüge.“

Wie ein von ferne rollender Donner ging diese Antwort von Mund zu Munde, und Schlag auf Schlag bligte nun die kette Beredsamkeit des südlichen Volks empor, dessen lebhafteste Phantasie schnell die Bilder des Seeräuberfürsten und des Königs von Frankreich zusammenstellte, um wahrlich nicht zu Gunsten des letztern zu entscheiden. Himmelan flog plötzlich der Ruf, einstimmig, wie aus einem Munde: „Brod, Brod! Wir wollen nicht verhungern, wir sind nicht pestkrank! Die Gewalt verschaffe uns, was man uns verweigert. Zur Stunde wollen wir Gerechtigkeit haben, wollen wir gesättigt sein.

Stürmt die Bäckerläden! — „Die Bäcker können kein Brod schaffen, ihre Läden sind leer; es mangelt an Getreide!“ antworteten einige herzhafte, besonnene Männer. — „So brecht die öffentlichen Speicher auf!“ heulte die Menge, und umgab brüllend und tobend das Rathhaus, wo seit dem frühesten Morgen der ganze Magistrat versammelt saß, die böse Lage der Dinge und der Stadt Bedrängniß erwägend. Estelle, einer der muthigsten Schöppen, einer von den seltenen Volksefreunden, welche unvergängliche Denkmale verdienen, eilte die Treppe hinab, dem Getümmel zu begegnen, welches die Thürsteher und Wächter zu zermalmen drohte. „Wir haben keine öffentlichen Speicher!“ rief der kühne Rathsherr ohne Furcht: „Die Gesetze verbieten Alles, was einem Monopole ähnlich sieht. Wir werden Mittel schaffen; übertriebene Furcht hält die Landleute von unsern Märkten ab; wir erwarten jeden Augenblick einen Courier von dem Parlament zu Aix, der uns eine Entschließung bringen soll, welcher wir bedürfen. Beruhigt Euch nur heute noch. Tumult und Aufruhr schaden, Eintracht erhält. Zerstreut Euch, geht in Eure Häuser; solche Zusammenrottungen möchten die Pestilenz ausbreiten, womit wir bedroht sind, wie es heißt.“ — Die Menge heulte dagegen, wie eine empörte Brandung: „Es ist nichts mit der Pestilenz. Warum darf der Bischof seine Umgänge halten? Warum flüchten sich die Reichen? Man will uns hinrichten, das Arsenal hat Brod, die geschornen Sträflinge werden gefüttert, der Soldat erhält Speise und Trank, und wir, die all dieses bezahlen, sollen verschmachten.“

Während sich dieses im Innern des Rathhauses begab, und der Magistrat in peinlichster Ungewißheit nicht wußte, was zu thun, wurde plötzlich eine Stimme unter dem Volke laut, welche schrie: „Ihr sucht Getreide? Die Abtei von St. Victor hat gefüllte Fruchtböden. Fort nach

St. Victor, die Pfaffen sind ohnehin verbunden; ihren Mitchristen zu helfen!"

"Nach der Abtei! Nach der Abtei St. Victor!" wiederholte die Masse der Tumultuanten mit wildem Gelauche, und im Nu entleerte sich die Treppenhalle des Rathhauses von ihrem stürmischen Besuche, und der ganze unermessliche Pöbelhaufe strebte auf allen möglichen Wegen nach dem jenseitigen Hafengefährde. Die rüstigsten Lärmgesellen, begierig, auf dem Wege ein neues Aufgebot zu der Unternehmung zu sammeln, umkreisten das Hafenbecken, um zur Abtei zu gelangen; die besonnensten unter den Aufrührern, meistens Schiffer und Fischer und Leute von der geringen Marine, warfen sich kurz und gut in die Barken und Rähne am Ufer, und ruderten unaufhaltsam nach dem jenseitigen Gefährde, wo die Segenbeseeligung, die man das Paradies nennt, und worinnen die stolze Abtei ihre prachtvollen Zinnen prahlerisch wies. — In dem Arsenal, in den Galeerenhäusern wurde Alles lebendig, da man den Sturm gewahrte, der die Abtei bedrohte. Den zu Lande kommenden Angreifern verwehrte am Ausgange des Quartiers Rive-Neuve das herbeiraffende Geschütz des Zeughauses das weitere Vorrücken; in dem Bagno wurden alle Waffen der Chiburme drohend gegen die Sklaven gefehrt, welche ungeduldig in ihren Ketten raffelten, während draußen die Rebellion mit ihren Schrecken aufzusteißen schien. — Das Volk in den Barken erreichte die Abtei. Thore, Gebäude und Kirche waren streng verschlossen, und durch das Gitter der äußersten Pforte bedeutete ein blaffer Laienbruder dem drohend anrückenden Haufen, daß die Domherren und Grafen von St. Victor sich schon seit Tagesanbruch abgesperrt hätten, um der Pestilenz zu entgehen, daß sie von ihren Vorräthen nichts abgeben würden, weil man die Dauer der Landplage nicht berechnen könne, und daß im Nothfall die Garnison des Castells bereit

seyn würde, einen mörderischen Angriff auf die Abtei zurückzuweisen.

Die Drohung war nicht ohne Grund; schon wurden die Trommeln in dem Fort St. Nikolaus gerührt, und im Abendscheine glänzten Waffen auf den Zugbrücken der Citadelle, sammelten sich dort Motten, um heran zu ziehen. Dem wehrlosen Pöbel fiel der Muth; er fürchtete sich noch dazumal vor der Musquete, vor dem zürnenden Feuerschlunde. Der Ungeßüm verwandelte sich in die Bitte der Verzweiflung; die Stimmen, die noch vor Kurzem Flüche und Verwünschungen, blutdürstige Drohungen und meuterisches Rachegeschrei gen Himmel schickten, verkehrten sich in Klagestimmen, und bettelten auf der Marmorschwelle der reichen Domherren um Nahrung um eine Handvoll Korn. Die Herren Grafen von St. Victor blieben jedoch beharrlich bei ihrer Weigerung, und ließen dadurch die armen Leute erst recht bitter empfinden, welcher Zukunft sie entgegensahen. Laut jammerte die Menge, langsam zurückweichend vor den weißen Uniformen, die in gestreckten Reihen sich auf dem Plage ausbreiteten: „Wehe uns, wenn die reichen Priester so unheimlich sind, was steht von unsern reichen Kaufleuten zu erwarten, und von den vornehmen Herren des Königs, die in Sammet und Gold dahersfahren, unser Elend zu spotten?“ — Und in Vielen regte sich schon wieder nach dem vorübergehenden Augenblick launlicher Trauer die Begierde nach Gewalt, Raub und Brand, als den letzten Bundesgenossen der Verzweiflung. Ehe jedoch solch gräßliche Mahnungen laut werden konnten, trat ein Mann in die Mitte dieser Mariniers, der unter ihnen geboren, in ihren Gewohnheiten erzogen, ihren Sitten treu geblieben war. Der ehrwürdige Foulques, einer der Aeltesten der Schifferzunft, einer der von ihnen selbst erwählten Schiedsrichter, dem alle Herzen seiner Standesgenossen huldigten wegen seiner vielen Erfahrungen, um der Die-

berkeit und Wichtigkeit seines Urtheils wissen. Die Alten verehrten in ihm einen Odysseus, die Jungen schätzten und bewunderten ihn, weil er bei hohen Jahren noch die Kraft und Gesundheit der Jugend sich bewährte, und den Winter des Menschenlebens sogar um seinen Silber Schnee zu betrügen gewußt hatte.

Mit der herzlichen Beredsamkeit, die dem volksthümlichen Ehrenmanne so frei, natürlich und edel von der Brust strömt, wie Töne gehaltreichen Metalls, sprach Foulques zu seinen Mitbürgern: Guten Abend, Kinder und Landaleute, was macht Ihr hier? Ihr verliert Eure Zeit, die Ihr nützlicher anwenden könntet. Der Magistrat schickt mich, Euch zu bitten, daß Ihr nach Hause gehen möchtet. Die Consuln haben geglaubt, es sey gefährlich, mit Euch zu reden, und wollten mich von Bewaffneten begleiten lassen, aber ich weiß das besser; wir kennen uns schon lange. Es ist keiner unter Euch, der nicht schon einmal in einer Streitsache als Partei vor mir stand, und der nicht gehorsam gewesen wäre, sobald ich ihm sagte: das Gesetz verurtheilt dich, mein Freund. Ihr ginget dann hin, zahltet Eure zwei Sous für den Spruch, ließt Eurem Gegner sein Recht, und habt nie an meiner Gerechtigkeit gezwweifelt. Folgt daher auch heute meinem Wort. Unordnung zehrt die Ordnung auf, ein Bürger kann nicht zugleich ein Rebell seyn; der Esel, der zweien Herren dient, hat bald einen kahlen Schweif. Das Parlament von Aix hält uns noch immer hin mit seiner Vollmacht, aber wir leben ja nicht von dem Parlamente. Wir haben daher gesorgt, auch ohne Erlaubniß des Parlaments, daß gleich morgen vor den Thoren der Stadt wieder Markt gehalten werde. Kauft dann nach Herzenslust, meine Freunde, und seyd guten Muthes; schon der weitere Weg zum Markte wird Euch zerstreuen, vielleicht ist in der nächsten Woche schon das Schreckbild verschwunden, womit

man uns zu ängstigen sucht, ich weiß nicht, ob mit Recht oder mit Unrecht. Fürchtet auch nicht, daß Eure reichen Mitbürger ferner die Stadt verlassen, um Euch preis zu geben. Die Herren zu Aix werden bald drohen, jeden zu erschleßen, der unser Gebiet zu verlassen begehrt."

Ein rohes Gelächter brauste nun aus dem Hause auf, es wurde Beifall geklatscht, eine Spottrede jagte die andere. Foulques stellte sich, als ob er die Fröhlichkeit des Volkes theile, und rief noch scherzend zurück, als er in seine Barke stieg: „Brav, meine Freunde, in Kurzem wollen wir die feigen Hasen von Aix und Marseille noch wackerer auslachen!“ Lautes Brabornasen folgte ihm nach, und wirklich zerstreute sich die Menge nach ihren Häusern.

4.

Foulques hatte noch eine Runde gemacht, und es war ziemlich spät und dunkel geworden, als er an seiner Wohnung anklopfte. Ein Knecht öffnete ihm. Nachsinnend, mit hängendem Kopfe, ging der Greis nach seinem stillen, einsamen Gemache, setzte sich in den breiten Stuhl, und ließ sich von dem Diener anfleiden. Bögernb fragte er denselben: „Nun, Thomas, sind keine Berichte von den Vorstehern des Distrikts eingelaufen?“ — „Doch, Meister Foulques. Der Stadtdiener war da, und brachte schlimme Zeitung.“ — „Schlimm? Laß hören.“ — „Seit der Mittagstunde nahm die Krankheit unerklärlich schnell zu. In unserm Bezirke sollen mehr denn fünfzig Menschen davon betroffen sehn. Die Schöpffen werden diese Nacht viel zu thun kriegen, wenn sie in der großen Stadt alle Kranken

ausheben, und deren Wohnungen absperrten wollen. Oben an der Ecke unserer Straße fiel, um drei Uhr Nachmittags, der lustige Schuhflücker plötzlich in seiner Werkstatt um, sabelte und raste bis zum Ersticken. Man sagt, er sey bereits gestorben. Die alte Wäscherin Brigitte, seine Nachbarin, hat sich davor so entsetzt, daß sie noch in derselben Stunde sich legte." — „Fürchterlich! Siehst Du, Thomas, wie eitel die Zuversicht der Menschen ist? Noch heute morgen schickten wir vom Stadthause eine Staffette nach Paris, worinnen wir uns rühmten, daß alle Symptome der gefürchteten Krankheit zu Marseille verschwunden seyen, und gerade heute fängt die Plage an zu wüthen! Nun, wir müssen es aushalten. Wohl mir, daß meine Base mit ihrem Kinde fern ist, mein Sohn auf die Messe nach Beaucaire ging, um für mich Schulden einzutreiben. Ich kann ruhiger seyn. Freilich ist meine Tochter zurückgeblieben, aber ich denke, daß für die arme stumpfsinnige Dirne wenige Gefahr seyn wird." — „Im Paradiese wäre sie besser aufgehoben, Meister Foulques, mit Eurer Erlaubniß. Ein mißgestaltetes Mädchen ist übel daran, wenn es auch Geld hat. Man nimmt es nicht einmal im Kloster auf. Zudem ärgert und neidet sich Jungfer Bertrand das Leben ab; aber ich wette, lieber Meister, daß gerade an ihr der Tod vorbeigehen wird." — „Weil der Tod ein Mannsbild ist." — „Nicht deshalb; die Jungfer vertraut mit ganzer Seele auf die Reliquie vom heiligen Rochus, die sie von ihrer seligen Mutter hat, und sie spricht schon jetzt mit den Hausleuten in einer Entfernung von zehn Schritten." — „Das erwartete ich; sie ist selbstsüchtig wie die Mönche von St. Victor. Horch, Thomas, wie kommt's, daß die Fensterladen zittern, als wollten sie aufspringen?" — „Herr, draußen geht ein heißer Luftzug, und ein schweres Wetter hängt über der Stadt. Fern über'm Meere blizt es hell auf, und auch über dem Fort wetterleuchtet es." — „Mir ist die Brust

so eng, guter Thomas. Gott tröste die armen Leidenden in der Waterstadt, daß sie die Wetterangst überstehen, und schenke uns Erfrischung und gesunde Luft. Was summt denn von ferne? Ist das Musik? Oder heult der Wind über den Hafen?" — „Nein Herr; es ist ferner Glockenklang, Schellengetön von Maulthieren. Hört Ihr das dumpfe Gepolter, den klingenden Schritt der Thiere? Ein Wagen rollt in unserer öden Gasse heran." — „Wer mag das sehn?" — „Der Wagen hält vor dem Haus. Wenn ich nicht irre, so höre ich die Stimmen Eurer Base und der alten Gouthoun." — „Herr Gott! Was wollen denn die?"

Die Lampe in der Hand, einen leichten Schlafrock um die Schultern geworfen, lief der alte Foulques den Ankömmlingen entgegen, und mischte in den freundlichsten, väterlichsten Willkommen die Vorwürfe besorgter Zärtlichkeit. „Grüße Euch der Himmel; aber was wollt Ihr hier? Habt Ihr meinen Brief nicht erhalten? Ist die Wallfahrtzeit schon zu Ende? Ihr solltet ja wegbleiben von Marseille, entweder zu Toulon verweilen, oder wenigstens zu Aubagne, auf meinem Pachtthofe das Weitere abwarten." — „Die Wallfahrt zu unserer lieben Frau zum Troste war schon geschlossen, unsere Andacht verrichtet," sagte Clemence mit freundlicher Fassung: „Ihren Brief haben wir nicht erhalten, und in Ihrem Hause ist unsere Stelle." — „In meinem Hause, an meinem Herzen, das versteht sich. Doch schwebt diese Stadt in drohender Gefahr, ist vielleicht bald ein Leichenfeld, gemäht von dem Schwerte des Würgengels. Entziehe Dein Leben, Clemence, Deines Kindes zartes Daseyn der Gefahr, schone Deine alten Tage, rechtschaffene Gouthoun. Weicht aus dem Abgrunde, der sich hier öffnet." — „Und Sie, Vater Foulques?" — „Meine Bürgerpflicht hält mich zurück, ich bleibe auf meinem Posten." — „Auch wir wollen unsere Pflicht erfüllen, mein Wohltäter. Die Ge-

fahr war uns nicht unbekannt; in Toulon schlugen schon die Herzen voll Angst und Furcht, wir fanden keine Barke, die uns hieher gebracht hätte, mußten den Weg zu Lande machen, stießen allenthalben auf dumpfe Verwüstung, hörten überall gräßliche Sagen, die an Schrecknissen zunahmen, je näher wir unserm Gebiete rückten; nur mit vielem Gelde bewegten wir den Kutscher, daß er uns in die Stadt hereinfuhr, und des Volkes scheues Treiben in den Straßen bestätigte uns das Unheil. Aber wir sind muthig, und die heilige Mutter wird uns nicht verlassen, wie wir unsern Wohltäter nicht verlassen werden," Clemence hielt dem freudig überraschten Foulques ihre schlafende Rosa hin und fuhr fort: „Dieses Kind wurde vor dem Altare der Wallfahrtskapelle durch Priestersegen geheiligt, ich und Gouthoun haben das Abendmahl darauf genommen, uns der Bräufung nicht zu entziehen, die unserer Heimath, Ihrem Haupte droht. Bertrand ist zu schwach, um Sie zu pflegen, wenn Sie erkranken, Victor ist abwesend; Gott sei Dank, für sein Leben ist nichts zu fürchten, aber seine Hülfe fehlt. Wir wollen Ihrer Kinder Stelle vertreten, und muthig aneinander halten, wenn Gott in seiner Weisheit die schwere Büchtigung über uns verhängen sollte.“

Clemence und Margarethe umarmten mit frommer Begeisterung den Biederemann, dessen Festigkeit der innigsten Nahrung nicht widerstehen mochte. Er weinte, unfähig, ein Wort des Dankes zu stammeln. Mit flimmer Bekümmerniß deutete er nach der Thüre von Bertrandens Gemach, richtete einen wehmüthigen Blick gen Himmel, drückte dann mit wahrer Vaterliebe Clemence an seine Brust, die Hand der ehrlichen Wärterin, und floh, zu schwach, den ergreifenden Augenblick länger zu ertragen, in seine Schlafkammer.

Die Frauen wendeten sich nach ihrer Stube, legten die unbekümmert schlummernde Rosa in ihre weiche

Rissen, und während Margarethe ihr eigenes Lager besorgte, kniete Clemence auf den Verschmel nieder, um vor dem Bilde des Gekreuzigten für die Heimkehr zu danken, und zu beten für den edeln Foulques, für die ungerechten Eltern, und für Alle, die sie liebte, Victor nicht ausgenommen, den sie verschwiegen tief im Herzen trug.

Da knarrte leise die Thüre, und Bertrand schlich wie ein Schatten hindurch, eine düster glimmende Leuchte tragend, und setzte sich auf den Stuhl, der gerade am Eingange stand. Clemence richtete sich erstaunt in die Höhe, und Margarethe sagte ziemlich laut: „Gott segne Euch, Jüngferlein. Was begehrt Ihr aber zu so später Abendstunde? Es sind viele Wochen vergangen, seit Ihr uns zum letztenmale besucht. Wollt Ihr Eurer Base den Willkomm gönnen, da Ihr uns doch beim Abschied die Ehre nicht anthun mochtet?“

Bertrand antwortete langsam und frömmelnd: „Es ist niemals zu spät, ein Unrecht wieder gut zu machen. Nicht wahr, Base Clemence?“

Clemence, schnell versöhnt, näherte sich ihrer Verwandten, und sagte mit Engelsmilde: „Gewiß nicht, liebe Muhme. Alles sey vergessen, und ich erwiedere von Herzen Euren Gruß.“

Bertrand deutete ihr mit vorgehaltener Krücke an, in einer gewissen Entfernung stehen zu bleiben, und entgegnete: „Du hast mir gezürnt, weil ich unbesonnene Reden geführt, die ich nicht böse meinte. Da aber die Zeit so schlimm geworden ist, und der Herr das strafende Schwert aus der Scheide zieht, so ist es Christenpflicht, jeder Feindschaft abzusagen. Wir wollen uns versöhnen; wenn Du stürbest, so könnte Deine Seele nicht ruhig sehn, weil Du an mir Unrecht übest; wenn ich, das schwache, elende Geschöpf, diese Erde verlasse, so müßte sich meine Seele kümmern, daß ich unschuldi-

ger Weise ein Mißverständniß veranlaßt, welches zwei verwandte Wesen trennte."

Clemence versetzte etwas befremdet, aber gütig: „Ich wünsche nichts anderes. Wenn ich Dir etwas zu vergeben habe, so geschehe es hiemit aufrichtig und ohne Vorbehalt. Ich wünsche nur Eintracht.“ — Betrande seufzte aus tiefer Brust, und sprach mit dumpfer Stimme: „Ach, ich habe mich schon kasteit, ich habe schon gebüßt und in Reue gerungen, weil mir im Zorne eine Verwünschung entfuhr, die allzuschnell in Erfüllung geht. Der Mensch sollte nie einen unbesonnenen Fluch ausstoßen, denn wie der Segen, so trägt auch der Fluch seine gewissen Früchte. Die Welt ist sehr sündig, liebe Clemence, und Gott will schnell damit zu Ende gehen. Die Glocken unserer Kirchen läuten schon von Stunde zu Stunde einen Todten in die Ewigkeit, bis endlich auch die Hände erstarren, die den Glockenstrang ziehen. Bald wird in allen Häusern Trauer wohnen, und die Gräber werden nicht schnell genug fertig sehn können. Wähle Dir einen frommen Beichtvater, Clemence.“

„Ei, das wird schon ohne Euer Zuthun geschehen," fiel Margarethe ungeduldig ein. Betrande fuhr aber mit derselben gleichgültigen Kälte fort: „Du hast schon viele Leiden ausgestanden, arme Clemence, und der Bürgengel greift gar zu gerne nach abgehärmten, lebensmüden Herzen.“

Clemence antwortete mit erschütterter Seele: „Glaube mir, Betrande, daß ich gesaft bin; aber verschone mich mit solchen düstern Ermahnungen. Wir sind müde von der Reise, erquickender Schlummer thut uns noth.“

Ohne sich stören zu lassen, murmelte Betrande schleppend weiter: „Schlummern? O nicht doch, liebe Base. Wachen und Veten, das ist die Lösung in der Trübsal. Wachtet, daß uns der Tod nicht überreilt. Wache, Clemence, und vergiß nicht, allnächtlich Dein Kindlein ein-

zufegnen, denn es möchte über Nacht ein Engel werden, ehe Du Dich dessen veräheßt."

Die Hand iest auf das bebende Herz gedrückt, sank Clemence auf das Lager, gebeugt über ihr Kind, und winkte schluchzend der grausamen Ruhme, zu schweigen. Margarothe verfuhr strenger, stellte sich Betranden entgegen und schalt: „Wißt Ihr, wem Ihr auf's Haar gleicht? Dem Henker, der einen armen Menschen räbert, und nach jedem Schlage der eisernen Reile inne hält, damit der Schmerz hundertfach veinige. Ich bitte Euch inständigst, geht, geht schnell, wenn ich nicht Herrn Foulaques rufen soll, der am besten weiß, wie man seinen rüchischen, verrückten Tochter zuzusprechen hat.“ — Aus den Augen der Alten leuchteten der Drohungen mehrere, und Bertrande war nicht gesonnen, solch' rüstiger Gegnerin Stand zu halten. Mit einem Blitze, woraus vernichtender Hohn funkelte, mit einer drohenden Bewegung des Krückenstocks stand sie, ohne weiter eine Sylbe zu reden, auf, und hinkte zur Thüre hinaus. Sie hörte, wie Margarethe hinter ihr zuriegelte, und murrte, schadenfroh lächelnd, indem sie den Weg nach ihrer Kammer suchte, vor sich hin: „Verriegelt nur Eure Pforten; in Euerm Ohr gellt dennoch meine Stimme wieder. Wohl bekomme ihr die Mahlzeit, die ich ihr aufgetischt, der Schmarozerin, die an meines Vaters Tische ist, von dem nur die Brosamen für mich abfallen. Wird sie gehätschelt, und ist doch eine freche Dirne, behangen mit einem unehelichen Würmchen, so will ich ihr empfinden lassen, daß ich, eine reine unbescholtene Jungfrau, sie verachte und demüthigen kann. Ihre Larve hat den Vater berückt, und den Bruder und alle Männer im Hause; sie möchte wohl meine Stiefmutter werden? wenigstens meine Schwägerin? Aber ich will nicht ehrlich sehn, wenn ihr Hochzeitstag vor dem meinigen fällt.“ — Mit diesen Worten betrat Bertrande ihre Stube, eine der

unheimlichsten im Hause, im Erdgeschoße, gewölbt, und nur mit einem Fenster versehen, das in eine enge, armfelige Gasse ging, worinnen vor Schmutz und Unrath kaum fortzukommen war. Bertrande hatte sich in ihrer Eulenlaune dieses Gemach selbst gewählt, und dasselbe mit der düstern Geschmacklosigkeit verziert, die sich in ihrem Anzuge kund gab. Die Vorhänge an Bett und Fenster waren von verblichenem gelben Damast, die Spiegel fleckig und voll Staub, an den grauen Wänden klebten gräßliche Bilder, den Tod vieler Märtyrer vorstellend, auf dem Schreine, worinnen die Bewohnerin dieser Zelle ihre Habseligkeiten verwahrte, stand ein Glasfaß mit der bleichen Wachsfigur eines Jesuskinds, dessen Kleidung und große Allongeperrücke von Baumwolle Bertrande selbst verfertigt hatte. Ein verstimmtes Positiv stand in der Ecke, und ein paar Gebet- und Notenbücher vervollständigten den ganzen wüsten Hausrath. — An diese kleine Orgel lehnte sich Bertrande, nachdem sie die Leuchte in einen Winkel des Kamins gesetzt, zog den Fenstervorhang etwas zurück, öffnete dann leise das hölzerne Fenstergitter, und blinzelte, so gut sie es vermochte, auf das dunkle Gäßchen, worinnen kein Licht mehr schimmerte. Von ferne rollte langsam und majestätisch der Donner, und während dessen Brausen faßte Bertrande das Herz, sich selber zuzusüstern: „Ob er wohl heute wieder kommt? Hat mich denn mein Auge getäuscht, da ich ihn schon in der Dämmerung zu sehen glaubte, in denselben weißlichen Mantel gehüllt, den er gestern trug?“ — Sie lauschte, sie schaute, bog sich mit dem halben Leibe endlich aus dem Fenster, und fuhr alsobald heftig zurück. Ein Blitz hatte geleuchtet, eine männliche Gestalt in Federhut und hellem Mantel stand am Eingange des Gäßchens. Schwer athmend vor Bestürzung, pochenb das Herz vor Neugierde und dunkler Sehnsucht, flüsterte Bertrande wieder,

unruhig die Hände reibend: „Er ist's gewiß . . . warum nähert er sich nicht? . . . Wie war es doch gestern? Sollte mein Gesang ihn gelockt haben . . . ? Sollte er heute wieder auf dieses Zeichen warten?“

Mit unsicherer Hand berührte Vertrande die Tasten der kleinen Orgel, entlockte dem Instrument einen schnarrenden, zitternd verhallenden leisen Accord, und begann mit bebender Stimme und kümmerlich schwachem Vortrage das provenzalische Lied, das man dem Kaiser Friedrich dem Rothbart mährchenhaft zuschreibt, — das einzige, welches Vertrande in ihr unmusikalisches Gedächtniß zu prägen verstanden hatte. Sie sang mit schluchzenden, gebrochenen Tönen:

„Ich liebe den Ritter aus Frankreich,
Die spanische Dame ist hold,
Ich liebe den Hof von Castilien,
Und der Provence frühliches Lieb.“

Weiter konnte sie die Strophe nicht bringen, aber, als sie ängstlich zum Fenster schaute, bemerkte sie frohlockend, daß der Zauber gewirkt hatte, daß der nächtliche Wanderer nahe dem Fenster stand, und eine Ahnung von verschwiegeneu Abenteuern, von bräutlicher Wonne, belebte für einen Augenblick das kalte Herz der Armen, und sie fragte sich wie eine züchtige, erst aufgeblühte Rose: „Wird er denn heute reden? oder wird er bei seinem Schweigen verharren, der Grausame, wie gestern?“

Der räthselhafte Fremde klappte so eben mit dem Finger behutsam an das Fenster, daß es ohne Geräusch und Klang aufging, näherte sich vorsichtig mit dem Kopfe, und fragte gedämpft: „Warum endigen Sie nicht das Lied, klösterliche Sängerin?“ — Vertrande stieß einen Laut der Ueberraschung aus, schwieg aber dann besonnen, um den willkommenen Gast nicht zu verschrecken. Dieser fuhr schmeichelnd und lächelnd fort: „Sind Sie mir böse,

well Sie nicht antworten? Ich hätte gestern schon mit
 Entzücken Ihre schöne Stimme, und erwartete heute glei-
 chen Genuß." — „Pf!" versetzte Bertrand: „Wenn Je-
 mand uns hörte! schweigen Sie mit Ihren Schmeiche-
 len." Der Ton, womit diese Worte gesprochen wurden,
 verrieth hinlänglich, wie angenehm der Tribut des Bei-
 falls auf die Sängerin wirkte; doppelt angenehm, da, bei
 dem schwachen Lampenschimmer betrachtet, der sich durch
 das Fenster stahl, die Gestalt des unbekannten Zuhörers
 sich vorthellhaft zeigte, und nicht minder sein Gesicht,
 geziert mit großen schwarzen Augen, einer schönen Adler-
 nase, und dunklem gefälligem Lockenhaar, hübscher an-
 zusehen, als die steifen, ungepuderten Verdecken, womit
 bazumal die nach der Hauptstadt geformten Roués Staat
 machten. Zufällig verschob sich bei einer Wendung des
 Mannes der übergeschlagene Radmantel, und ein feines
 Kleid, mit schmalen Borten und vielen goldbesponnenen
 Knopflöchern, wurde sichtbar, verrieth seines Herrn Bil-
 dung, Wohlstand und Geschmack. Immer freudiger zit-
 terte Bertrandens Herz, und in ihren Ohren klang es
 wie Musik, als der Fremde leise fortfuhr: „Wohl haben
 Sie Recht, freundliches Mädchen, und der sympathetische
 Zug, der gleichgestimmte Seelen vereinigt, soll ein Ge-
 heimniß bleiben für jedwedes unberufene Auge. Die
 Macht der Töne zieht mich unaussprechlich zu Ihnen.
 Das muß ein treffliches Gemüth seyn, welches aus den
 heiligen Quellen der Musik seine Freuden schöpft. Wäre
 es mir vergönnt, es näher kennen zu lernen!" — Bei
 diesen Worten faßte eine warme weiche Hand die Hand
 Bertrandens. Das Mädchen fand nicht die Kraft, die
 Finger zurück zu ziehen, und stammelte in wohlthuenender
 Verlegenheit: „Was beginnen Sie, mein Herr? Sie
 täuschen sich, oder haben mich zum Besten. Ich weiß
 nur zu gut, daß ich so viel Theilnahme nicht zu erzeu-
 gen vermag. Die Natur versagte mir, was so viele

meiner Schwestern begehrendwerth und glücklich macht . . .“

— „Und Ihr Herz? Rechnen Sie den goldnen Kern für nichts, weil er in einer Schale schlummert, die vom albernem Pöbel verkannt wird? Ich habe viel Unglück erlebt, Mademoiselle, und weiß gar wohl, daß das Lebensglück nicht im Aeußerlichen besteht, daß der Bund der Geister heiliger ist, als der Austausch der Sinnlichkeit. In Ihnen errieth ich den mir verschwisterten Geist, gekräftigt, wie ich, durch manches Leiden. Vergönnen Sie mir, dieses Zusammentreffen zu benützen, Sie kennen zu lernen.“ — In großer Verwirrung entgegnete stotternd Vertrande: „Sie erschrecken mich mit Ihrem Ungeflüm . . . dennoch ist ein edler Mann so selten . . . Es würde mir selbst Freude machen, mit Ihnen bekannt zu werden . . . aber . . . die Möglichkeit? Mein Vater ist rauh und streng, mein Bruder ohne Gefühl und feindlich gegen mich gesinnt . . . sie dürfen um Alles in der Welt nicht wissen . . .“ — Der Fremde fuhr mit Eifer fort: „Wehe den rohen Männern, die ein schönes weibliches Herz in Staub treten! Ist denn aber kein Weib Ihres Geschlechts in diesem Hause, dem Sie sich vertrauen könnten?“ — „Ach, da ist keine Hoffnung. Eine Waise, die mein Vater um Gotteswillen zu sich nahm . . . eine alte, boshaft lauernde Wärterin, die mich haßt . . .“ — „Und kein Engel, der uns beistünde? Ich sah vor einiger Zeit, — denn ich beobachtete Sie schon lang — einen kleinen Engelskopf an diesem Fenster, oder in den Zimmern, die nach der Straße gehen. Das Kind spielte mit einer alten, griechgrämigen Frau. Gewiß ist es eine Waise, welche Sie mild barmherzig zu sich nahmen, Mutterstelle an ihr zu vertreten?“ — Vertrande hustete verlegen, und antwortete endlich, um den wohlfeilen Heiligenchein nicht einzubüßen: „Nicht so eigentlich . . . und dennoch wieder ist es fast so. Wen sollte ein hilfloses Kind nicht zur

Theilnahme bewegen?“ — „Wo ist es? Kann ich es nicht sehen? Ich liebe die Kinder unaussprechlich. Bei Ihnen, an Ihrer Seite, auf Ihrem Schooße, an Ihrer Brust möchte ich es sehen. Die jungfräuliche Mutter mit dem Kinde, ein Ebenbild der Heiligen, die wir in unsern Tempeln verehren, gewährt ja das schönste Schauspiel. Öffnen Sie mir diesen Augenblick, . . . morgen, übermorgen, wann Sie wollen.“

Die Vergleichung, die nicht besser gewählt seyn konnte, schmeichelte der Eitelkeit Vertrandes viel zu sehr, als daß sie nicht, in Wonne und Trunkenheit des Entzückens aufgelöst, alles versprochen hätte, um nur den zärtlichen Freund noch fester zu binden. Bögernd, wie voll jungfräulicher Schaam, aber schnell besonnen und entschlossen, gestattete sie dem verführerischen Fremdling, morgen zur selben Zeit wieder zu kommen, und ließ ihn erriathen, daß die Thüre des Hauses und ihres verschwiegenen Gemachs offen seyn würde. Das Gebrüll des Donners, der nun über der Stadt rollte, das Heulen des Windes, verschlang die Abschiedsworte des schnell entfliehenden Freundes, aber der feurige Händedruck, womit er Vertrande verließ, sprach deutlich genug für ihn. Aufgeregt von den Flammen, die so unvermuthet in ihr Herz brachen, trat Vertrande zum erstenmal in ihrem Leben mit eigener Zubecksicht vor den Spiegel, und sagte lächelnd: „Die Ungerechtigkeit der Natur scheint endlich an mir zu erlahmen. Schön wäre es, wenn gerade ich, die Verwahrloste, zu dieser Frist, wo Pest und Tod tausend Bande zerreißen werden, so der Himmel will, einen zärtlichen Gatten fände, nach dem mein dürstendes Herz so heiß begehrt. Ich will Alles anbieten, ihn zu fesseln. Wenn es seyn kann, mag selbst der Bastard der hochmüthigen Base dazu helfen. Wenn auch dann das Verhältniß zu Tage kommt, was thur's? Es muß zu Tage kommen, das sättigt meine Eigenliebe,

das wird ihn um so fester an mich ketten. Er ist ein Fremder, seine Sprache verräth es. Es wird gut sein, ihn in sicherer Schlinge zu fangen. Vielleicht fährt er mich hinweg aus dieser Stadt, wo seit meiner Kindheit nur Haß und Demüthigung mein Loos gewesen ist; vielleicht . . .“

Ein fürchterlicher Donnerschlag unterbrach ihre stolze Siegesrede. Der Himmel glühte wie in lichten Flammen, der herbe Blitzstrahl war in das Fort St. Jean gefahren. Rings brachen die Elemente los mit fieberhaftem Ungeßüm, und Vertranke, abergläubisch betend, flüchtete mit Rosenkranz und Reliquienäschel in ihr Bette.

5.

Die ältesten Leute von Marseille erinnerten sich nicht einer solchen wüthenden Sturmnacht, Schlag auf Schlag der Donner, Strahl auf Strahl der Blitz, die Atmosphäre brannte wie ein Schwefelpfuhl die ganze Nacht hindurch, und kaum eines von den öffentlichen Gebäuden der Stadt blieb vom Donnerkeil verschont, der nirgends zündete, aber die dicksten Mauern bersten machte, und in einigen Kirchen durch das Gewölbe brach, und die Grüste sprengte, daß sie gähnten, gleichsam neue Opfer verlangend. Ein schauerlich Vorzeichen, dem die Erfüllung ohne Säumen auf der glühenden Ferse folgte. Von den Häusern herab stürzte der Orkan, der im Hafen die Wasser empörte und hundert Barken vernichtete, die hohen Kamine, die Geländer der Terrassen, Fenster und Balkone; aber innerhalb schlug der Tod mit geschäftig wüthender Hand einer Menge von Opfern sein Brandmal auf den hinsinkenden Krankenleib. Das fürchtbare Unwetter gab das Regenbogenstrahlen. II.

Signal zum Ausbruch, der bisher im Dunkeln schleichen den Völkern. Der gütige, erstarrte Mistral, der sich einstellte, als am Morgen das Feuer des Himmels erschallte, vollendete, was der Sturm begonnen. In allen Gassen war Klage und Noth einheimisch geworden, das Geschrei der Verzweiflung übertönte den Glockenschall, der zum Gottesdienst rief; unzählige Hiobsboten durchrannten die Stadt, schreiend nach Ärzten, die in der Nacht Erkrankten zu retten; nach Notarien, die Testamente der Sterbenden aufzunehmen; nach Geistlichen, die letzte Wegebereitung zu reichen; nach Todtengräbern, die Leichen zu beerdigen. Nun erst ahnte man die Größe des Jammers, der sich vorbereitete, und nirgends war Hülfe. Ein einziges verwittrtes Spital, um die Kranken aufzunehmen, die kaum zum Drittel ihren Platz darinnen fanden; die Stadtkassen leer, kaum eilfhundert Livres darinnen; kein Getreide, kein Fleisch, kein Holz für den Armen vorrätig. — Dieser plötzliche Wechsel erzeugte eben so schnell Mißbräuche der Gewalt, den Unfug der Selbsthülfe, Streit und Haß jeder Art. Die Bürger von Marseille, an Gefeßlichkeit gewöhnt, klopfen an die Gerichtsstuben. Alle Richter waren schon aus der Stadt entflohen. Der ängstliche Haushater begehrte vor dem Gesetz die Rechte seiner Erben, seiner Gläubiger, seiner Bürgen zu bekräftigen: kein Notar war in der Stadt zurückgeblieben. Frauen, erschreckt von den Gräueln der verwirren Nacht, sahen schauernd vor der Zeit die Stunde eintreten, da sie Mutter werden sollten: nicht eine Wehmutter war zu finden, die den Leidenden Beistand geleistet hätte. Tausende seufzten nach ärztlichem Rath, und die Doctoren hatten sich theils feig versteckt, theils, von Pfaffen gebunden, sich mit denselben in die Klöster eingesperrt, zum Theil aus der Stadt die Flucht genommen. Die wenigen Zurückgebliebenen vermochten nicht dem Andrang zu genügen, ängstigten sich selber ab.

oder verließen achselzuckend ihre Kranken. Die Auswanderung nahm furchtbar zu, schon war kein Pferd mehr anzutreiben. Das aufgebrachte Volk mißhandelte an den Thoren die Flüchtlinge. Die Consuln und Hauptleute, volkstümlich gewählt, besaßen nur väterliche Gewalt, und riefen, weil diese nicht hinreichte, den Pöbel im Zaum zu halten, die Soldaten des Königs zu Hülfe. Aber der Gouverneur der Provinz war ferne, und der Commandant der Citadelle schloß sich mit der Besatzung hinter seinen Schanzen ein. In der höchsten Noth bot der Magistrat die Arsenalwachen, die Schlavenshergen zu seinem Dienste auf. Aber der General der Galeeren weigerte jeden Mann und verriegelte sich hinter seinen Gittern mit einer Menschenmenge von wenigstens zehn-tausend Köpfen, die unter seinem Befehle standen. Der Magistrat drohte ohnmächtig mit Vergeltung, der Bischof mit der Rache des Himmels. Citadelle und Arsenal erklärten dagegen, sie würden die Stadt mit ihrem Geschütz in Grund und Boden schießen, wenn nur einen Tag die volle Verproviantirung der Garnison und der Zeugmannschaft unterbleiben würde. — Dieser böhartige Haber, aus schmutziger Selbstsucht entsprungen, brachte die Stadt in die äußerste Gefahr. Ihre Hülfsquellen waren versiegt, nur ein Wunder konnte sie retten, und die edelmüthige Aufopferung wackerer Bürger. Der Bischof, ein fanatischer aber tugendhafter Mann, dessen Eitelkeit sich glücklich pries, eine Gelegenheit zu finden, die Rolle zu spielen, die der heilige Borromäus in Mailand übernommen, legte seine ganze Habe auf den Altar des Vaterlandes, begnügte sich mit der Kost des ärmsten Bettelmönchs, leistete überall und zu jeder Zeit die Dienste des niedrigsten Diakons. Ein edler Contrast zu dem Benehmen der feisten Grafen von St. Victor, die von ihrem Hamsterreichthum nicht eine Spreuhölse, nicht einen Liard spendeten; zu dem feigen Troze, womit die Stadt-

kirchen und übrigen Stifter jedes Almosen zu Unterstützung der Armen, jedes, auch das elendeste Gebäude zu Errichtung eines Spitals weigerten. Der Ritter von Roze war einer der ersten, die kaum wieder betretene Heimath mit Allem zu beschenken, was er erworben. „Mein Fleiß,“ sagte er, „hat mir eine halbe Million errungen, die Gattin, die ich vor wenigen Tagen heimgeführt, brachte mir ein beträchtliches Vermögen zur Mitgift, ich bin bereit, Alles zu opfern, aus eigenen Mitteln ein Hospiz in meinem Stadtviertel zu errichten, persönlich da zu wirken mit meinen schwachen Kräften, wo die Gefahr am größten ist.“ Seinem Beispiele folgten die braven Schöppen Estelle und Moustier. Der Viguiier und die beiden andern Consuln, wenn auch nicht von gleicher Begeisterung beseelt, handelten doch als entschlossene Männer. Sie und da öffnete auch wohl ein reicher Großhändler seine Vorräthe, hie und da führten muthige Leute Lebensmitteltransporte in die bedrängte Stadt; aber das Volk wäre nicht zu beschwichtigen gewesen, wenn nicht die Gewalt der Seuche selbst Ruhe gepredigt hätte. Schon am Mittag nach dem Sturmweather erkrankten plötzlich Leute in den schönsten und gesündesten Straßen; die Landplage brach sogar in einige reiche Häuser auf dem Corso. Der Pöbel, bisher allein von dem Verderben betroffen, fluchte; und als in der Folge die Flüchtlinge wiederkehren mußten, weil der vom Parlament aufgestellte Gordon sie mit dem Tode bedrohte, so wie die Kanonen von Toulon die Fahrzeuge bedrohten, die mit Parlamentserlaubniß von Marseille nach dem Lazareth jenes Hafens trachteten, begütigte sich das Volk, sah ein, daß der Reiche gleiches Schicksal mit dem Armen theile, und ergab sich in das unabänderliche Loos. Der Aufruhr schwieg; wohl aber begann der abscheuliche Krieg entfesselter Leidenschaften, der grimmige Streit thierischer Begierden mit dem Heiligen in der Menschenbrust. Und

er mußte bis zu Ende gekämpft werden; denn kein Schiedsrichter war mehr vorhanden, ihn zu schlichten. Gesetz und Religion verstümmten; Willkür, wenn auch manchmal wohlthätig, vertrat die Stelle des Rechts; Fanatismus, wenn auch manchmal zu entschuldigen, ersetzte die reine Christuslehre.

In Dinart's schöner Wohnung, auf dem mit schattigen Bäumen bepflanzten Corso, war Agathe die ganze Nacht hindurch umhergegangen, die Hände ringend, mit erblassenen Wangen, die Augen roth von Thränen der Angst, und jeder Donnerschlag war ein gewaltiger Stoß, der ihres Wesens Innerstes erschütterte. Es ist die Art der Leichtsinrigen, bei klarem Himmel Alles zu verlachen, und wie das Esphenlaub zu beben, sobald die Wolken zürnen. — In Seelenangst hatte Frau Dinart den Morgen herbeigebetet, während der Stadthauptmann im großen Rathe saß. Viele Freundinnen waren eingeladen worden, dem furchtjamen Weibe Gesellschaft zu leisten; einige waren erschienen, unter ihnen die zukünftige Schwiegertochter Cassandra. Ein köstliches Frühstück sollte die theilnehmenden Gefährtinnen belohnen, und Agathe zwang sich, dabei die Honneurs zu machen. Aber mitten unter dieser Beschäftigung wankte sie, fiel leichenblaß in den Sessel zurück; die Porzellanschüssel, der silberne Vorlegelöffel in ihren Händen klirrten zu Boden, und mit einem tiefen Seufzer schloß sie die Augen. Betroffen sprangen die Freundinnen herzu, die Ohnmächtige zu erwecken, rieben ihre Hände, beneigten ihre Schläfe mit wohlriechenden Wassern; aber als die Kranke wieder aufwachte, veränderte sich plötzlich der Austritt sehr schreckhaft. Die vorhin so matten Augen Agathens rollten fürchterlich, roth, wie unterlaufen von Blut; die Brust flog auf und nieder mit unerhörter Schnelligkeit; Zittern durchlief den ganzen Körper; und die Junge, kurz vorher gelähmt, brach in eine Geläufigkeit aus,

wohor sich das Haar sträubte. Die Geschwägigkeit einer Wahnsinnigen sieberte aus dem Weibe; sie klagte über das Feuer in ihrem Leibe, rief nach Hülfe und nach den Sakramenten, betete dann wieder abgerissene Sätze, schalt die Umstehenden, rief dann ihre Barmherzigkeit wieder schluchzend an. Grauen, dem sie keine Worte noch zu geben sich getrauten, bemeisterte sich der Weiber. Ein Barbier, der von der Gasse geholt worden war, um der Unglücklichen eine Ader zu öffnen, sprach es aus, das unbesonnene Wort des Entsetzens. „Die Pest! Eine Pestkranke! flieht, oder Ihr sehd des Todes!“ schrie der Mensch, und entsprang mit allen Zeichen und Geberden der namenlosesten Furcht. Ihm nach drängten sich die Freundinnen, schreiend, heulend, gepeitscht von panischem Schrecken. Cassandra ließ aus ihren Armen die Kranke auf den Boden fallen, und floh, wie vor einem Gespenste, aus dem Hause, an ihrer Sänfte vorüber, deren sie sich nicht einmal erinnerte. Eine andere Dame, die schwerfälligen Leibes, nur langsam die Wohnung des Stadthauptmanns zu verlassen vermochte, bat die Träger um Gotteswillen, sie an der Statt ihrer Gebieterin nach Hause zu bringen; es geschah, und als die Träger die Sänfte vor der Wohnung niedersezten, fanden sie darin eine Leiche.

An die Flucht der Freundinnen schloß sich die davonlaufende Dienerschaft. Keine Jofe, kein Knecht, die zurückgeblieben wären. Man wußte, daß bei früheren einzelnen Fällen die Todten von den Schöpffen abgeholt, die Angehörigen derselben in das Lazareth gebracht, die Thüren ihrer Häuser vermauert worden waren, und jeder fürchtete dasselbe Schicksal. Die letzte Magd begegnete auf der Schwelle dem alten Dinart, und stammelte die schreckliche Kunde. Keuchend stieg Dinart die Treppe hinan, schaute mit starren Augen in das Zimmer, wo Agathe hülflos mit der Krankheit, vielleicht mit dem

Tod rang, und hatte für sie nur das Wort! „Unglückliche! Was ist?“ Verzweifend heulte Agathe: „Ich brenne ... ach mein Freund ... Gott steh mir bei ... sie verlassen mich Alle ... Bleibe du bei mir ... vergib mir alle Sünden, o heiliger Erlöser! — „Du hast die Pest! Gott gnade dir!“ polterte Dinart mit klappernden Zähnen und entfloh nach seiner Stube. Maximin kam ihm entgegen, überwacht, erschöpft; er hatte die Nacht in schlimmer, buhlerischer Gesellschaft zugebracht. „Herr Gott!“ schrie er mit aller ihm eigenenthümlichen Lebhaftigkeit. „Ist's wahr? Wir haben die Pest im Hause? Die Mutter stirbt daran? Kommen Sie, daß wir uns retten. Riech ich nicht schon längst, der Stadt zu entfliehen?“ — Er zerrte den Alten gewaltsam am Ärmel mit sich fort, während Dinart zornig ausrief: „Du bist ein Narr! Sollte ich mein Haus, mein Geld und Gut im Stiche lassen? Laß uns aber eilen; ich gehe wieder auf's Rathhaus, daß mir die Todte aus der Stube geschafft werde. Dann schließe ich selbst das Haus und lasse es versiegeln. Halte Wache, daß bis zu meiner Rückkehr kein fremder Mensch hereinkömmt.“ — „Ich soll doch nicht alleine hier im Hause bleiben?“ fragte entsetzt der Sohn. „Ich rieche schon den Pestdampf. Meine Flinte will ich nehmen, vor der Thüre Wache stehen, und den niederschließen, der es wagt, einzutreten.“

Während diese Begebenheiten sich zutrug, wandelte hastigen Schritts ein verschleiertes Weib durch die Gassen, die nach dem Corso führten. Rings um die Silende war bewegliches Leben, ungestümes Treiben. Aengstliche Kaufleute schlossen geräuschvoll, wie vor dem Feinde, ihre Buden, Handwerker mit verfürten Gesichtern ihre Werkstätten. In den Schenken wurde geflucht, gelärmt, vor den Fenstern der Bäcker prügelte man sich um das letzte Brod, heulte die Armuth vergebens nach Nahrung. Hände-

ringende Weiber standen in Gruppen beisammen, und erzählten sich schluchzend und schreierend ihr Elend. Ueber diesem Geräusch pfiff mit eifrigem Hauch der Mistral, sang sich in den Gewändern der Priester, die mit Kreuz und Kerze in die Krankenhäuser liefen, die letzte Absolution zu erteilen. Tragbahnen mit Kranken und Sterbenden kreuzten sich an jeder Ecke, Särge wurden geschleppt, Leichentücher über die Straße gezerrt. Die ganze Menschenmenge schien vom Tode gejagt, die Blässe der letzten Stunde lag auf allen Gesichtern. Das eilige Weib lehnte sich beim Eingang in den Corso an einen Eckpfeiler, lüftete den Schleier, und eine Stimme rief mit Bewunderung und Bedauern: „Ei, Jungfer Dinart, wie kommen Sie hieher?“ — „Unnennbare Angst hat mich von Hause fortgejagt, alter Anselm. Ich muß sehen, wie es bei meinen Eltern steht.“ — „Gott erbarme sich! Kehren Sie um. Ihre Mutter ringt mit dem Tode. Das Haus ist leer, und ich dachte, daß es keinen Thürsteher mehr brauche.“ Der Alte entfernte sich eiligst, und Clemence, neue Kräfte sammelnd, vollendete mit wenig Schritten ihren Schmerzensweg. Vor dem Vaterhause stand Maximin, und drohte ihr mit der Muskete: „Zurück, unwürdige Schwester. Was suchst Du noch bei uns?“ — „Denke an das vierte Gebot, Maximin, und folge mir, wenn Du es wagst.“

Clemence verschwand in der Pforte, und Maximin hatte nicht den Muth, ihr dahin nachzugehen. In Verwünschungen ausbrechend über die arme Schwester, deren Anblick seinen alten Groll aufrüttelte, empfand er plötzlich graufigen Schauer, der über seinen Rücken fuhr, und floh, sich selber nicht recht bewußt, von der Stätte der Wohnung seiner Braut zu, die sich aber streng eingeschlossen hielt, und dem Verlobten bedeuten ließ, daß die böse Zeit jede fernere Annäherung gefährlich mache.

Clemence war indeß durch die öden Gänge und

Stuben zu der Mutter gedrungen; Agathe lag erschöpft von dem ersten Krankheitssturm, matt und ohne Bewegung auf den Ziegelsplatten ihres Gemachs. Die Tochter bückte sich weinend über die Verlassene, welche die tief eingefallenen Augen müde aufthat, Clemence starr anblickte, und mit einem Seufzer wieder in sich selbst zurücksank. Nicht ein Gruß entschwabte den blauen Lippen, nicht der schwächste Händedruck belohnte das treue verflozene Kind, nicht eine Thräne der Rührung sammelte sich in dem trüben Auge. Aber Clemence hoffte ja nicht auf Dank, sie war überschwenglich belohnt, weil sie die Todtgeglaubte noch athmend gefunden. Besonnen und behende streute sie Kissen und Polster auf den harten Boden, und bettete mit wunderbar gestärkter Kraft die Mutter auf dieses Lager, holte Wasser herbei, ihre glühende Zunge zu laben, Essig, ihre Pulse zu besuchtn, und wartete und pflegte, so gut sie es vermochte, die Leidende, deren Fieber wiederkehrte, grimmiger als zuvor. Nach einer peinlichen Stunde der Klagen und Einsamkeit kamen mit schleppenden Schritten Leute herbei. Zuerst ein Arzt, den schon vor mehreren Stunden ein fliehender Domestik des Hauses beschrieben hatte. Don Cabras, ein Spanier von Geburt, berüchtigt durch seine Bedanterei und seinen Eigensinn, erschien in einer Kleidung, die, von den Aerzten zu Marseille in Bestzeiten allgemein beliebt, schon an und für sich dem Kranken den blassen schauerlichen Tod verkündete. Eine eng anschließende Lederkappe verhüllte Kopf, Gesicht und Nacken des Doktors, seine Augen schauten durch eingefeste Gläser, die Oeffnung am Munde war gerade nur für das Athemholen berechnet; zwischen den Zähnen hielt er einen in Wachholderessig getauchten Schwamm. Die Gestalt steckte in einer weiten Kutte von Wachstaffet, dicke Handschuhe, in Essig getaucht, verwahrten die Hände, worinnen er einen langen dünnen Stab führte; er wandelte auf hohen, dicken Holzsohlen.

Also gepanzert, ging er gespenstig in die Mitte des Zimmers, blieb mehrere Schritte von Agathen entfernt, streckte den Stab gegen sie aus, tippte damit auf die Pulse ihrer Hände, die Clemence aufheben mußte, prüfte von ferne Gesicht und Körperbeschaffenheit der Unglücklichen, und sprach hierauf mit eintöniger Stimme: „Das ist die bössartige Pest. Mich sollte wundern, wenn bei dieser Person etwas anschlüge. Geistlicher Trost wird das Beste seyn. Gott allein könnte noch helfen.“

Hatte solch' trostloses Todesurtheil schon das Blut der armen Clemence in Eis verwandelt, so erschreckte sie doch noch viel heftiger der Anblick von einem Troß von Menschen, der sich an die Zimmerthüre drängte, und furchtsam hereinschaute. Die Männer trugen die Livrée des Todes, kamen, um eine Leiche nach dem Kirchhof zu schleppen; hinter ihnen zeigte sich mit verzerrtem Gesichte der alte Dinart, der zur starren Bildsäule wurde, als er die Gattin noch am Leben und die verbannte Tochter vor sich sah, die mit der Wuth einer gereizten Tigerin ihm und den Todtengräbern sich entgegentwarf, und außer sich rief: „Zurück, Ihr Unbarmherzigen! Wollt Ihr die Mutter bei lebendigem Leibe in die Grube werfen? Tödtet mich, ehe Ihr nur eine Hand an diese Frau legt. Sie lebt noch, und Gott lebt noch, und er wird sie erhalten, wenn auch die ganze Welt sie verläßt.“ — „Clemence!“ murrte Dinart, halb von Erstaunen, halb von Unwillen ergriffen, und die Tochter fiel ihm schnell in's Wort: „Bürnen Sie nicht, mein Vater. Ich werde nicht hier bleiben. Ist die Mutter gerettet, so gehe ich wieder in mein Elend, und stirbt sie, so mögen diese Leute zwei Leichen statt der einzigen wegbringen!“

„Die Unbesonnene kann Recht haben,“ versetzte Cabras, gravitatisch nach der Thüre gehend. Vor ihm flohen Dinart und die meisten der Leichenträger. Einer der

Beherztesten fragte den Doktor, ihm scheu ausweichend, was hier eigentlich zu thun sey. Gabras erwiderte achselzuckend: „Kommt morgen wieder, und euere Ladung wird bereit seyn.“ — Die Todtengräber segneten sich und riefen: „Der heilige Rochus behüte uns! Wenn die Sterblichkeit und Pest so fortschreitet, so thun wir keinen Dienst mehr. Wir haben auch Weib und Kind, und schon die Berührung dieser Leichen tödtet.“ — Gleichmüthig entfernte sich der Arzt, den vor dem Hause sein wartender Diener mit einem Strom von Essig überschüttete. Die Leichenbögel zerfliehn wie Nachtgespenster, und nur zwei Kerle blieben auf den Stufen des Hauses zurück. Der eine besudelte die Thür mit einem rothen Kreuze, dem Zeichen eines verpesteten Orts, der Andere hatte sich durch vieles Geld bewegen lassen, vor Dinarts Eigenthum Wache zu halten, mit dem Bedeuten, Niemand hinein- oder herauszulassen, als etwa einen Arzt oder einen Geistlichen. —

6.

Thomas wiegte die kleine Rosa auf seinen Armen, und trug sie auf und nieder in der Stube, worinnen noch kein Licht brannte, ob schon es draußen sehr dunkelte. Der Knecht, an Schifferarbeiten und Lasttragen gewöhnt, hatte seine liebe Noth mit dem Kinde, weil es nicht einschlafen wollte und beständig nach der Mutter oder nach der alten Gouthoun verlangte. Mit Mühe hatte sich Thomas auf die Romanze vom Grafen Gabras besonnen, die man ihm als Knabe vorgesungen, und schon zwanzigmal hatte seine ungelenke Zunge sie wiederholt, ohne daß damit die Kleine in Schlummer gelullt worden wäre. Und der Knecht seufzte schwer, wie

noch nie bei'm härtesten Tagewerk, und that im Stillen ein Geldbniß nach dem andern, daß Gouthoun und Clemence nur wiederkommen möchten, ihm die ungewohnte Bürde abzunehmen. — Endlich raschelte es an der Thüre, und ein Weibergewand rauschte in das finstere Gemach. „Sehd Ihr's, Gouthoun? Gott sey Dank, daß Ihr kommt.“ — „Ei was, ich bin nicht Gouthoun,“ antwortete Bertrand's Stimme. „Warum habt Ihr aber kein Licht, Meister Thomas?“ — „Hatte ich denn Zeit, die Lampe anzuzünden? Die unartige Rousoun läßt mir keine Ruhe, und ich weiß jetzt, daß eine Kindswärterin das übelste Loos auf Erden hat.“ — „Geduld, lieber Thomas. Ich will gleich die Lampe bringen.“

Nachdem sich Bertrand entfernt, murmelte Thomas in den Bart: „Sieh doch, wie die Jungfer auf einmal so artig mit den Diensthoten wird. Es war sonst nicht ihre Sache, aber ich wette, die Furcht vor der Pest wird noch Steine erweichen. Schlaf nur jetzt einmal, liebe gute Rousoun.“ — Das Kind war schläfrig und müde von vielem Schreien und Weinen, aber es wehrte sich gegen den Schlummer, und steigerte durch sein widerwärtiges Benehmen die Ungebuld seines Wärters. Als nun Bertrand wiederkam, die Lampe auf den Tisch setzte, und mitleidig fragte: „Wie kommt Ihr nur zu dem neuen Amte?“ so antwortete Thomas nicht ohne Verdruß: „Es sind ja plötzlich alle Hausbewohner davon gelaufen. Unsere Base ging schon heute Morgens fort; seit Mittags ist Herr Foulques in Amtsgeschäften abwesend, und weil Mamsell Clemence gar nicht wiederkam, obgleich Stunde auf Stunde verstrich, hat sich die alte unruhige Margarethe auf die Beine gemacht, sie zu suchen, und mir bis zu ihrer Heimkehr das Kind anvertraut. Gouthoun ist schon lange aus, und ich schwinde Blut und Wasser, einmal, weil ich mit den Kindern nicht recht umzugehen weiß, und endlich, weil vor Kur-

jem die Nachbarin Claudine mir zum Fenster heraufgerufen hat, daß die alte Sybille ihr sagte, daß meine Liebste, die braune Renata, krank geworden sey. Sie soll zwar nicht die Pest haben, aber, Pest oder nicht, mein Platz wäre an ihrem Bette, weil wir uns Beide so lieb haben, und weil sie genesen würde, wenn sie mich nur einen Augenblick an ihrem Lager sähe." — „Was gebt Ihr mir, wenn ich Eure Stelle veretrete, bis Margarethe zurück kommt?" — „Ja, das ist so eine Sache. Gouthoun steht das Kind nicht gerne in Eurer Nähe." — „Ungerechtes Vorurtheil; jedes Weib hat ein fühlend Herz für die unschuldigen Kleinen. — Indessen, mir kann's Recht seyn. Renata kommt allein dabei zu Schaden. Guten Abend, Thomas."

Der arme Bursche war im Gedränge; seine Liebe war ihm ja auch das höchste Gut auf Erden. Ohne sich länger zu bedenken, lief er der hinkenden Bertrand nach, drückte ihr das schlaftrunkene Kind in die Arme, und sagte mit treuherziger Stimme: „Seh' nur nicht böse, liebe Jungfer, und nehmt Euch auf ein paar Augenblicke des kleinen Wesens an. Renata wohnt nicht weit, ich will springen wie ein Bettläufer, und bin gewiß wieder daheim, ehe Margarethe eintrifft." — „Reinnetwegen, um Euch einen Gefallen zu thun. Laßt mir dafür den Hausschlüssel." — „Wenn ich ihn selbst hätte! den einen nahm Herr Foulques, den andern trägt Gouthoun bei sich." — „Schlimm, wie wollt Ihr aus dem Hause kommen?" — „Ganz einfach, mit Eurer Erlaubniß. Im Flur ist ein altes Fenster, unbergittert; durch dieses Fenster springe ich auf die Straße. Ich binde Euch das Kind auf die Seele. Nur eine Viertelstunde Geduld!"

Thomas führte seinen Plan alsobald aus, und Bertrand trug, ein Ammenlied summend, die wieder unruhig gewordene Rosa nach ihrer Kammer. Mit falscher

Freundlichkeit nahm sie dort das Kind auf den Schoos, fütterte es mit eingemachten Früchten, und trieb alle Ammenkünste so geschickt, daß Rosa, die in den Armen des freundlichen Knechtes nicht schlafen wollte, an dem Herzen der Feindin fest einschlummerte. Zur selben Zeit klopfte der Versucher leise und vertraut an das Fenster, und herz klopfend öffnete Vertrande, das Kind auf dem Arme haltend. — „Guten Abend, freundliche Mutter; Sie haben Wort gehalten. Thun Sie noch mehr, öffnen Sie mir die Pforte.“ — „Ich kann nicht, mir fehlt der Schlüssel.“ — „Der Schlüssel zu meinem Himmel, wehe mir! Grausame, sollen mich ewig starre Mauern von meiner Freundin trennen?“ — „Ach, ich staune über Ihren Muth in diesen Zeiten der Gefahr, wo sich die Menschen flüchten.“ — „Ich kenne nur eine Gefahr, die für mein wundes Herz. Beten Sie für Ihren armen Freund Horazio, solche Fürbitte thut mir noth. Lassen Sie auch diesen Engel für mich beten.“ — „Dieses Kind? Sie schwärmen. Es vermag kaum das Aue zu stammeln, das man ihm vorgefagt. Sie sind unglücklich?“ — „Unausprechlich; Ihr Mitleid würde mich trösten, aber Sie stoßen mich zurück.“ — „Mein Herr . . .“ — „Ziehen Sie nicht eben die Hand zurück, die ich zu erfassen begehrt? Die unschuldigste aller Vertraulichkeiten weigern Sie mir.“ — „Welcher Argwohn! Sie sind mir unbekannt . . . dennoch fühl ich mich gedrungen, Sie zu schätzen . . . hier meine Hand darauf.“ — „Welch' ein Glück! Ich bin entzückt; diese Hand . . . dürfte ich sie vor dem Altare empfangen!“ — „Ach, welch' ein Ungestüm!“ — „Das höchste Kleinod wäre mein! Familienglück ist das Höchste; wären Sie meine Gattin, dieses Kind das unsere . . .“ — „Pui doch, ich vergehe vor Schaam.“ — „Lassen Sie mich die Wange dieser Kleinen küssen, die Wange, die gewiß Ihr Mund schon hundertmal berührte.“ — „Wo denken Sie hin? es schläft.“

— „Desto besser, es wird den fremden Mann nicht fürchten.“ — „Die Nachtlust . . ., das zarte Wesen . . .“ — „An meinem Herzen ist's warm, und im nächsten Augenblick kehrt es wieder zu der lieben Pflegemutter zurück.“ — „Wie könnte ich Ihnen widerstehen?“ stammelte Vertrande, und bog sich mit dem Kinde aus dem Fenster zu dem harrenden Schmeichler hinab. Mit starker Faust entriß dieser das kostbare Pfand den Händen des schwachen Weibes, rief mit Hohn Gelächter: „Vielen Dank, leichtgläubige Dirne!“ und verschwand mit dem Kinde, welches laut aufschrie.

Ein menschlich Gefühl für das hilflose Geschöpf, verbunden mit aufbrausendem Grimm ob der beispiellosen Täuschung, jagte Vertrande, um den Räuber zu verfolgen. Der Bohn der Ohnmächtigen schellte an den Riegeln der Thüre, und der Angstschrei des Kindes verhallte schon von ferne in undeutliches Wimmern, als Vertrande durch das Fenster ihr Jetergeschrei ertönen ließ. Kaum achtete die Nachbarschaft darauf. Nur einige Neugierige kamen auf die Straße, kehrten dann schnell um, mit den Worten: „da ist in Foulques Haus gewiß die Pest ausgebrochen!“ und versperrten sich in ihren Wohnungen.

Ein einziger Mann — es war Thomas — drang durch die offenstehenden Thüren des Flurs zu der heulenden und schluchzenden Vertrande. „Was habt Ihr mit dem Kinde angefangen?“ rief er blaß vor Schrecken. Vertrande stotterte schnell besonnen eine Fabel: wie sie eingeschlafen, das Kind auf dem Schooße, wie ein unbekannter Räuber hereingebrungen und es entführt. Thomas verwünschte sich selbst, daß er dem Diebe wegen das Haus offen gelassen, aber Margarethe, die zur selben Frist herbeikam, zerraupte sich das Haar, zerschlug sich die Brust, fluchte ihrem Geschick und beweinte mit blutigen Thränen das Unglück der Mutter, die, in ei-

nem Wirthhause eingeschlossen; ihr einziges unaussprechlich geliebtes Kind verloren.

Diesen Jammer, diese Klagen hinter sich lassend, rannte der Räuber, das schreiende Kind in seinen Mantel gehüllt, die engen und krummen Gassen der Altstadt hinan, worinnen er vollkommen Bescheid wußte, bis zu einem weit entfernten Häuschen, schlüpfte in dessen finstern Gang, eine enge Stiege hinan, und in ein obgelegenes Gemach, worinnen ein dunkelfarbiger Mensch beschäftigt war, Kleidungsstücke und Habseligkeiten in eine Kiste zu packen. — „Triumph, mein lieber Hamet!“ rief der Fremde, das Kind emporhaltend. „Ich habe es, endlich ist es mein!“ — „Glück zu, Meister Carlo. Was befehlst Du nun?“ — „Nimm die Kleine, gehe säuberlich mit ihr um, wiege sie ein, und warte dann geduldig meiner. Mit dem ersten Strahl des Tages segeln wir ab. Ich eile hinab zum Hafen, und biete den Herrn der Barke auf, den ich gebungen. Sobald seine Knechte unser Gepäc geholt, folgen wir mit der kleinen Rosa. Ehe wir's uns versehen, anfern wir in Corsika, und dann mag aus Marseille werden, was da will, Dein Kopf steht mir für diesen kleinen Schatz; Du weißt, wie ich ihn liebe, wie mein Herz daran hängt, was ich um seinetwillen wagte. Mehr bedarf es nicht, um Deine Treue anzueifern.“ — Er warf den Mantel von sich und das bordirte Kleid, schlüpfte in ein graues unscheinbares Kamisol, drückte einen Schifferhut in's Gesicht, küßte die staunende Rosa, welche, sehr ermüdet, wieder in Schlummer sank, auf Stirne, Wange und Mund, und entfernte sich so eilig, als er gekommen war. Hamet hätschelte das Mädchen, überhäufte es mit arabischen und fränkischen Schmeichelworten, und das Kind ergab sich in die neue Lage, und fragte nur, mit dem Sandmann kämpfend: „Wann kommt denn die Mutter wieder, und wann meine liebe

alte Gouthoun?" worauf der maurische Knecht, die weißen Zähne bleichend in singendem Ton erwiderte: „Kennst Du mich nicht, Du glatter Nal? Ich bin ja selbst Deine alte Amme, und die Mutter kommt gewißlich bald, bei Dir zu schlafen.“

Darauf versiel das Kind in den tiefsten Schlaf, und Hamet bettete es sorglich in den Mantel seines Herrn, und machte sich geräuschlos wieder an seine Arbeit, als ein dumpfes Gepolter im Erdgeschosse laut wurde, vermischt mit Weiberklagen und Kindergeheul. Hamet eilte erschrocken zur Treppe, wo ihm die Hausfrau mit fliegenden Haaren entgegenkam, und verzweiflungsvoll zeterte: „Die Seuche hat meinen armen Mann befallen! Hört ihr's, ihr fremden Spießbuben? Ich wußte ja, daß wir ein Unglück haben würden, weil er Euch ein Obdach gab. Ihr habt die Pest mitgebracht, in Euern Kleidern steckt sie; Gott verdamme Euch!“ — „Du bist von Sinnen, Weib. Gott ist groß und Alles kommt von ihm. Ich habe selbst in meinem Vaterlande schon die Pest gehabt, und bin nicht daran gestorben,“ — „Weil ein Teufel den andern nicht holt, ein böses Auge das andere nicht blind macht. Aber Ihr sollt hängen, Du und Dein Spießgefelle, von denen Niemand weiß, wie sie hieher gekommen, und ob sie ihre Zeit im Lazareth gehalten.“ — „Hänge Dich selbst, alte Hexe!“

Verdoppeltes Geheul, und das dumpfe krankhafte Nachzen des schnell erkrankten Hausvaters lockte die Furie wieder in ihre Wohnung zurück. Hamet folgte, und sah bestürzt, wie der Tod schier mit einem Schlage sein Opfer von der Erde tilgte. Das Leiden des armen Schuhmachers, eines Familienvaters von starker Familie, währte kaum eine Viertelftunde. Kein Zeichen der Pest war vorhanden, ein Stießfluß schien des Mannes Ende herbeigeführt zu haben. Dennoch flohen alle Kinder und Verwandte den Todten, und antworteten nur mit Gezeter

einer hereindringenden Patrouille, an deren Spitze ein Stadtbeamter ging. Dieser Mann war beinahe verrückt vor Pflichteifer und Entsetzen. „Die Pest!“ schrie er aus vollem Halse. „Tobengräber, herein! schleppt die Leiche weg, führt alle Anwesende in das Lazareth, vernagelt, vermauert die Thüren!“ — „Schonung, Barmherzigkeit!“ jammerte die Familie, und warf sich vor dem Beamten auf die Kniee. Dieser wiederholte zornig den Befehl. Die harten Fäuste seiner Begleiter packten die Unglücklichen: Hamet, der die dringendste Gefahr für sich und seinen Herrn fürchtete, gedachte mit Schrecken des Kindes, holte es schnell wie der Blitz, und versuchte, sowohl dem Einmauern als dem Spital zu entgehen, sich durch den Troß der Schergen und Handlanger zu schlagen. „Wo hinaus!“ schrien diese betrunkenen Wächter, „wer bist Du, was trägst Du? — „Das ist der Mensch, der die Pest in's Haus brachte!“ raste das Weib. „Seine Kleider sind vergiftet, haltet ihn auf, daß er nicht andere Christen anstecke!“ — Hamet, alle seine Stärke anwendend, warf sich in den tobenden Schwarm, schlug sich mit seiner Beute in's Freie, und lief was er konnte. Einige Wächter setzten ihm nach, schleuberten ihre Stöcke zwischen seine Beine; er fiel; der Nächste an ihm war der älteste Sohn seines Hauswirthes, ein blankes Messer in der Faust. „Stirb Hund, der meinen Vater umbrachte!“ schnaubte der junge Morblustige, und stieß dem Mauren die Waffe so gewaltig in die Seite, daß er, ohne einen Laut von sich zu geben, sich convulsivisch streckte und starb. Bei dem Schimmer der Laternen der herzukommenden Wächter wickelte man das Kind aus den Gewändern des Todten. Niemand kannte das arme Wesen, Niemand wußte, wer dessen Mutter und die alte Gouchoun war, nach denen es schrie. „Verschwendet nicht die Zeit mit dem heulenden Wurme!“ donnerte der Stadtcommissär, „in's Spital mit ihm, mit all' den Uebrigen,

in's Gefängniß mit dem Mörder. Gott wird die Seligen schon herausfinden!"

7.

Carlo streifte mit unruhigem Herzen, Verwünschungen auf der Zunge, am Hafen auf und nieder. Bis zum Fort St. Jean und dann wieder zurück nach dem Stadthause lief er unermüdet, rufend, pfeisend, in die Hände klatschend. Aber so oft er auch den Namen seines Schiffers rief, so antwortete ihm doch nur der ferne Ruf einer Schildwache oder das Geheul der Hunde auf den Schiffen. Der Rand des Hafenbeckens war leer von Menschen, und ein Matrose, der aus irgend einem verbotenen Schlupfwinkel dahertaumelte, die einzige Seele, die dem nächtlichen Abenteuerer begegnete. „Wo liegt Bartholdis Schiff, guter Freund?“ — „Der Teufel weiß, wo es jetzt ankert. Müßt ihm fein nachlaufen, so Ihr's erwischen wollt. Diesen Abend fuhr es ab, mit Passagieren befrachtet, die nach Livorno gehen.“ — „Nicht möglich!“ — „Hol' Euch der Drache, wenn Ihr mir nicht glauben wollt, Hallunke!“

Fluchend und brummend stolperte der Schiffsknecht fort, und ließ den getäuschten Carlo in peinlichster Verlegenheit zurück. Auf einem alten Boote sitzend, das zum Trocknen auf dem Duai lag, jann der Fremde ängstlich nach, wie am schnellsten fortzukommen sey. Zu Lande keine Möglichkeit; die Fahrt zu Wasser war die einzige, welche übrig blieb, aber kein Schiff mehr da, bereit, nach Italien abzufegeln. Und dennoch mußte die Reise schnell und ohne Aufsehen unternommen werden, und länger in dem geöffneten Pestgrabe zu verweilen, schauderte Carlo, da er nun den Zweck seiner Anwesen-

heit erreicht. — Unfähig, im Augenblick, ohne vorhandene Mittel, einen Entschluß zu fassen, sprang er un-muthig von seinem Sitze auf, und machte sich auf den schnellsten Rückweg nach seiner abgelegenen Wohnung.

Niemand malt sein Staunen, als er vor der Pforte ankam, und einige Handwerksleute daselbst antraf, die bei dem Scheine eines Wechfranzes beschäftigt waren, die Hausthüre zu vermauern, die Fensterladen zu vernageln. Die Hütte war schon mit den blutrothen Kreuzen bezeichnet, und die äußerste Muthlosigkeit bemächtigte sich Carlo's weil ohnehin sein böses Gewissen ihm verbot, frank und frei nach den Dingen zu forschen, die sich hier zugetragen. Wie er nun so da stand, starr und angst-voll schauend, während sein Herz in Todesangst schlug, kehrte sich einer der Maurer zu ihm, und sprach: „Was faulenzest Du, was gaffst Du? hilf uns, Du breitschultriger Nachtwandler!“ — „Laßt mich in Ruhe, ich bin nicht Eures Handwerks.“ — „So gehe Deine Straße, und laure nicht hier; Du siehst aus, wie ein Beutelschneider, dem die Krankheit zum täglichen Brod verhelfen soll.“

Der Mensch wurde durch seine Gehülfen unterbrochen, die mit dem Ausdruck des Schreckens nach der Seitengasse deuteten, und riefen: „Seht Ihr die Fackeln? Hört Ihr die Eisenstangen über's Pflaster rasseln? Das sind die Raben, die Raben kommen!“ Alsbald verließen sie Hammer, Kelle und Leitern, und versteckten sich ängstlich in einen Winkel. Carlo, über diese plötzliche Flucht bestürzt, erwartete unschlüssig den Trupp, der aus dem Gäßchen hervorbrach, und sah sich ohne Verzug von den furchtbaren Trabanten umringt, die von den Schöpffen zum Begräbnißdienst aufgeboden worden, nachdem die Knechte des Lazareths dem Magistrat die Pflicht verweigert hatten. Wilde verwegene Leute aus der Heide des Volkes, halb nackt, ihre verben Muskeln kaum ver-

hüllend unter den Lumpen des Elends, vor der Hand bereit zum edelhaftesten Dienst, aber auch zum Verbrechen, bildeten den Troß, den man schon zu Marseille mit dem Namen der Raben bezeichnete. Sie schritten einher wie eine Heuschreckenschaar, Fackeln in den Händen, mit Stricken umgürtet, und schleppten nach sich die langen eisernen Hacken, womit die Leichen angefaßt wurden, weil man schon jede Berührung derselben fürchtete. Der Schöppe Estelle und einige Stadtdiener führten diese gräßlichen Menschen an, bloße Degen in den Händen; nur der blanke drohende Stahl vermochte die Harpien zum Werke anzutreiben, ihr Ausreißen zu verhindern. Jeder, der ohne Geschäft und Beruf zur Nachtzeit auf der Straße ging, wurde von ihnen aufgegriffen, mußte sich zur Mithilfe an die Rotte schließen. So erging es auch dem überraschten Carlo. Auf dem Fleck wurde er geworben, mit Strick und Hacken belehnt, und folgte erbittert und schauernd der Rabenheerde, um einer Untersuchung und größerem Unheil auszuweichen.

Sie machten eine fürchterliche Runde durch die Stadt, drangen in jedes Haus, wo Licht und Bewegung zu schauen war, zerrten die an der West Gestorbenen vom üppigen Bett und faulen Strohlager. Carlo mußte zitternd Hand anlegen. „Stelle Dich nicht so ungeschickt, Burische,“ krächzte ihm einer der wildesten Raben zu. „Kannst Du keine Schlinge machen und sie um die Beine dieses Todten werfen? So, knüpfe den Knoten, knüpfe ihn fest. Klemme den Hacken ein, zieh' mit beiden Händen an . . . Marsch!“ — Und Carlo zog, sich wegwendend, die Hände auf dem Rücken, die Leiche nach sich, und schleifte sie die Treppe hinunter, daß auf jeder Stufe Kopf und Schultern polternd auffielen, und ihm folgte das Wehgeschrei der Angehörigen, daß ihm das Herz erbebt. Seine entmenschten Begleiter lachten roh des allgemeinen Elends, spotteten des Reichthums, den der Tod ge-

schlagen, priesen mit unsauberen Flüssen den Armen glücklich, der in solcher Noth von der Welt geschieden. „Heult nicht!“ höhnten die Raben die winselnden Kinder, die schluchzenden Verwandten. „Morgen kommt die Reihe an euch, und wenn wir sauber aufgeräumt, holt uns selbst der Satan durch alle Lüfte!“ — Der Schöppe durfte solchem Spott nicht wehren, wollte er nicht zur Stunde verlassen sehn; mit blutendem Herzen theilte er sein Geld unter die Dürftigen aus, sprach er Worte ungenügenden Trostes zu den Gebildeten. Die Beichtväter, welche hie und da an Sterbelagern vom Zorne Gottes predigten, und die gräßliche Seuche als eine Strafe der Sünder schilberten, wurden von der verzweiflungsvollen Trauer der Zurückbleibenden grimmig verlacht. „Die tugendhaftesten Menschen sterben, selbst Priester fallen unter der Sense des Todes!“ schrie man den Bußpredigern in's Gesicht. „Wo ist da Gerechtigkeit? Gott weiß nichts von uns, aber die Welt geht zu Grunde!“ — Andere bettelten fußfällig bei den Schöppen, ihre Häuser nicht zu sperren, sie nicht nach dem Lazarethe bringen zu lassen. — „Beruhigt euch, ihr Thoren!“ grinnten die Raben. „Es ist nicht mehr nöthig, euere Hütten zu verschließen, denn schon wüthet die Pest überall. Das Spital ist voll, hat nicht mehr Raum für euch; in den Leichengruben allein ist noch Platz, wenn ihr zu sterben euch beeilt.“ — „Wir hungern, edler Consul! Die Nachbarn versagen uns Hülfe und Nahrung; nehmt Euch unseres Elendes an!“ — „Betet, ihr armen Leute; der Herr allein vermag in solchem Trübsal zu helfen.“

Die Körper, die aus den Häusern geschleppt worden, lagen auf den Kreuzstraßen in unordentlichen Haufen beisammen, und wurden langsam auf Schiebekarren fortgebracht. Die allzureiche Leichenerndte machte nöthig, daß die Raben sich in kleineren Banden zerstreuten, und die Wohnungen durchsuchten. Ueberall, wo die Aussicht

des Schöpfen fehlte, ging zügellose Grausamkeit in ihrem Gefolge. Carlo mußte sehen, daß Kranke, die noch athmeten, entkräftete Greise, zu den Todten geworfen wurden. Glücklich Diejenigen, die, auf dem Pflaster geschleift, ihren Geist aufgaben; dauerte dasucken des Lebens auch dann noch fort, so tödteten die ungedulbigen Raben den hartnäckigen Kranken mit einem Schlage des Eisenhackens. Wo Reichthum zu verspüren war, mußte erst Gold fließen, ehe nur die rohen Knechte Hand an's Werk legten; wo irgend etwas von Werth in ihrem Bereiche war, fiel es in ihre räuberischen Klauen. Es war, als ob die Stadt einer nächtlichen Plünderung preis gegeben wäre, und die kalte, schmutzige Selbstsucht der meisten Bewohner arbeitete den abscheulichen Raben in die Hände. Bei weitem nicht überall stand treue Liebe an dem Bette des Sterbenden, kämpfte heilige Trauer mit den Handlangern der Gewalt um die Reste des verehrten Todten. Die Kinder verstießen die Leiche der Aeltern, die Gattin floh den sterbenden Gemahl, Haß, Furcht und Habsucht verödeten die Gemächer des Siechthums, gaben das Opfer den Gentern preis, schwiegen zu den Mißhandlungen derselben, lieferten sogar nicht selten, als an der Pest verschieden, Leiber aus, die der Meuchelmord hingerichtet. Kein Nachbar kümmerte sich um den andern, keiner ehrte den Schmerz des Freundes, so schnell zerrissen alle Bande der Sittlichkeit und Gesellschaft. Wilde Trinkgelage wurden neben Pesthäusern gefeiert, Tambourin und Pfeifen übertönten die Seufzer der Sterbenden. In den Wohnungen der Courtisanen ging es locker her, wie sonst; doppelt ausschweifend und toll geberdeten sich die Verworfenen, die Freunde der Verworfenheit. In eines dieser Häuser brach die Schaar der Raben; Lichter glänzten durch die Vorhänge, an den Fenstern flogen Schatten hin und her. Die Raben witterten dort den Tod, und täuschten sich: sie fanden

Leute, die im wilden Bacchanal das Leben zu vergeuden eilten, das sie der Seuche verfallen wähnten. Des Schöppen Zorn entbrannte, streng befahl er die Tafel umzustürzen, den Wein zu verschütten, und mit bitterm Unmuth riß er Einen aus der trunkenen Gäste Reihe, ihm in's Ohr flüsternd: „Marimin, junger frevelhafter Mann, was beginnen Sie an diesem Orte? Die Geißel peitscht ihre Mitbürger blutig, Ihre Mutter stirbt, und Sie berauschen sich in edelhafter Sinnlichkeit, sich selbst und Ihrer Braut zur Schmach?“ — Marimin schwieg verstockt, und lehrte dem wadern Estelle den Rücken. — Der Schöppe fuhr strenger fort: „Gehen Sie, ich befehle es Ihnen. Wo ist Ihr Vater?“ — „Bin ich sein Hüter?“ antwortete Marimin mit Gains Worten. Estelle schauderte und ließ ab von dem Verblendeten, dessen Frevelmuth sogar die gräulichen Raben flug machte, — den mit Verachtung anzuschauen nur Einer im Trosse nicht wagte: Carlo verbarg sein Angesicht vor Marimins Blicken.

Als die Schaar wieder in die Carmelitergasse einbog, fand sie, an einem Brunnen ausgestreckt, verlassen von jeglicher Hülfe, einen wohlbeleibten Mann in seinen Kleidern. Der Tag bleichte und machte die Gegenstände zweifelhaft. Mit halb abgebrannter Fackel leuchtete der Schöppe in das Gesicht des dahingestreckten Mannes, und rief bestürzt: „Das ist Herr Dinart, um Gotteswillen! Lebt er, oder ist er schon dahin?“ — Dinart athmete, sein Puls schlug fieberhaft; aber alle seine Kräfte waren dergestalt gesunken, daß sogar die Raben Mitleid empfanden, und den Sprachlosen mit besonderer Behutsamkeit nach dem alten Spital trugen, dem einzigen Zufluchtsorte, der dem Kranken in der weiten Handelsstadt offen stand. Carlo sollte dabei helfen, lehnte aber beharrlich diesen Dienst ab, obgleich er ihm Gelegenheit zur Flucht hätte geben können, und zog vor, dem wilden

und müden Haufen nach dem Corso zu folgen, wo ein Frühstück ausgetheilt werden sollte, und er von Hamet etwas zu erfahren hoffte. — Auf dem Corso stieß eine neue Verstärkung zu dem Gelichter der Naben. Der Kommandant des Arsenal's sendete, nach langem Zögern den dringenden Bitten des Magistrats willfahrend, einen Trupp von Galeerensclaven, den Bestdienst zu übernehmen; lauter verwegene Gesichter, rüstig und zu dem Schwersten aufgelegt. Sie traten unter den völligen Bejehl der Consuln, doch mit der sonderbaren Bedingung, daß der Magistrat, wenn einige davon zu Grunde gehen sollten, eine gleiche Anzahl für des Königs Galeeren herbeischaffen müsse. — Sofort wurden ihnen auf dem Corso die schweren Ketten abgeschlagen, und nur ein leichter Ring am Fuße gelassen, worauf sie, sowohl Türkenclaven als zur Hunderbank verdamnte Verbrecher, sich mit barbarischer Fröhlichkeit unter die Naben mischten. Einer der Schorköpfe ging gerade auf Carlo zu, lüftete ihm den in die Augen gedrückten Hut, und blickte ihm starr in's Auge.

„Raoul!“ rief Carlo erschrocken. — „Guten Tag, Freund Malatesta,“ antwortete der Slave grinsend. — „Wenn Dir jemals im Leben etwas theuer gewesen, so verrathe mich nur jetzt nicht!“ bat flüsternd der Genueser, der sich entdeckt sah; und Raoul versetzte kalt: „Laß hören, was Du mir bietest, und ob es der Mühe werth ist!“

8.

Victor, von wichtigen Geschäften aufgehalten, die ihm sein Vater mit dem größten Ernste zu endigen befohlen, weil er in seiner Bärtlichkeit das Haupt des

Sohnes zu schätzen begehrte, kam nach ziemlich langer Abwesenheit auf der Straße von Avignon und Aix nach Marseille zurück. Auch in den Mauern des Parlamentsfließes wüthete schon die Seuche. Der Reisende hatte die Stadt umgangen, und förderte seinen Lauf, auf einem muntern Maulthiere reitend, so viel er konnte. Der Gordin war aufgelöst, weil er der Parlamentsstadt keinen Nutzen mehr brachte; aber das platte Land der Provence, das Gebiet von Marseille, waren angesteckt von der Landplage, gleich den Städten. Victor bemerkte viele Hütten, welche leer und ausgestorben standen; viele, woraus Gesichter des Jammers trostlos in die schwarze Zukunft starrten. Er kam vorüber an den weit entlegenen Marktplätzen, die Marseille mit dem nothdürftigsten Lebensunterhalt versahen, — wo Käufer und Verkäufer, beide Parteien hundert Schritte von einander entfernt, hinter festen Schlagbäumen zusammengedrängt, vermittelst Sprachröhren einander zuriefen, was sie brachten, was sie verlangten, welche Preise sie forderten, welche sie gaben. Die Körbe und Lasten wurden alsdann mit langen Stangen in die Mitte des leeren Raumes geschoben, mit Eisenhacken vom Käufer an sich gezogen; auf eisernen Schaufeln reckte man das Geld für die Waare hin, und der Empfänger, nachdem er's mit scharfem Auge von ferne überzählt, stürzte es in den Eimer voll Eßig, um es sodann gereinigt hervorzuziehen. — Trauriger Handel, kümmerlicher Verkehr, nach dessen Vollzug beide Theile den Weg nach ihren Häusern flüchtig einschlugen, als säße ihnen der Pfeil im Nacken. Sie schieden, ohne zu wissen, ob am nächsten Morgen Bedürfniß und Habgucht sie wieder auf diesem Flecke vereinigen, oder ob das Grab sie schon verschlungen haben würde. „Wo reitet Ihr hin? Was wollt Ihr in der Stadt des Todes?“ fragten Hunderte den jungen Reiter, und konnten nicht begreifen, wie

einer, den das Schicksal bisher gnädig von der Gefahr entfernt, freiwillig dahin zurückkehren mochte. Victor hatte jedoch von Jugend auf sein Herz mit Muth gepanzert, und so wie er bereits als Knabe stets der Erste gewesen, wenn es galt, die Kletterstange zu erklimmen, oder von der Spitze des schräg in's Meer gesenkten Mastbaums den gefährlichen Preis zu holen, so hatte er auch später als kunstgeübter Steuermann dem Verderben stets kalt in's Auge geschaut, ob ringend mit empörten Wellen, ob anlaufend gegen das Raubschiff, steuernd mit der Linken, Pistol oder Säbel in der Rechten. Auf seinem Herzen lag schwer die Noth der Geburtsstadt, die Gefahr des Vaters, von dem er seit langen Wochen nichts vernommen, das Schicksal seiner Base, des einzigen Weibes, das er liebte, tiefer und gewaltiger, als er selber ahnte; — sein eigen Leben war ihm nichts; für seinen Leib war er so wenig besorgt, als ob er gegen Tod und Pestilenz gesichert wäre von Ewigkeit.

Die feurige Morgensonne rief einen drückend heißen Tag herbei, als Victor durch das Gebiet von Marseille ritt. Kein Luftzug vom Meere milderte den brennenden Strahl; schon seit mehreren Tagen hatte der Mistral der grimmigsten Hitze Platz gemacht. Vor einigen Bauernhäusern am Wege saßen zerlumppte Männer unter schlechtem Vordache und bettelten die Reisenden an, so die Straße zogen. Mit der größten Unverschämtheit fordereten sie, was ihnen gut dünkte, und drohten im Weigerungsfall selbst heranzukommen, und die Wanderer durch ihre Berührung anzustecken. Schauernd gehorchten die Reisenden dem Befehl; auch Victor opferte den Gaunern einige Silberstücke, die aber nicht hinreichend befunden worden, und wofür, zum schuldigen Danke, dem Reiter eine Kugel nachsauste. Der Schuß traf nicht, und fluchend sprengte Victor voran, einem Trupp von Menschen entgegen, die so eben einem Bauer Pferde und Wagen

abnahmen. Es waren Raben aus Marseille, die einen Ausfall machten, Fourage, Vieh und Fuhrwerk aufzubringen, deren man in der Stadt bedurfte. Der Bauer schrie und weinte; vergebens. Victor bot in edler Aufwallung sein Maulthier für das Pferd des Landmanns; man nahm ihm das Thier ab, ohne dem Bauer sein Roß wieder zurück zu geben. Er drohte, die Galeerenknechte lachten ihn aus, und der Uebermacht weichend, mußte er zu Fuße weiter gehen. — Unfern stand ein Bachthof; die Diebe kamen heraus mit schweren Päckchen beladen. Das Geschrei der beraubten Eigenthümer, die entweder krank oder von den Banditen darniebergestreckt auf der Schwelle lagen, folgte den Missethättern, die jedoch ihren Weg ungehindert fortsetzten, weil es keinen Rächer, kein Gesetz mehr gab in dieser Zeit unseliger Wirrniss. Solche Gräuel hatte Victor nicht geahnt, und was er von einem Manne vernahm, der in sonderbarer Vermummung auf einem Steine am Wege saß, war wohl geeignet, Victor's Erstaunen und Besorgniß zu vermehren. Der Vermummte war ein junger Arzt aus Montpellier, der, um der Barmherzigkeit und seiner Kunst willen nach Marseille gekommen, seine Dienste vorzugsweise den armen Kranken auf dem Lande widmete. Zum Dank für seine Nächstenliebe hatten ihn die Landleute, wo er sich im Bestkleide zeigte, mißhandelt, ihm Nahrung und Schlafstätte versagt, und an demselben Morgen war sein Pferd von einigen hungrigen Bösewichtern ihm geraubt, getödtet und roh verzehrt worden. Der Arzt wußte nicht genug das steigende Elend in der Stadt zu schildern, und Victor, von der bösen Kunde ungeduldig aufgeregt, flog mehr, als er ging, die Wista hinab, den eilfertigen Schritt an den öden Bastiden vorüber nach der St. Lazarusvorstadt lenkend. — Ach, wie verändert erschien ihm die Heimath. Nicht zur Hälfte hatte die Schilderung des Doctors von Montpellier die Wirklichkeit erreicht. Keine Wache an

den Thoren, die Zollhäuser leer, alle Läden und Werkstätten geschlossen, kein Volk auf den Straßen, als nur das Volk des Todes. Die grausamste Selbstsucht hatte ihren Gipfel erreicht, ehe noch die Seuche zu ihrem Höhepunkt gelangt war, aus den meisten Häusern waren die Kranken gestoßen worden, und weil das Spital längst überfüllt, weil der Orkan ein zweites, das man von leichter Leinwand errichten wollte, niedergerissen, schmachteten die Verpesteten auf offener Straße, verzehrt von dem glühenden Sonnenbrand, durchschauert von Nachtfrost. Nicht einmal auf den Bänken vor den Häusern, noch unter den Schirmdächern derselben durfte das Elend verweilen; die raffinierte Härte der Eigenthümer besudelte alltäglich diese Stellen mit Unrath, um die Kranken davon abzuhalten. So lagen die Unglücklichen längs den Rinnssteinen auf Lumpen, oder dem rauhen Pflaster, entblößten in der Fieberhize ihre Pestbeulen, tauchten ihre glühenden Hände, ihre brennenden Lippen in den Unrath, welcher durch die Gassen floß, erfüllten die Luft mit ihrem Geheul, winnerten nach einem Trunk Wasser, den nur selten eine mitleidige Hand ihnen reichte. Neben diesen langen Reihen des bittersten Jammers wandelten nur einzelne Gesunde, hohläugig vor Hunger, mit scheuem Fuße vorbei, jodann Aerzte, die nicht zu helfen wußten, Galeerenknechte, die selbst mit Widerwillen und Abscheu ihre Opfer ausluden, und auf Karren wegführten, Priester, die in ihrem Verufe dahinstarben wie Mücken. Man hatte gelesen, daß während der berühmten Pest von Athen Feuer in der Stadt angezündet worden waren, um die Luft zu reinigen: Jugs hatte man das Gleiche gethan. An den Kreuzstraßen loberten mächtige Flammen empor, die Kranken erstickend durch ihren Qualm, die herbe Gluth des Sommers verdoppelnd. Ueber all' diesem Dampf und Brodem, hoch über das Geheul des Siech-

thums, über die Lasterungen der Bettler hinaus, die, wenn auch mit Wunden geschlagen, meistens gesund und froh die Plage ausstanden, ragten schweigend die Thürme der unglückseligen Stadt; ihre Glocken schlugen nicht mehr, mancher Uhrenzeiger stand stille, denn auch auf den Glockenthürmen hatte die Pest die Wächter getödtet, und deren Gäste, die sich zu ihnen flüchteten; gleichwie sie auf den Schiffen im Hafen diejenigen schlug, die auf den Fluthen ihr Heil suchten. Nirgend war Sicherheit: nicht im Arsenal, wo die Arbeiten stockten, nicht auf den Forts, wo keine Trommel mehr klang; Tod und Schweigen ringsum, selbst im Bereiche des Dom's, von dessen Höhen der Bischof in fanatischer Angst die morschen Blitze des Banns gegen die Pest schleuderte, die vor dem Anathem nicht wich, wie sie nicht vor den Bittgängern geflohen war.

Mit gewaltfamer Anstrengung, zitternd vor unglücklicher Vorbedeutung, gelangte Victor in die Gasse, wo sein väterliches Haus stand. Kein bekanntes Wesen begegnete ihm; einsam stand er vor der verschlossenen Pforte, und klopfte wiederholt, bis endlich oben eins der verriegelten Fenster aufging. Bertrand sah heraus, wider ihre Gewohnheit den Kopf mit farbigen Bändern geschmückt, goldene Ketten um den Hals, blinkende Seme in den Ohrgehängen. „Ach mein süßer Jesus!“ rief sie, und machte das Zeichen des Kreuzes: „Bist Du es wirklich, mein Bruder? Was willst Du denn?“ — „Was ich will? blödsinniges Geschöpf, öffne mir das Haus.“ — „Wo kommst Du her?“ — „Von Avignon und Aix; bin müde, laß mich ein.“ — „Ach heilige Mutter, in Aix ist die Pest; Du könntest sie mitbringen, das Haus anstecken.“ — „Hörin! ist meine Wange nicht roth, mein Auge nicht klar? Endige den unzeitigen Scherz und öffne.“ — „Die Haut ist näher als das Hemd, Bruder Victor. Ich weiß nicht, ob ich darf.“ — „Gott ver-

damme die einfältigen Weiber! Der Schatten eines Mannes ist mehr werth, als hundert thörichte Dirnen. Thomas soll im Augenblick aufwachen.“ — „Ach Victor, Thomas ist gestorben.“ — „Schade um den guten Burschen; so Du aber nicht auf der Stelle thust, was ich verlange, so wird der Vater Deinen störrischen Kopf zurechtsetzen.“ — „Ach Victor, der gute Vater ist auch todt.“ — „Herr Gott im Himmel!“

Victors Kniee brachen, behebend mußte er sich an der Pfortensäule halten. Dann warf er einen grimmigen Blick nach dem Fenster empor, und rief: „Unnatürliche Tochter! Unser Vater starb, und Du gehst nicht in Trauer, schmückst Dich lächerlich und abgeschmackt wie eine Buhlerin!“ — „Schimpfe nicht, Viktor. Gestern war mein Hochzeitstag, und einer jungen reichen Frau stehen Blumen besser an, als schwarze Schleier.“ — „Dein Hochzeitstag? Ungeheuer, hast Du alle Schaam verleugnet?“ — „Ich habe Fleisch und Blut, und ein Herz wie andere Weiber. Die Welt geht zu Grunde, ich wollte noch zuvor das Glück genießen, das Vater und Bruder mir neidisch verweigerten. Darum gab ich Herrn Roqualin meine Hand.“ — „Ich werde zu Stein. Dem bankerotten Krämer?“ — „Schimpfe nicht, Viktor. Eine reiche Erbin wie ich deckt alle seine Schulden, wenn Du auch kommst, mein Erbtheil zu verkürzen.“

Roqualin, die Nachtmütze auf dem Kopfe, erschien hinter Vertrande, und mischte sich barsch und trotzig in das Gespräch: „Habt Respekt vor mir und meiner Frau, Herr Schwager,“ polterte er: „die Schöppen werden unsere Erbangelegenheiten schon mit der Zeit in Ordnung bringen, und Ihr mögt, sobald ein Arzt Euch untersuchte, und Euer Leib und Kleid gereinigt wurde, immerhin das Erbgeschloß in diesem Hause beziehen, wenn gleich ohne fernere Gemeinschaft mit uns. Hütet jedoch Eure Tugende; ich bin ein ordentlicher Bürger, und zahle,

was ich schulde, und wüßte gar nicht, warum ich Madame Renard nicht hätte heirathen sollen." — „Madame Renard?" — „Run ja, mit Respekt zu melden. Eure Schwester wurde vor acht Tagen eine Wittve, nachdem sie ihren ersten Mann, den Supercargo, am dritten Tag ihrer Ehe schon verloren." — „Ja, lieber Bruder," heulte Vertrande mit widerlichem Schluchzen; „der gute Renard, den ich unter Zwanzigen gewählt, die sich um mein Herz bewarben, ertrank im Hafen, kaum dreißig Jahre alt." — „O wärest Du ihm gefolgt bis auf des Meeres Grund," zürnte Victor, mit der Faust drohend, „Abschaum Deines Geschlechts! Die Tugend muß sterben, und Krüppel an Leib und Seele tanzen auf ihrem Grabe den Brautreigen! Welch' ein Babylon ist diese Stadt geworden, wo man solche Ehen heiligen kann!" — „Packer Dich, Abscheulicher!" geiferte Vertrande, kaum vor Wuth verständlich, „Läst're nicht, was der Pfarrer segnete, und die Schöppen gut heißen. Viele Hunderte wurden copulirt wie ich, weil keine Zeit zu verlieren ist, und derjenige vielleicht schon morgen stirbt, der sich heute gesund in's Bett legt. Ich bin ehrlich verheirathet, Du Verläumder, lebe nicht in wilder Ehe, wie Deine saubere Base Clemence, werde ehrliche Kinder haben, und nicht Bastarde, wie die verzärtelte Rosa; darum hat auch der Drache schon alle geholt: die lockere Clemence, den Schandfleck Roujouin und die lieberliche Fehlerin Southoun obendrein. Dieß zum Bescheid, und laufe, so weit Du magst; wer die Saite zu stramm anzieht, zerreißt sie."

Das Hohngelächter, womit Vertrande und Roqualin das Fenster zuschlügen, jagte den Bruder nicht in die Flucht, wohl aber that es der entsetzliche Schrecken, der sich seiner bemächtigte. Ungewissen Schritts, mit vorwärtshängendem Haupte, taumelte er fort, und fiel halb bewußtlos in die Arme eines daherkommenden Mannes, in welchem er einen Gefährten seiner Jugend er-

kannte. — „Ich habe Alles verloren, lieber Guy,“ sagte er unendlich weich, und klammerte sich an den Freund: „Thu' mir nur eines zu Gefallen; zeige mir das Grab meines Vaters, wenn Du es weißt.“ Guy seufzte tief, und versetzte mit Thränen kämpfend: „Er war ein braver Mann. Laß uns zusammen gehen, hinter St. Paul ist eine weite Grube gemacht worden, und darinnen liegen neben den Resten Deines Vaters auch die Gebeine meiner Eltern. Wir wollen dort ein Vaterunser beten.“

Sie gingen zusammen fort und kamen bald in die Nähe des bezeichneten Platzes. Bei dessen Eingang stürzte ihnen ein Haufe Volks mit verstörten Gesichtern entgegen, und aus dem Munde dieser Menschen tönte der gräßliche Ruf: „Weh uns! Das jüngste Gericht! Die Todten stehen auf!“

Entsetzlicher Anblick! Die ganze Oberfläche der weiten nachlässig zugeworfenen Grube war geborsten, und drohte, ihren gräßlichen Inhalt wieder an das Tageslicht zu spielen. Es war ein Schauspiel, wie es im Thale Josaphat verheißen wird. Mit abergläubischem Schrecken rannte der Pöbel von bannen, und der Schöppe Moustier, der mit einem Trupp Raben herbeikam, bedurfte aller Geistesgegenwart und seines vollen Muths, um diese schauernden Tagelöhner des Todes anzueifern, dem Grabe seine Beute wieder aufzubringen. Selbst schwang er die Hacke, eigenhändig führte er die Schaufel, und seinem Beispiele folgten die Knechte und bezwangen die rebellische Gruft, während auf andern Punkten der Stadt das Volk, wüthend ob der Widerseßlichkeit der Priester, die Pforten der Tempel sprengte, ihre Gewölbe aufriß, und dieselben gerüttelt voll mit Leichen füllte, die bisher unbegraben auf der Straße verwesten.

Victor sah nicht mehr, wie die Gebeine seines Vaters walsam in den Schooß der Erde zurückgedrängt wurden. —

was ich schulde, und wüßte gar nicht, warum ich Madame Renard nicht hätte heirathen sollen.“ — „Madame Renard?“ — „Nun ja, mit Respekt zu melden. Eure Schwester wurde vor acht Tagen eine Wittve, nachdem sie ihren ersten Mann, den Supercargo, am dritten Tag ihrer Ehe schon verloren.“ — „Ja, lieber Bruder,“ heulte Vertrande mit widerlichem Schluchzen; „der gute Renard, den ich unter Zwanzigen gewählt, die sich um mein Herz bewarben, ertrank im Hafen, kaum dreißig Jahre alt.“ — „O wärest Du ihm gefolgt bis auf des Meeres Grund,“ zürnte Victor, mit der Faust drohend, „Abschaum Deines Geschlechts! Die Tugend muß sterben, und Krüppel an Leib und Seele tanzen auf ihrem Grabe den Brauttreigen! Welch' ein Babylon ist diese Stadt geworden, wo man solche Ehen heiligen kann!“ — „Packer Dich, Abscheulicher!“ geiferte Vertrande, kaum vor Wuth verständlich, „Läßt're nicht, was der Pfarrer segnete, und die Schöppen gut heißen. Viele Hunderte wurden copulirt wie ich, weil keine Zeit zu verlieren ist, und derjenige vielleicht schon morgen stirbt, der sich heute gesund in's Bett legt. Ich bin ehrlich verheirathet, Du Verläumder, lebe nicht in wilder Ehe, wie Deine saubere Base Clemence, werde ehrliche Kinder haben, und nicht Bastarde, wie die verzärtelte Rosa; darum hat auch der Drache schon alle geholt: die lockere Clemence, den Schandfleck Roujouin und die lieberliche Fehlerin Southoun obendrein. Dieß zum Bescheid, und laufe, so weit Du magst; wer die Saite zu stramm anzieht, zerreißt sie.“

Das Hohngelächter, womit Vertrande und Moqualin das Fenster zuschlugen, jagte den Bruder nicht in die Flucht, wohl aber that es der entsetzliche Schrecken, der sich seiner bemächtigte. Ungewissen Schritts, mit vorwärtshängendem Haupte, taumelte er fort, und fiel halb bewußtlos in die Arme eines daherkommenden Mannes, in welchem er einen Gefährten seiner Jugend er-

kannte. — „Ich habe Alles verloren, lieber Guy,“ sagte er unendlich weich, und klammerte sich an den Freund: „Thu' mir nur eines zu Gefallen; zeige mir das Grab meines Vaters, wenn Du es weißt.“ Guy seufzte tief, und versetzte mit Thränen kämpfend: „Er war ein braver Mann. Laß uns zusammen gehen, hinter St. Paul ist eine weite Grube gemacht worden, und darinnen liegen neben den Resten Deines Vaters auch die Gebeine meiner Eltern. Wir wollen dort ein Vaterunser beten.“

Sie gingen zusammen fort und kamen bald in die Nähe des bezeichneten Platzes. Bei dessen Eingang stürzte ihnen ein Haufe Volks mit verstörten Gesichtern entgegen, und aus dem Munde dieser Menschen tönte der gräßliche Ruf: „Weh uns! Das jüngste Gericht! Die Todten stehen auf!“

Entsetzlicher Anblick! Die ganze Oberfläche der weiten nachlässig zugeworfenen Grube war geborstet, und drohte, ihren gräßlichen Inhalt wieder an das Tageslicht zu speien. Es war ein Schauspiel, wie es im Thale Josaphat verheißen wird. Mit abergläubischem Schrecken rannte der Pöbel von bannen, und der Schöppe Mous-tier, der mit einem Trupp Raben herbeikam, bedurfte aller Geistesgegenwart und seines vollen Muths, um diese schauernden Tagelöhner des Todes anzueifern, dem Grabe seine Beute wieder aufzubringen. Selbst schwang er die Hacke, eigenhändig führte er die Schaufel, und seinem Beispiele folgten die Knechte und bezwangen die rebellische Gruft, während auf andern Punkten der Stadt das Volk, wüthend ob der Widerseßlichkeit der Priester, die Pforten der Tempel sprengte, ihre Gewölbe aufriß, und dieselben gerüttelt voll mit Leichen füllte, die bisher unbegraben auf der Straße verwesten.

Victor sah nicht mehr, wie die Gebeine seines Vaters walsam in den Schooß der Erde zurückgedrängt

wurden, Suh riß ihn mit sich fort, und nach dem Gorse eilten Beide in lautloser Vorzeißlung.

9.

In der Nähe des Stadthauses saßen auf dem vorspringenden Gestebe mehrere Männer, ruhten aus vom harten Tagewerk, und verzehrten behaglich das frugale Besserbrod. Zugleich flüsteren sie zusammen vertraulich, und ihre schwünzelnden Mienen verriethen, daß ihre geheime Verhandlung keine unangenehme war. Sie steckten in reputirlichen Kleidern, und weil sogar der Kettenring am Beine fehlte, so ließ nur noch der glattgeschorne Kopf, worauf die Haare erst wieder dünn und spärlich keimten, erkennen, daß sie einst dem Bagno angehört. Die Seele dieser kleinen Versammlung von ehrlich geworbenen Schelmen, denen man Vergnädigung und völlige Freiheit versprochen zum Lohne ihrer Dienste, war Raoul, dessen Scharfßinn und Gewandtheit im Galcerenhanse längst zum Sprichwort geworden war. — Mit geheimnißvollem Gesicht schüttelte er, am Schluß der Konferenz, dem Kleeblatt seiner Gefährten die Hände, und sagte: „Es bleibt dabei, wackere Gesellen. Um die bestimmte Stunde am bestimmten Plage. Geht jetzt wieder an Euere Geschäfte, so wie ich zum Rapport. Auf Wiedersehen.“ — Die Helden des Bagno entfernten sich, und Raoul, dessen Vorzüge, auch von den Schöppen gewürdigt, ihn zum Inspektor seiner Gefährten erhoben hatten, wanderte gravitatisch dem Rathhause zu, und stuzte nicht wenig, da guß einem Winkel der Börse Malatesta ihm entgegen trat, blaß, zerlumpt, mit langgewachsenem Barte. „Sieh da! Woher? Ich glaubte Euch über alle Berge oder schon im Bauch der Erde.“ — „Ach Raoul, leider“

ich noch. Doch trage ich länger mein Elend nicht.“ — „Seltsamer Wechsel des Geschicks. Ihr wart ein lockender Wüßling, reich an Geld und Berechtfamkeit, und ich Euer gehorsamer Diener. Ihr ließt mich in der Noth stecken, und hattet mich vergessen, so lange ich des Königs Zwieback aß. Heute aber kommt mir's vor, als ob der schlechte Galeerenslave mit dem reichen Kaufmannssohn aus Genua nicht tauschen möchte. Doch Spaß bei Seite. Ich bin ein guter Kerl, vergesse Beleidigungen leicht, habe Euch nicht verrathen, da uns der Zufall wieder zusammenführte, würde Euch sogar noch gerne dienen. Sagt mir nur geschwinde, wo Ihr hingekommen wart, verschwunden, wie ein Gespenst vorm Hahnenschrei?“ — „Dem Gefängniß zu entfliehen, Dir mißtrauend, entfernte ich mich heimlich von den Raben. Ich kroch durch alle Winkel der Stadt, mein unglücklich verlorenes Kind zu suchen. Die Sehnsucht nach diesem lieben Wesen, die heißeste Vaterliebe, hatte mich bewogen, den Boden von Marseille zu betreten, wo meiner harte Strafe wartete. Clemence wieder zu sehen, konnte ich nicht wagen. Ich hatte aufgehört, sie zu lieben, da ich beschloffen, sie zu betrügen, und das Unrecht, das wir an einem Menschen verüben, der uns einst werth gewesen, macht uns zu seinem unverdöhlteren Feinde, als wenn wir von ihm einen Schimpf erduldet hätten. Aber das Kind wollte ich, ich setzte Alles daran, es zu erobern. Die Gefahr der Reise, die lange Quarantaine, der ich unterlag, weil ich mit dem Capitain Chateau eingetroffen, das lästige Incognito, das ich beobachten mußte, das langwierige Spioniren, unterbrochen durch die Reise, die Clemence und Rosa aus Marseille entfernten, das ekle Possenspiel, das ich mit jener Märrin trieb, deren Lüsternheit mir endlich den ersehnten Schatz überlieferte . . . all' dieses schreckte mich nicht ab; ich fürchtete weniger die Pest, als mei-

nen Plan bereitet zu sehen. Aber das Schicksal entriß mir, was ich kaum erobert, und nirgends fand ich wieder den Diener, nirgends eine Spur des verlorenen Kindes. Da führt mich mein scheuer Fuß über einen Platz, wo mitten unter Sterbenden ein Galgen aufgerichtet steht; just zieht man einen Jüngling die Leiter hinauf, und das spärlich versammelte Volk schreit wüthend: Das ist ein Mörder! Ich schaue hinan, erkenne mit Staunen den Sohn meines Wirthes, und das Staunen wandelt sich in Bestürzung, als der junge Mensch die gebundenen Hände erhebt, auf mich deutet, und schreit: „Bin ich ein Mörder, so trägt dieser die Schuld; der hat die Pest in meines Vaters Haus gebracht.“ Kaum hatte er ausge-redet, als schon der Henker ihn von der Leiter warf, auf's Genick hinsprang, und ihn erwürgte. Aber schon standen hagere scheußliche Gestalten um mich her, packten mich mit dürren Krallen, beschuldigten mich mit heiserer Stimme, die Seuche eingeschleppt zu haben, forderten mein Blut, trächzten mein Todtenlied. Dem Commissär, der über den Jüngling, dessen Worte mir heute noch ein Räthsel sind, das Blutgericht gehalten, verdanke ich mein Leben. Er ließ mich zu meiner Sicherheit in den Thurm bringen, aber er vergaß mich dort, und ist selber während dieser Zeit gestorben. Heute öffnete mir der Kerkermeister die Pforte des Thurms, weil er mich nicht mehr zu ernähren vermochte, weil keine Klage wider mich vorhanden, weil kein Tribunal mehr existirt, als das Standrecht der Schöppen, die mit Galgen alle Straßen zierten, und auf frischer That das Urtheil sprechen. Erbarme dich meiner Unglück. In Lumpen gehüllt, ohne einen Heller Geldes, ohne irgend eine Habe, verfall' ich dem Hungertode. Keine Rettung, nirgends die kleinste Barke, die mich um Gotteswillen nach der Heimath führte; alle Schiffe fliehen den verpesteten Häfen, und meine einzige Hoffnung ist, bald der Geißel zu unterliegen, die schon meinen Knecht,

mein Kind dahinraffte, oder in den Wellen mein Grab zu suchen.“

Raoul betrachtete seinen ehemaligen Herrn mit der Theilnahme eines durchtriebenen Schlaupopfs, und versetzte nach kurzem Bedenken: „Es ist Euch vergolten worden, was Ihr an mir verbrochen. Darum faßt Muth. Ich will helfen. In dem gräulichen Durcheinander, das hier an der Tagesordnung ist, pflückt ein herzhafter Mann reife, saftige Früchte. Ich und mehrere meiner Kameraden, wir haben ein Gewerbe unter der Hand eingerichtet, das seinen Mann nährt. Tretet bei; Ihr habt schon eine gute Vorschule bei den Raben gemacht. Marseille zählt jezo nur Todte oder Erben in seinen Mauern. Auch wir wollen erben, haben wir gleich keine Verwandte. In unsern Rußestunden ziehen wir die Gelder ein, die von saumseligen Nachkommen noch nicht erhoben wurden. Gold ist die Hauptsache, schafft uns Nahrung, Obdach, Schutz vor der Pest, Gelegenheit zum Entkommen, vielleicht eine sorgenfreie Zukunft.“ — „Recht, wackerer Raoul. Ich fühle mich zum Räuber aufgelegt, und reiche Dir die Hand.“ — „So folgt mir noch diese Nacht auf eine Expedition, welche viel verspricht. Ich saß vorgestern im Spital an dem Sterbelager eines alten Mannes, der, schon lange gelähmt an allen Gliedern und sprachlos, seinem Ende entgegenseufzte. Wenig Augenblicke vor dem letzten Seufzer vermochte er ein Paar Worte zu stammeln, mit welchen er mir sein Haus beschrieb, und mir zugleich einen Schlüssel auslieferte, der seinen Mammon aufstehen soll. Der Schlüssel gehöre seinem Sohne, gab er zu verstehen, und der Name dieses Sohnes starb auf seinen Lippen, unmittelbar darauf der ganze Papa. Doch weiß ich das Haus, bestze den Schlüssel, und hätte alsogleich den Schatz gehoben, ohne viel nach dem rechtmäßigen Herrn umzufragen, wäre nicht bis heute der Dienst an mir gewesen. Aber diese

Nacht . . . wenn Ihr wollt . . . Ihr seyd eingeladen, und in der Straße Canebiere wollen wir uns treffen, sobald es dunkelt.

10.

Der kühle Thau der Nacht hatte sich eingestellt, und frostiger Hauch des Windes spielte mit den Blättern der Bäume auf dem Corso, mit den Segeltüchern, die man hin und wieder über diese Straße gespannt hatte, um die Kranken zu schirmen, welche hier, wie in allen Gegenden der Stadt, ihr wüstes Lager aufgeschlagen. Die Feuer an den Ecken waren im Erlöschen begriffen; hie und da brannte eine Bechspanne, und beleuchtete mit ihrem falben Scheine die traurigen, verstummenden Gruppen rings umher, und die ernsten Gesichter der Todten, die, an den Häusern sitzend, das Leben verlassen hatten, und nun vor sich hinstarrten, gleichsam in tiefe Betrachtungen verloren. — Unbeweglich, wie diese marmorkalten Leiber, lehnte unter dem Vorsprung eines Palastes der bleiche Victor, und Guy bemühte sich umsonst, ihn von der Stelle zu locken. Victor antwortete stets: „Laß mich. Hier ist die Schule des Todes, der mir Alles raubt. Ich will vertraut mit ihm werden. In meines Lebens Kraft hab' ich nie an ihn geglaubt. Nun denke ich anders; es mag nicht so schwer seyn, dem Erlöser zu folgen.“ — „Bist Du ein Mann, Victor? Laß diese Gedanken, folge mir in meine Wohnung, sey mein Gast.“ — „Ich thue das nicht; aber ich will Dir Vertrauen beweisen, wie einem Gastfreund. Nimm diese Brieftasche, schwer von italienischen Wechseln, die ich meinem Vater überbringen sollte, da meine Geschäfte glücklich ausfielen.

Bewahre das Geld, und findest Du mich morgen an dieser Stelle todt, wie jene guten Leute um uns her, so behalte das anvertraute Gut als Dein Eigenthum. Ich habe jezo Niemand mehr auf dieser Welt, der mir theurer wäre, als Du, und meine schamlose Schwester hat schon hinlänglich für sich gesorgt.“ — „Behalte doch Dein Geld und schweige mit der schauerlichen Vorbereitung. Was willst Du beginnen, verzagter Steuermann? Komm!“

Guy faßte den Freund beherzt an, Victor's Gewand schlug sich auseinander, und Guy berührte den Kolben einer Pistole, die von der Reise her in Victor's Gürtel steckte. „Ich errathe,“ fuhr Guy bebend fort: „Du willst Dich umbringen, schäme Dich.“ — — „Warum? das Leben ist mir zum Ekel geworden; wenn ich mein Schiff auf den Strand laufen lasse, um es zu zerschellen, willst Du es wehren?“ — „Ich muß. Sey kein Thor, behalte Dein Geld, sage ich, und gib mir die gefährliche Waffe.“

Ein Trupp von Menschen, mit Lichtern in den Händen, kam eilfertig herbei, und hielt vor dem Palaste still. Der Eine fragte: „Ist dieses wohl das Haus, wo die Frau des Hafenaufsehers ihre Niederkunft erwartet?“ — „Gewiß es ist's,“ antwortete ein Anderer. — „So laßt uns keinen Augenblick verlieren,“ sagten die Uebrigen, und stürmten in das Innere des Palastes. Nur der Letzte der jungen Leute verweilte noch, zündete seine ausgelöschte Kerze an der Beckpfanne wieder an, und Guy sprach halblaut zu dem Freunde: „Das ist Dein Vetter Maximin.“ — Maximin hörte diese Worte und fragte barsch, näher leuchtend: „Wer da?“ — „Gut Freund,“ versetzte Guy. — „Der Teufel auch!“ fügte Victor auflodernd hinzu: „Gehe Deiner Wege, Dnart. Hier steht Dein Vetter Foulques.“ — Guy, der eine heftige Scene zwischen den feindlichen Vettern befürchtete, wollte sich

in's Mittel legen, er schwieg jedoch verwundert stille, da er hörte, wie Maximin ganz sanftmüthig, aber mit der dumpfen Stimme eines Wüstenheiligen sagte: „Sei gegrüßt im Namen der heiligsten Mutter Gottes, liebster Vetter. Wahrlich, bevor ich sterbe, will ich mich mit allen meinen Feinden versöhnen. Der Sand verrinnt; über ein Kurzes dürfte es nicht mehr an der Zeit sehn, Vergebung zu erhalten.“ — „Was soll das, Maximin Dinart? Ich kenne Dich nicht mehr. Hat Dich die böse Seuche zum Betrüder gemacht?“ — „Schmähe mich, wie Du willst; aber die Gnade des Himmels hat mich bekehrt.“ — „Laß mich zufrieden; wie hätte Gottes Stimme den Weg zu Deinen Gelagen, zu Deinen Buhlwinkeln gefunden?“ — „Ach, ich war ein arger Sünder, guter Vetter. Die üppige Karoline war mir theurer, als mein Seelenheil. Aber . . . ich sah, wie sie starb, just beim Gastmahl der Freude, den Becher der Wollust an den Lippen . . . Noch zitt're ich, wenn ich jener Stunde gedenke . . . Ich verließ den Pfad des Lasters, um heiligere Pflichten zu üben.“ — „Pflichten? Welche Pflichten hast Du je geübt? Du warst ein arger Bursche, aber markig in Deinem Kerne, stark und kräftig . . . Ich freute mich Deiner Männlichkeit, wenn ich Dich auch hasste; jetzt verachte ich in Dir den Heuchler.“ — „Du schmähest mich mit Unrecht, geliebter Victor,“ schluchzte Maximin, und streckte ihm wehmüthig die Hand hin: „Die Seelen der unschuldigen Kindlein, die ich seither dem Himmel rettete, mögen sie für mich zeugen.“ — „Wie?“ rief Gup bewegt und erschrocken: „Herr, gehört Ihr denn zu den wilden Täufern, die das Bette der hilflosen Wöchnerinnen belagern, dem kaum gebornen Kinde abergläubisch das Sakrament ausbringen, und dann Mutter und Säugling grausam verlassen?“ — „Wir rühmen uns dessen, die Welt geht unter, kein neues Geschlecht wird aufwachsen, doch sollen die unschuldigen Kinder als Chri-

sten zum Himmel fahren, und weil die Priester mangeln, thun wir um unserer Sünden willen der Priester Pflicht.“ — „Hättest du früher deine Pflichten beobachtet, Unseliger!“ zürnte Victor. „Wenn dein Gewissen dich quält, so hast du's an Clemence und ihrem Kinde verschuldet.“ — „Freilich quält mich dieses Bewußtseyn, doch trag' ich diesen Frevel nicht allein. Mein Vater, meine Mutter . . .“ — Beschuldige deine Eltern nicht. Wo ist dein Vater?“ — „Ich hörte, daß er gestorben sey.“ — „Wo deine Mutter?“ — „Kaum erstand sie von der Best.“ — „Und Clemence, Elender? Rosa, ihr Kind? Kann deine Neue je diese theuern Gräber wieder öffnen?“ — „Du bist im Irrthum, lieber Vetter. Clemence lebt, sie vergab mir, ich habe mich mit ihr versöhnt, und wenn die kleine Rosa im Himmel ist, so betet sie gewiß auch für mich.“ — Heiligste Mutter vom Troste! Lügst du nicht, Maximin?“ — „Bei meiner Buße, Clemence lebt, lebt in unserm Vaterhause, hat die Mutter vom Tode errettet, das Haus in ein Spital verwandelt, worinnen sie Tag und Nacht die ärmsten Kranken pflegt, unterstützt von ihrer alten Magd, von Ritter Roze, von unserm heiligen Bischof. Ich Armerster konnte für die geduldige und muthige Trösterin leider nichts thun, als daß ich ihren Händen unser Hab' und Gut uneingeschränkt überließ. Für meine Person ziemt sich jetzt nur Fasten, und ein Stücklein Brod ist mir ein Königsmahl.“

„Clemence lebt?“ jubelte Victor und warf sich entzückt an Maximins Brust. „Um dieser Heiligen willen sey auf ewig unser Haß getilgt. Unsere Väter sind nicht mehr; wir aber wollen über Clemence väterlich wachen! Gott sey Dank, Guy, noch eine Blume trägt für mich die Erde, noch eine Hoffnunginsel steigt für mich aus dem schwarzen Meere. Ich will nicht sterben, Kamerad. Frischer Wind bläst in die Segel, ich spüre wieder in meiner wunden Hand die Kraft, das Steuer zu regieren.“

Maximins Begleiter kamen lärmend die Treppen herunter. „Wo bleibst du, geliebter Bruder?“ riefen sie ihm zu: „Zwei Seelen gab es zu retten. Wir haben Zwillinge getauft, Ehre sey Gott in der Höhe! Die Wöchnerin starb, die Kindlein sind schwach, und werden der Mutter bald folgen, aber wir haben der Schlange den Kopf zertreten, die Erbsünde von den Unschuldigen getilgt, und die makellosen Engel bitten für uns an Gottes Throne!“ — „Weiter, weiter, schrieen Alle im Chor, und rissen Maximin mit sich fort, der kaum noch seinem Wetter zuflüstern konnte: „Wir sehen uns wieder, lieber Bruder, hier oder dort!“ — „Hier! für uns ist noch nicht das Jenseits!“ jauchzte Victor: „Clemence soll den Bund enger schlingen, der uns heute so plötzlich vereinte. Bist du mein Freund, Guy, so begleite mich zur Stunde nach Dinarts Hause. Müßte ich den Teufel der Pest selbst überwältigen, so muß ich dennoch sehen, ob Maximin log, ob er Wahrheit sprach.“

11.

„Wir sind zur Stelle,“ sagte Raoul heimlich zu seinem Gefährten: „Hier ist das Haus; das Heiligenbild, die vorspringenden Gitter, der Balkon, Alles trifft zu.“ — „Bei meiner Seele! das ist Dinart's Haus,“ raunte ihm Malatesta in das Ohr: „Ein böses Zusammentreffen.“ — Raoul lachte höhnisch: „Warum? Ein gerechtes Schicksal im Gegentheil. Ihr beerbt Euern Schwiegervater; ohne Zweifel war der alte Sterbende Papa Dinart. Diente ich einst bei Eurer Trauung als Pfaffe, so will ich heute der Notar seyn, der Euch die Mitgabe der Braut ausliefert.“

Die Strauchdiebe schlichen die Stufen hinan, schoben die Kranken, frech bei Seite, die sich dort gebettet hatten, erstiegen vorsichtig die finstern Treppen, und öffneten die erste, beste Thüre, worauf sie flossen. Sie traten in ein ziemlich leeres Vorgemach, von einiger Leuchte erhellt, wobei eine Frau halb schlummernd saß; neben ihr schlief ein krankes Weib im Bette. Die Wärterin fuhr zusammen, da sie plötzlich fünf Männer vor sich stehen sah, verummmt bis an die Zähne, schwarze Larven vor den Gesichtern. „Keinen Laut, Elende,“ sagte Raoul mit gedämpfter Stimme, „oder Du bist des Todes. Sag an: wo ist das Cabinet des verstorbenen Herrn dieses Hauses? Wir lohnen Dir reichlich.“ — Das Weib zauderte einen Augenblick, endlich rief es aus voller Kehle: „Hülfe! Mörder!“ Raoul raunte mit geschwungenem Messer auf die Schreiende zu, aber der Rächer folgte den Verbrechern auf dem Fuße. Victor und Gus stürzten in die Stube, der Erstere schoss unter das Gesindel, und Malatesta fiel zu Boden. Die Uebrigen entsprangen, die aufwachende Kranke schrie, Clemence trat in die Thüre, die in das Innere des Hauses führte. Sie erschrak heftig vor dem Anblick des Mannes, der in seinem Blute schwamm, sein Gesicht, dem die Larve entfallen, mühsam empor richtend. Clemence erkannte nur allzuwohl dieses bleiche Antlitz, und stammelte, auf Margaretha's Schulter gestützt: „Welch ein Unglück!“ Zugleich stand jedoch Victor vor ihr, schüttelte ihre Hand, vor Thränen stumm, und an seine Brust lehnte sich Clemence, und ihre Lippen flüsterten: „Welch ein Glück!“

Bald füllte eine Menge von Menschen das Gemach. Der Bischof, der seine nächtliche Runde in den Häusern des Siechthums machte, die Pariser Aerzte, die vom Regenten gesendet, den Fußstapfen des ehrwürdigen Prälaten folgten, mehrere von den Gesundheitscommissarien der Stadt, die Bruderschaft der Täufer, Maximin an

ihrer Spitze, wurden Zeugen dieses Auftritts. — Malatesta lag dahin gestreckt in den Schauern des Todes, doch wollte sein brechendes Auge von Clemence nicht weichen, und nach der mißhandelten Mutter seines Kindes streckte sich seine ermattete Hand aus. Maximin rief Malatesta's Namen laut, und alle Einwohner von Marseille, die umher standen, wiederholten die Geschichte seiner Frevelthat. Der Bischof, ein eifriger Diener der Kirche, beugte sich zu dem Verabscheuten herab, vernahm die Beichte aus dessen blassem Munde, tröstete ihn mit barmherziger Milde, munterte ihn auf, wenn gleich im letzten Augenblicke, sein Unrecht gut zu machen, der betrogenen Geliebten die Ehre wieder zu schenken. Malatesta nickte stumm, der Bischof selbst gab den Trauring, Victor, mit Grimm und Freude im Herzen, führte die schluchzende Braut, die alsobald Wittwe werden sollte, dem sterbenden Bräutigam zu, den seine Hand zum Tode verwundet. Der Bischof sprach feierlichst den Segen, und Malatesta röchelte, als die Stola seine und Clemence's Hand umwunden: „Vergib, armes Weib . . . Dein Kind . . .“ Seine Augen starrten gen Himmel und sein Athem blieb aus. Das Geheimniß seiner Mitschuldigen bei dem nächtlichen Raubzuge starb mit ihm. Agathe, die franke, der Pest erkrankene, aber an ihren Sinnen auf ewig abgestumpfte Frau, umarmte glückwünschend ihre Tochter, Maximin pries das Geschick seiner Schwester, die nun eine ehrliche Gattin geworden, aber die trauernde Clemence flüchtete sich zu Victor und flüpfelte: „Welch' eine Stunde! Armer Victor . . . Dein Vater! . . .“ — Victor antwortete düster: „Traure mit mir, so wie ich mit Dir klagen will, arme Mutter, um Dein Kind!“

Um dieselbe Stunde ungefähr brachen auch in das Haus der Familie Foulques verwegene Diebe ein, erklimmten die Treppe, und fingen einen Mann auf, der voll Bestürzung durch Nacht und Nebel in ihre Hände

kannte. „Laßt mich, gute Freunde!“ rief er in Verwirrung. „Ich bin dieses Hauses Diener, und eile nach einem Arzte, weil Madame Roqualin plötzlich erkrankte!“ — „Lauf zu!“ antworteten die Schelme. „Wir wollen schon der Frau die letzte Delung geben.“ Der Mann ließ sich nicht lange bitten, und die Spitzbuben drangen in das Schlafgemach. Die harten Räuber erwartete dort das Entsetzen. Auf dem Boden ausgestreckt, gräßlich entstellt von Wunden, lag Bertrand. Neben ihr stand die Lampe, Schränke und Kästen waren offen. Mit den Kleinodien der erwürgten Thörin hatte Roqualin, der Mörder, die Flucht ergriffen, aber vor dem Hause gerieth er in die Stricke einer Patrouille, und gleich darauf hatten die Räuber, die voll panischen Schreckens zurückkamen, dasselbe Schicksal.

12.

Gleich am nächsten Morgen wurde nach den Befehlen des neuen Gouverneurs Langeron, mit welchem wieder Ordnung und bessere Verwaltung in die Stadt zurückkehrte, über den schändlichen Roqualin und die mit ihm gefangenen Diebe Standrecht gehalten, das Todesurtheil ohne Säumen an ihnen vollzogen. Der Verwalter des Hauses, worinnen die unglücklichen Waisen der Pestopfer versammelt worden waren, ein verworfener habgüchtiger Mensch, war der Anführer jener Spitzbuben gewesen. Von seinem Gewissen gepeinigt, bekannte er, schon auf der Leiter, wie durch seinen Geiz und seine Mißhandlungen gar viele der ihm anvertrauten Kinder zu Grunde gegangen seien. Die Schöppen sendeten Commissarien in das Hospiz, viel Volk begleitete dieselben, darunter Victor, getrieben von freudiger Hoffnung,

von geheimnißvoller Ahnung. Er überließ Betrand's Leiche fremden Mietzlingen, wie auch das unselige Weib Zeit seines Lebens eine Fremde im Vaterhause gewesen, und betrat mit spähenden Blicken das neu geschaffene, furchtbar schnell bevölkerte, und dennoch bereits gräßlich verödete Waisenhaus. Der Verbrecher hatte nicht zur Hälfte die Gräuel angegeben, welche hier verübt worden. Von dreitausend Kindern, die seiner Obhut übergeben waren, lebten kaum noch fünfhundert, und diese glichen, halb verhungert, Gespenstern mehr, als lebenden Wesen. Eine solche kleine hagere Gestalt, kaum wankend noch auf ihren Füßchen, zupfte leise den umherforschenden Victor am Kleide. Das Kind war zu ohnmächtig, um zu weinen, Hunger und stumme Angst sprachen nur aus den hohlen Augen. Sein Anblick erschütterte Victor's Seele wie ein bitterer Dolchstoß, belebte ihn zugleich wie das freudigste Entzücken. „Rouffoun!“ schrie er außer sich, riß das arme Kind empor, trug es wie ein Kleinod aus dem scheußlichen Grabe, legte es, das schönste Hochzeitgeschenk, in den Schoos der bräutlichen Wittwe, in die Arme der alten Margarethe, die schon beinahe verzweifelt wäre um des Kindes willen, ob schon Clemence längst die treue Dienerin von aller Schuld in ihrem Edelmuthen freigesprochen. Der Leiden Uebermaß hatte Clemence mit heldenmüthiger Fassung ertragen, es ver-schmerzt, mit der Pflege ihrer Nebenmenschen beschäftigt; die jähe Freude wäre bald ihr Tod gewesen, und, wie sie durch Liebe allein so vieler Menschen Leben gerettet, so verdankte sie ihr eigenes Leben wieder der Liebe.

Vierzigtausend Menschen waren in der Stadt gestorben. Endlich nahm die furchtbare Pest ab, selbst erlahmend, nicht bezwungen von irgend einer Arznei. Welche

waren arm, Arme reich geworden, in jedem Hause saßen weinende oder lachende Erben. Ruhe kehrte nach und nach wieder, und die Geseze wurden wieder geheiligt. So mancher Tugendhafte, so mancher Bösewicht war von der Welt geschieden während des unseligen Zwischenreichs der Willkür und des Elends; auch Raoul schlummerte schon geraume Zeit in den Gemäblen der Bastionen von la Tourette, in deren Tiefen der kühne Roze an einem Tage dreitausend Leichname stürzen ließ, welche, dort aufgehäuft am Sonnenlicht, die Luft vergifteten. — Die Straßen wurden wieder lebendig, gereinigt und gesäubert, die Kaufläden öffneten sich auf's Neue, fremde Schiffe liefen in den befreiten Hafen ein. Endlich schlossen auch die Grafen von St. Victor ihre Pforten auf, und sangen ein Te deum, weil der Herr ihr Haus vor Allen bewahrt. — Am nämlichen Tage stand in der Domkirche Clemence mit ihrem Vetter vor dem Altar, vertauschte den Namen Malatesta mit dem Namen Foulques. Agathe und Maximin waren zugegen, doch der lieblichste Zeuge bei der Trauung war die kleine Rosa, frisch blühend wie ein Engel, herabbläuelnd von Margarethens Arme. — Raum war die Ceremonie vorüber, als auch Foulques mit den Seinigen den Wagen bestieg, der sie nach Lyon bringen sollte, in dessen Schooße Alle hofften, die schweren Leiden zu vergessen, die sie mit bekümmertem Auge angesehen. — Als die Reisenden während der Fahrt sich einem großen Flusse näherten, fragte Rosa neugierig: „Wie heißt der Strom?“ — „Die Rhone, mein Kind,“ versetzte Margarethe, und schnell rief das Kind, seine Erinnerungen sammelnd und in die Hände klatschend: „Ach, liebe Gouthoun, erzähle mir doch noch einmal die schöne Geschichte vom Drachen zu Beaucaire!“

2

11

11

11

11

11

11

11

11

11

11

11

11

11

11

11

11

11

11

11

11

11

11

11

11

11

11

11

11

11

11

Morlakkisches Märchen.

Seitdem es Christen und Türken auf der Erde gibt, hatte nie ein schöneres Mädchen, weder in der Ebene noch im Gebirge gelebt, als die reizende Mahanka. Sie glich dem Reh, wenn es in voller Jugendkraft über Hügel und Thäler fliegt, und ihre glockenhelle Stimme war die einer Lerche aus hoher Luft. Wenn sie im Sonntagspuß über Feld nach der Kirche ging, drängten sich die Männer, junge und alte, auf ihrem Wege zusammen, um von ihr umarmt und geküßt zu werden, wie jede ehrliche morlakkische Dirne es thut, wenn ihr ein Landsmann begegnet. Wohl war sie die Perle und die Krone ihrer Heimath, und Lust erfüllte alle Herzen, wenn sie erschien in ihrem Festtagshemde, gestickt mit rother Seide und Gold, in der saftigen Sadka, deren Scharlachsaum ihre schöne Wade umspielte, an der Stelle, wo die bunte Najurka beginnt, die den wohlgeformten Fuß umschließt, wie die schillernde Haut einer Schlange; ihr Gürtel glänzte von bunten Glasperlen und silbernen Buckeln, ihr Halsgeschmeide strahlte von alten Römer- und Venetianermünzen, aber heller noch strahlte ihr klares Auge, überwölbt von nieblischen Brauen, von glatter Marmorstirne, worauf die Scharlachmüge kühn und stolz saß, wie die Haube

einer Fürstin, umflattert vom jungfräulichen Schleier. Wohl war sie schön, und tausendmal schöner noch, wenn sie den Kolo tanzte, mit überraschender Gelenkigkeit ihrer Glieder, oder wenn sie die Lärchenstimme vermählte mit den wohlklingenden Tönen der Guzla. Und nicht ungerührt blieben die Jünglinge des morlakkischen Vaterlandes, und vor allen thaten sich zwei hervor, wetteifernd in Huldigung und Demuth vor der Geliebten.

Skander, der eine, versucht und erprobt im Gebirgs-kriege gegen die heidnischen Nachbarn, gedachte den Preis zu erringen, wie im Kampfe, so auch im Herzen der holden Mahanka. Der andere, Georg, schöner als Skander und lieblicher in seinen Geberden, war ein harmloser Fikt, friedlichen Beschäftigungen obliegend, aber muthig zugleich, wenn es galt, einen kocken Räuber zu verjagen, oder den gefräßigen Wolf zu erlegen. Wenn Skander einherschritt, die drohende Flinte auf der Schulter, den rothen Mantel darüber geworfen, ein kühner Mann, auf sich selbst vertrauend, und nach Mädchenherzen zielend, wie nach dem Habicht in den Wolken, saß Georg in sehnächtiger Träumerei versunken auf thymianbewachsenem Hügel, die Heerde lenkend, von der Geliebten singend, zu ihrem Lobe Lieder dichtend, und schnitzte mit kunstfertiger Hand den zierlichsten hölzernen Becher, woraus Mahanka an ihrem Hochzeitstage trinken sollte.

Er durfte sich nämlich schmeicheln, der Bräutigam bei dem Feste zu sehn. Mahanka zog ihn vor, sie weidete ihre bunten Ziegen neben Georgs Heerde, sie sticte für ihn mit fleißigem Finger eine prachtvolle Festtagschärpe, wie der reichste Bey sie nicht hat; sie hatte ihm versprochen, sein Weib zu werden, und ihr reicher Vater war dafür gewonnen, weil unter freien morlakkischen Leuten der Reiche nicht selten dem Knecht sein schönstes Kind gibt, wenn der Knecht die schöne Beute verdient.

Das wußten die Leute im Lande, und sehnächtig

warteten die Verlobten der Zeit, wo die gelben Stoppeln auf dem Felde stehen, denn alsdann sollte ihr Bund gesegnet werden. Aber auch Skander, der Nebenbuhler, wußte um die Verlobung, und grämte sich innerlich, weil sein Stolz schier noch mehr beleidigt war, als seine Liebe. Oft saß er im wilden Gebirg, wie ein auf Raub sinnender Bosniak, und dachte, wie er wohl das Unheil wenden möchte, so ihn bedrohte. Da war wohl seine Kühnheit bereit, die Braut zu entführen, ob nach den Wäldern, ob nach dem fernhintragenden Meere, aber nimmer hätte er den Schimpf gebuldet, daß man von ihm sage: er hätte genommen, was man ihm nicht willig verliehen, und nimmer hätte auch Mahanka solche Schmach gelitten, denn die Töchter freier Morlaffen weichen nicht an Stärke und Jorn dem verwegensten Manne. — Da war ferner auch Skanders scharfgeschliffenes Beil, benezt von Türkenblute, das des Nebenbuhlers Schädel nicht gefehlt haben würde, und seine treue, hellgeputzte Flinte, die sicher in Georgs Herz getroffen hätte; aber nimmer hätte er das Beil gegen ihn geführt, nimmer das Gewehr auf ihn gerichtet, weil sie sich einst, Skander und Georg, am Fuße des Altars ewige Freundschaft geschworen, und das heilige Abendmahl auf einen Brüderbund genommen, den ein Morlaffe niemals bricht.

Nur zweierlei blieb ihm in solcher Wirrniss übrig. Entweder sich selbst zu tödten, und dann war seine Seeligkeit verwirkt, oder den Freund durch Bitten zu bewegen, ihm das Gut zu überlassen, wonach er selber strebte. So trat er vor den Hirten einst, und sagte ihm: „Ohn: Mahanka blüht mir keine Freude; überlasse sie mir, den sie vorgezogen haben würde, wärst Du nicht da gewesen. Du bist dazu verpflichtet, weil wir uns Freundschaft vor Gott und allen Heiligen gelobten.“ — Aber Georg erwiderte nur: „Wird Mahanka nicht mein, so muß ich sterben, wie ein dorrender Baum. Wohl sind wir Freunde

und Abendmahlsbrüder, und ich stehe bereit zu jedem andern Opfer. Aber weil wir uns eben Treue geschworen — warum gibst Du nicht freiwillig jeden Anspruch auf Mayanka auf? Ich habe schon manches für Dich gethan; vergelte mir's, und suche dann nach Belieben unter den Töchtern der Heimath ein Weib. Alle streben nach Dir, dem tapfern Kriegermann; ich werde gerade nur von Mayanka geliebt."

Da verfinsterte sich Skanders Angesicht, und er ging wieder, ohne ein Wort zu sagen, in die Berge zurück, und setzte sich auf eine hohe Felsenspitze, von da man das Land überseht, über die weiße Stadt Zara hinweg, bis zu den Gestaden des blauen Meeres. So grübelte er, des Altarbruders Rechte erwägend, einen langen Tag hindurch, bis der Abendschimmer kam, und rings am Horizont die Wolken aufstanden, und über das Meer hinzogen wie blasser Gespenster. — Da erinnerte sich Skander, daß bei seiner Wiege einstens eine in allen Künsten erfahrene Hexe gestanden, die ihm seine treue Flinte geschenkt, und sodann eine geheimnißvolle Formel gelehrt, womit er sie rufen könne zur Zeit der Noth. Da seine Vernunft ihm keinen Ausweg zeigte in seiner Seele Verdrängniß, wollte er versuchen, was überirdische Kunst vermöchte.

Darum lud er seine Flinte mit einem guten Schuß, und zielte nach einem über ihm schwimmenden Adler, und rief losbrüllend den Spruch, den ihm die Hexe gelehrt. Der Adler stürzte, und aus seinen Fängen fiel ein großes weißes Ei, und aus der Schale des Ei's fauchte plötzlich die Gestalt der grauen Hexe empor.

"Guten Abend, mein Pathchen," krächzte die Alte, und setzte sich vertraulich dem Manne gegenüber. "Schon weiß ich, was Du begehrt, und will Dir helfen, ohne daß Du Deine Pflichten verletzest. Der Hexenzauber ist groß, wenn kein mächtigerer Bann ihn stört. Willst Du,

so mache ich, noch ehe die Sonne wieder aufgeht, den Georg todt, und Mahanka wird sich nicht weiter sträuben.“

„Ganz Recht; wie aber wird's um meine Seligkeit stehen, wenn ich meinen Altarbruder tödten lasse, ohne ihm beizuspringen?“ fragte Skander nachdenklich und gepeinigten Gewissens.

„Sollst auch nichts davon wissen, liebes Puthchen. Nimm diese Flasche, trinke und schlafe; ich will für Dich handeln.“

Sie spannte zwei große Geierflügel aus, und flatterte davon, eine Gehülfin beim nächtlichen Werke zu suchen. Skander öffnete die Flasche, die sie zurückgelassen, beroch mit geübter Nase das Getränk, und erkannte es für köstlichen Maraschino. So trank er wohlgemuth, nippend und schlürfend, bis seine Sinne stumpf wurden, und er dahinsank in schweren Schlummer, der Welt vergessend, und nicht einmal dem Traume zugänglich. Als er die Augen schloß, war auch die Nacht stockfinster geworden.

Georg hatte die Heerde heimgetrieben, und bereitete sich zur nächtlichen Ruhe in seiner Hütte. Da klopfte es an seine Thüre, und wie er öffnete, stand Mahanka davor, und führte einen Franziskanermönch an der Hand herein. „Behalte diesen frommen Mann bei Dir,“ sagte sie mit ihrer weichen Stimme, „er hat sich verirrt, und in meines Waters Hause ist kein Platz für ihn. Pfleg ihn recht gut, lieber Georg, weil wir in den Johannisnächten sind, wo gefährlicher Spuck sein Wesen treibt, und die Geister öfters kommen, und zu schaden. Schlafe dann wohl neben dem frommen Priester, und auf Wiedersehen morgen.“

Georg war bereit. Nach dem Verschwinden der schönen Braut machte der Hirt Feuer auf seinem Heerde an, bewirthete den Gast mit ledern gebratenen Käsen, und bettete ihn, in einen dunkeln Winkel der Hütte verbor-

gen, auf welchem Lager. Zur Stunde, als die Eulen ausflogen, schlief schon der Mönch, und Georg streckte sich am Herde nieder, die Hände faltend zum Abendgebet. — Da hörte er von fern ein Lied, gesungen von zarter Stimme, und begleitet von leisem Saitenflang, und die Stimme schien Mahanka's zu sehn, und er lauschte dem Gesange so eifrig, daß er einschlief, ohne das Nachtgebet gesprochen, ja selbst ohne die drei Kreuze gemacht zu haben, die den Schlummer beschützen.

Als in der Hütte alles ruhig geworden — auf Zara's weißen Thürmen hatte schon die elfte Stunde geschlagen, und das Feuer des Herdes war zur glimmenden Kohle geworden — schossen durch die Lücken des Daches drei Hexen herein auf windschneller Fahrt, und setzten sich, anzuschauen wie härtige Nachtvögel, um den schlafenden Hirten her.

Nachdem sie eine dumpfe Weise gesungen, sagte die eine: „Frisch an's Werk, ich habe mein Messer gewetzt.“ — Die andere: „Wo ist der Fleberwisch? Ich will dem Schläfer die Augen fühlen, daß er nicht erwacht.“ — Die dritte: „Wo ist der Blasbalg? Ich will die Flamme wecken auf dem Herde.“

Während die Dritte das Feuer ansachte mit geschäftiger Hast, die Zweite mit dem Fleberwisch säckelte, schnitt die Dritte mit blinkendem Messer des Schläfers linke Seite auf, und nahm sein Herz heraus, das sofort von den andern empfangen, und auf Kohlen gelegt wurde, weil sie es rösten und als Speise verzehren wollten. Georg schlief indessen ruhig fort.

Nicht so der ehrwürdige Franziskanermönch, der stets um Mitternacht zu erwachen pflegte, um sein Gebet zu verrichten. Als er die Augen aufschlug, sah er unverweilt, was während seines Schlummers verübt, und am Herde Ungeheuerliches getrieben wurde. Die Hexen verspürten jedoch seine Gegenwart nicht. „Wie wird er sich wun-

bern; wenn er ohne Herz erwacht?" spottete die Erste. — "Wie freu' ich mich auf die leckere Mahlzeit!" lachte die Zweite, und die Dritte setzte sichernd hinzu: „Er ist verwelt, ehe die Sonne herauskommt.“

Da erhob sich schnell der Mönch mit einem donnernden Bannspruche, und weil dadurch der Zauber gebrochen wurde, erwachte auch Georg unter großen Schmerzen, und die Hexen erschrakten sehr vor dem frommen Priester, salbten sich geschwinde mit Del, und fuhren heulend zum Dache hinaus, die gräßliche Mahlzeit zurücklassend. — Georg stammelte aber: „Was ist mir widerfahren? Wie thut mir das Herz so weh, und dennoch fühl' ich's nicht mehr schlagen, und muß fürchten, daß ein Zauberer mir's aus dem Leibe gezogen.“

„So ist's auch mein Sohn,“ versetzte der Mönch mit feierlicher Stimme: „Danke jedoch der heiligen Dreifaltigkeit und dem würdigsten Apostel Johannes, daß die Gefahr über Deinem Haupte ohne Schaden vorübergeht. Geschwinde, bereite Dich, Dein Herz zu speisen, und empfang wieder dadurch neues Leben. Ein andermal vergiß aber nicht, Dein Nachtgebet zu verrichten, und das Kreuz zu machen, wie es einem guten Christen zusteht.“ — Somit gab er dem schluchzenden und reuigen Georg das geröstete Herz zu essen, und flugs wurde der Jüngling gesund, und ging noch selbigen Tag mit Mahanka zur Kirche, um den heiligen Engeln und den Fürsprechern im Paradiese zu danken.

Skander kehrte aber nie wieder von den Gebirgen heim. Als er noch dalag in dumpfer Betäubung — die Sonne stieg herauf, und die Hexe weckte ihn nicht, weil sie sich schämte, unberichteter Sache vor ihm zu erscheinen — ging ein Heibuck einsam und beutegierig an dem Schlaienden vorüber. „Welch' schöne Filinte! Welch' schöner Gürtel, geziert mit Zechinen und goldenen Fransen! Ich könnte sie besser brauchen, als der betrunkene Dieb,

der hier den Tag verschläft!" So sprach er, setzte sein
eigen Gewehr auf Skander's Stirne, drückte ab, und
stieg dann, mit der köstlichen Beute beladen, hinunter
vom Felsen, um auf dem Markte von Spalatro Aufsehen
zu machen und sein Liebchen zum Lanze zu führen.

Der schönen Nanni Lebenslauf.

Aus Max Hufnagels Papieren.

1.

Aufsteigende Linie.

An der spiegelhellen Loisach war kein schöneres Mädchen, als des Schiffer-Wasfls Tochter. Ihre Augen glänzender als die Fluthen des Stroms, ihr Wuchs schlanker als der der Birken, ihr Haar schimmernd braun, voll und üppig, der schweren Pelzhaube spottend, die der Locken Fülle einzusperren bestimmt war. Nanni's Stimme klang süß und unschuldig wie Löne von Engelscharfen, und Nanni's Herz übertraf an Güte ihre Gespielinnen bei Weitem. Kaum achtzehn Jahre alt war das Mädchen schon durch eine strenge Schule gegangen, hatte es gelernt, wie man vom Wohlstand zur Dürftigkeit, von Dürftigkeit zum Mangel sinkt. Wasfl hatte eigen Schiff und Floß auf der Loisach, aber im Wein ertrank sein Schifferglück; als Floßknecht war er sodann nach Lölz gewandert, von Lölz nach München gefahren, und im Begriff, andere Heimath, andere Völker aufzusuchen, unfern von Landshut zwischen den Balken eines gescheiterten Floßes ertrunken. Sein Weib war eine Wittib, sein

Kind eine Waise geworden, und die Wittve mußte bald nicht mehr, was mit der Waise anzufangen.

Da kam eines Abends eine Nachbarin in Schiffer-Wastls Hütte, ein Weib von nicht minderer Armuth, dessen Sohn jedoch von Stipendium und Freitisch in München zehrte, um dereinst ein gottseliger Priester zu werden, — und die Nachbarin sprach: „Ihr lamentirt Tag und Nacht, und könntet Eures Jammers bald ledig sehn. So viel als die Mutter braucht, schafft ihr der Almosenkasten, die Barmherzigkeit der Bürger im Dorf, und des Herrn Cooperators Beisteuer. Aber die Manni kann sich mit dem besten Willen hier bei uns nicht durchbringen, denn ein junges sauberes Mädel will brav essen und trinken, und gepuzt sehn, und sich erlustiren, und am Ende einen vermöglichen Mann bekommen. Wer wird aber des abgewirthschafteten Schiffer-Wastls Tochter nehmen? Hier im Ort denkt Keiner daran, der Vater in Königsdorf will nichts mehr von Euch wissen, und der Schwager, der Gerber zu Miesbach, hat's nicht besser mit Euch im Sinn. Schickt lieber das Mädel nach München in irgend einen Dienst. Mein Sohn schreibt mir, daß viele Dirnen dort ihr Glück machen, und Söldner-Jakobs Wabert fährt dort sogar in einer Kutsche spazieren, so oft sie nur will. Ihr werdet sehen, daß ich mich nicht betrüge; mein geistlicher Herr Sohn, wenn er einmal eine Versorgung erhält, wird auch gewiß alles thun, um der Manni weiter zu helfen.“

Da faltete des Wastls Ehemwib die dürren Hände, und sagte mit zum Himmel gerichteten Augen: „Ach Herr Jesus, was mir jetzt einfällt! Ich habe noch einen Vatersbruder, einen gar braven geistlichen Herrn, der auch in München lebt, und, wie ich glaube, ein Benefiziat geworden ist. Ich sah den guten Herrn seit dreißig Jahren nicht; bazumal las er in der Heiligengeist-Kirche die Frühmesse, und wird es wohl noch thun, und nicht

gestorben sehn, weil wir sonst etwas davon wissen müßten. Den Rath hat Euch der Himmel eingegeben, liebe Nachbarin, und morgen soll die Nanni fort."

Die Tochter stand in einer Ecke, spielte mit dem Schürzenband, und betrachtete eifrig den Fußboden; aber ihr Ohr hing an dem Munde der Nachbarin, und ihre jugendliche Neugier schwelgte mit ungeduldriger Sehnsucht in den Hoffnungen eines nahen Glücks. Das beneidenswerthe Loos, welches in der Hauptstadt des armen Sölbner-Jakobs Waberl gezogen, war schon lange in dem entfernten Dörfchen bekannt geworden, und von Münchens Herrlichkeiten sprach ohnehin jeder Landbewohner, wenn er auch nur ein einzermal dort hingekommen, mit Freude, mit Wohlbehagen und dem Wunsche, noch ferner das Paradies, das gelobte Land von Bayern zu schauen. Nanni's Seele hatte schon Ja gesagt zu den Vorschlägen der Nachbarin, zu den Vorjagen der Mutter; ihre Zunge wagte indessen noch einige Einwendungen, und meinte, es sey doch hart und schnöde, die Mutter allein zu lassen in ihrer Hülflosigkeit. Wapfls Wittwe begegnete allen diesen Einwendungen mit aufopfernder Bärtlichkeit, redete von der thätigen Theilnahme der ganzen kleinen Gemeinde an ihrer Noth, von der Unterstützung des barmherzigen Cooperators, und von dem ziemlich reichen Erwerb, der zur Wallfahrtszeit für sie aufgehen werde, wenn sie als Kerkelweib oder Rosenfranzverkäuferin die ergiebigen Stationen von Undechs, Wiesbach und dem Reiffenberg besuchen würde. Die Nachbarin verhiess daneben immer mehr der goldenen Berge für Nanni, und malte mit den schönsten Farben die Möglichkeit aus, daß Wapfls Tochter einstens gar wohl die Frau eines reichen Handwerksmanns zu München werden dürfte, und alsdann die Mutter zu sich nehmen, ihr ein heiteres Alter und ein sanftes Sterbestündlein bereiten könne.

Der Abend sank kaum über die Höhen hinter Len-

grieß herunter, als schon Nanni sich bereit erklärt hatte, dem Willen der Mutter und des Schicksals zu folgen. Ihr Bündelchen wurde geschnürt, der Herr Cooperator legte ein Brieflein an Nanni's Großonkel, den ehrwürdigen Herrn Schnatttinger bei, und gab seinen Segen, nebst diversen Tugendlehren mit in den Kauf. Nanni entschlief mit den seligsten Hoffnungen, und träumte schon im Voraus von München, von der herrlichen Stadt, die sie nur bisher aus dem Holzschnitt kannte, der ihres Hauskalenders Titelblatt schmückte. Am andern Tage begleitete die Mutter das scheidende Kind bis Wolfraths-
hausen. Auf dem schönen Calvarienberge, der sich über das reinliche Städtlein erhebt, verrichteten Beide ihr Gebet, und die Mutter segnete das Kind mit zärtlichen Worten und heißen Thränen. Sodann machte sich Nanni auf den Weg, und wandelte mit einigen Bauerweibern, die zur Stadt gingen, den Fußpfad längs der Isar hin zum verschwiegeneu Benedictinerkloster Schäftlarn und von dort die schattige Waldstraße hinan, immer neben der grünen Isar, bis nach Gessellohe, und von dannen gegen die Höhen von Sendling, wo die Hauptstadt sich in langgedehnter Häuserreihe schauen läßt, hinab gen Thalkirchen, an den Ueberfällen des Stroms vorüber, bis die Stadt der Hoffnungen erreicht war im Goldscheln der sinkenden Sonne. Nanni's Herz klopfte hoch vor Freude, vor Wehmuth, und eine unerklärliche Bangigkeit schien das Entzücken bemeistern zu wollen, welches die Nähe eines geträumten Paradieses in ihr erregte.

Eine Menge von Leuten strömte gegen das Sendlinger Thor zu, und Nanni fühlte sich von dem Strom mit fortgezogen. Viele Männer in schwarzer Kleidung befanden sich darunter, mehrere mit langen weißen, ausgelöschten Fackeln in den Händen.

„Was gib't denn da?“ fragte das Mädchen schüchtern eine Frau des gemeinen Volks.

„Ei, sie haben einen Studenten begraben, antwortete diese, „ein junges Blut, den der liebe Gott vor der Zeit zu einem Engel gemacht hat. Er wäre ein herrlicher Priester geworden, der gute Herr Alois Pruttler, Gott habe ihn selig!“

Das arme Mädchen fühlte seine Kniee zittern, und konnte schier nicht von der Stelle. Der begrabene Alois war der Sohn ihrer Nachbarin gewesen, einer der wenigen Bekannten, die Nanni in München zu finden gedachte. Sie seufzte schwer auf, und das Wasser trat in ihre Augen. In dem Augenblicke gingen ein paar wohlgeputzte junge Herren vorüber, und der eine sagte zum andern: „Sieh doch, welch ein hübsches Kind! Der arme Narr ist gewiß eine Schwester oder ein Bäschen des geistlichen Schluders, der just begraben wurde.“ Worauf der andere, ein rothwangiger Mensch, mit sorgfältig gepflegtem Schnurrbart und fest gesetztem Hute, das Landmädchen ansprach: „Tröste Dich, Du schönes Dirndl. Hast Du gleich da einen Verwandten verloren, so gib's doch in München eine Menge von mitleidigen Bettern für Dein Engelsgesicht. Wie heißt Du, lieber kleiner Narr?“ Und er sah ihr mit so ganz besonderen Augen in's Antlitz, daß sie über und über roth wurde, und in ihrer bauerischen Verlegenheit nichts Besseres zu thun wußte, als sich auf dem Absatz umzudrehen und dem Frager den Rücken zu kehren. Der aber lachte boshaft, und sein Begleiter rief: „Laß die dumme Gans stehen. Komm, Bruder!“

Die beiden Herren begaben sich weiter; Nanni schielte ihnen verlegen nach, und wußte vorerst nicht, warum doch so plötzlich ihr Kummer verschwunden sey, bis sie sich endlich gestehen mußte, wie das Lob, so ihrer Schönheit ertheilt worden, doch angenehm genug gewesen, um das beleidigende Wort des nächsten Augenblicks ungeschehen zu machen, und wie es doch nicht so übel wäre, wenn sie

in der fremden Stadt einen so vornehmen Bettler fände, wie der Herr mit dem schönen Schnurrbart. Hierauf ging sie sinnend und schwankend und zweifelnd nach der kleinen Schenke zur weißen Taube, wo man ihr gerathen hatte, die erste Nacht zu verbringen.

Es war nicht genug, in München zu seyn, Nanni mußte auch Mittel finden, in München zu leben. Vergebens hatte die Schüchterne nach dem Großonkel Schnaittinger gefragt; es gab in der großen Stadt der Priester zu viele, als daß ein obscurer Benefiziat oder Frühmesser auf den ersten Anlauf herauszufinden gewesen wäre. Einen Dienst zu erhalten war daher die Hauptaufgabe des Landmädchens, und die respektablen Expeditionen der verschiedenen respektablen Localblätter Münchens boten in der Noth sich als Auskunftsmittel dar. Nanni wendete sich an eines der frequentesten dieser Intelligenzcomptoirs, und erholte sich Rath. Der Rath war theuer; es war damals fast nicht Wechselzeit, die meisten Herrschaften waren schon mit Dienstboten versehen, und nur das schlechteste Gefinde oder die schlechteste Herrschaft trieb sich unversorgt auf den Straßen und in den Häusern umher. Besonderen Anfragen und Anforderungen konnte die arme, wenig gebildete Nanni nicht genügen; zur Kammerjungfer war sie zu unwissend, zum Kindsmädchen zu unerfahren, zur Amme zu unschuldig. Sie mußte noch von Glück sagen, daß eine Bräumeisterin, die seit dem letzten Schlenkertage bereits sieben Mägde weggejagt hatte, mit dem Neuling vom Lande einen Versuch zu machen begehrte. Nanni wurde zur Kellnerin dressirt, und schickte sich willig genug in das beschwerliche Amt. Die Bräumeisterin war weit zornmüthiger, als sich von ihrer überdicken Skur erwarten ließ; noch in den besten Jahren, und mit:

einem Gesichte begabt, welches unverkennbare Spuren früherer Schönheit trug, führte die Frau das Regiment des Hauses mit unerschütterlicher Energie, und beherrschte sowohl durch die Kraft der Trägheit, als durch ihre besondere Virtuosität im Schimpfen den bärren, missel-süchtigen Bräumeister, der während seiner Ehe vom Stüßfaß zum Mixturfläschchen herabgekommen war. Die Meisterin hielt auf die strengste Ordnung, schalt das Gesinde vom Morgen zum Abend, und war gewohnt, schier das Unmögliche zu verlangen. Die demüthige, wohlgezogene Nanni fügte sich in der Herrin Launen besser, als in die brüskten, zudringlichen Liebkosungen, womit der Schwarm der Bierhausgäste der neuen, blühende Kellnerin entgegenkam: Mit Thränen im Auge beklagte sie sich gegen die Meisterin, die jedoch zu ihrem größten Erstaunen mit boshaftem Lächeln erwiderte: „Ei was, Nanni, thu' nicht so zimperlich. Willst Du die A parte machen, so geh' hin und lebe von Deinen Kapitalien. Ein armes Ding, eine Kellnerin zumal, muß sich viel gefallen lassen, und darf mir durch grobe Widerspenstigkeit die Gäste ja nicht vertreiben. Der Scherz, den die Herren mit Dir treiben, schneidet Deiner Tugend nicht ein Hädchen ab. Merke Dir das, und mußse nicht.“

Die Dienstgenossin Nanni's, eine stämmige Crescenz aus dem bayerischen Wald, blatternarbig, rothhaarig und männlich in Thun und Wesen, gab andere Trostgründe an. Sie sagte: „Mache doch, wie ich es mache. Thu' gerade, als ob Du's gar nicht merkest. Man kann grob sehn, ohne das Maul aufzuthun. Wenn die Gäste ihr Brod und ihre Würste schnell erhalten, können sie sich nicht beklagen. Lacht man hin und wieder einen an, so setzt es Trinkgelder, und darauf sind wir arme Kellnerinnen angewiesen. Ich habe mich acht Jahre schon im Dienst herumgeplagt, und eben so lange geh' ich mit

meinem Schatz, dem Schäfflerknecht. Aber in zwei Jahren heirathen wir uns, thun unser Ersparthes zusammen und vergessen all' die Dummheiten."

Nanni sah wohl ein, daß Crescenzia's Philosophie im Grunde nicht so übel war; aber in ihres Herzens Heimlichkeit lächelte sie gutmüthig über Crescenzia's langen Brautstand, und konnte nicht begreifen, wie sich überhaupt ein Liebhaber zu dem garstigen Schätzchen hatte finden können. Das drei Finger breite Spiegelstückchen, vor welchem sie ihre Toilette machte, zeigte ihr ganz andere Reize: brennende Augen, blühende Farbe, glatte Rosenvangen, und einen Mund, der zu etwas Besserem bestimmt schien, als einst einem groben Schäfflergesellen vor dem Altare mit dem verhängnißvollen Ja zu antworten.

Solcher Gedanken war sie gerade voll, als eines Abends ein hübscher junger Mann von der Hofkapelle die Zechstube besuchte, und, von ihrer Schönheit überrascht, ein paar freundliche Worte an sie richtete. Die gewählte, emphatische Sprache des Künstlers schmeichelte der freud- und leidvollen Nanni, und mit besonderem Interesse bemühte sie sich, den jungen Mann freundlicher und aufmerksamer zu bedienen, als alle übrigen Gäste. Daß er es ihr dankte, wußte sie bald, — seine Augen verriethen es deutlich; — aber sie ahnte nicht, welchen Eindruck ihr Benehmen auf die Gebieterin des Hauses machte. Der Konkünstler war kein neuer Gast in dieser Zechstube; seit geraumer Zeit hatte er das Recht errungen, neben dem Lehnstuhl der Wirthin Platz zu nehmen, die füllreiche Gebieterin mit Galanterieen, wie sie gerade hieher paßten, zu unterhalten, und den Hausfreund zu spielen. Von einer Kunstreise heimgekehrt, sollte er sich wieder vor den Triumphwagen der Bräumeisterin spannen; und als der Un dankbare zögerte, und nach schöneren Tesseln zu streben

schien, erhielt plötzlich eines Morgens die arme Nanni von der giftigblickenden Wirthin den Abschied. Das Mädchen war niedergedonnert, und die kurze Frist, die es noch im Hause zu bleiben hatte, kam ihm vor, wie der Tag vor der Hinrichtung eines armen Sünders. Die gleichmüthige Crescenz tröstete sie wieder, und meinte, daß es in München noch der Häuser genug gebe, wo eine junge hübsche Dirne an ihrem Platz sehn würde. Nanni beschloß jedoch, im Gebete zu der heiligen Mutter Trost, Zuflucht und Glück zu suchen.

Es war an einem Sonntag, um die fünfte Morgenstunde, als Nanni in der Frühmesse, die in der Liebfrauenkirche gehalten wird, inbrünstig gebetet hatte. Im Begriff, wieder nach Hause zu gehen, schlug ihr Crescenz vor, zur beliebigen Ergötzlichkeit des Gaumens eine der Kaffeeschenken zu besuchen, die im Bereich des sogenannten Freithofes u. d. Frauen liegen, und an Sonn- und Festtagsmorgen von einer Menge von Dienstmädchen besetzt sind, welche dort zu frühstücken pflegen. — Großes Gewühl trieb sich in der Schenke umher. Nanni wunderte sich, eine Jede von den Besucherinnen mit einem Manne im Gespräch zu sehen, und erfuhr, daß hier der Ort sey, wo die Rendezvous zwischen den Bärchen abgehalten würden, die entweder auf ewig oder auf kurze Zeit ein Liebesband um sich zu schlingen für gut befunden hatten. Auch Crescenzia's Bräutigam fehlte nicht, und traktirte seine Liebste mit Kaffee und Wein, wie es der Brauch war: nämlich mit dem Gelde, welches ihm die Liebste freundlich zusteckte. Nanni theilte das Frühstück ihrer Genossin, und überblickte mit neugieriger Sorglichkeit die ganze Versammlung, welche durcheinander lachte, schäkerte, schwägte und flüsterte. Das stete Ab- und Zu-

gehen in der Stube, der Lichterglanz in diesen dunkeln Räumen, am finstern Herbstmorgen, die ungebundene Vertraulichkeit der verschiedenen Liebespaare, trugen den Stempel des Ungewöhnlichen, sogar des Geheimnißvollen. Der geheimnißvollste Raum jedoch im Hause war ein ziemlich verstecktes Cabinet, zu dessen Thüre man nur durch das allgemeine Kaffeezimmer gelangen konnte, obschon das Haus nach allen Seiten die verborgensten Eingänge von den Straßen her darbot. Einige Frauenzimmer, tief verschleiert, in anständigen Mänteln und Shawls, schlüpften durch die Stube nach dem besagten Cabinet. Ein paar Männer, die ihnen eiligen Schrittes folgten, bestellten Kaffee und Kuchen, kamen jedoch bald aus dem Zimmerchen zurück, und sprachen leise mit der alten Wirthin, einer wahren Originalfigur in althayerischem Costüme, mit Pelzhaube und schweren silbernen Ketten an Nieder und Gürtel. Die Antwort dieser Frau war vernehmlicher, als die Beschwerde, die ihr von den Herren vorgetragen worden.

„Ja,“ sagte sie: „es ist ein wahres Elend mit dem guten alten Herrn. Das ist jetzt schon das fünftmal, daß er es uns so macht. Sie wissen wohl, daß wir kein Nachtgeschäft haben, und unser Haus punkt sieben Uhr Abends schließen. Da kommt aber gestern der geistliche Herr just um sieben Uhr zur Thüre herein, und ist schon etwas rauschig, wie's ihm oft passiert, und trinkt einen Spiz Ueberrheiner nach dem andern, weil er zufällig Geld hatte, und schläft drinnen im Großvaterstuhl ein, und bleibt wieder die ganze Nacht im Hause, und wird jetzt schwer fortzubringen sehn. Es ist nicht zu verantworten, wie der gute alte geistliche Herr sich gehen läßt. Um sein Beneficium hat er sich schon gebracht, und bald wird ihm der Messner zu St. Peter keine heilige Mess' mehr zuwenden, wie er auch in der S. Geistkirche keine mehr lesen darf.“

Einer von den Herren fragte hierauf den andern: „Wer ist denn eigentlich der alte Trunkenbold?“

Der Andere antwortete: „Nah! ein gewisser Pater Schnaittinger, ein Rüpel aus dem Gebirg, der am Bier und Wein mehr Freude hat, als am Weichthören. Was macht man mit ihm so viel Federlesens. Wir wollen nun einmal nicht gestört sehn; darum hinaus mit ihm. Die frische Morgenluft wird ihn schon wieder aufwecken, und wenn er bezahlt hat, so kann's der Wirthin auch recht sehn.“

Gesagt, gethan. Nach einigen Minuten wurde der alte eisgraue Priester, angethan mit kümmerlichem schwarzem Kleide, und taumelnd von Wein und Schlaf, aus dem Cabinet herausgeschoben, und, trotz seines Murrens und Widerstrebens, durch die nächste Thüre nach der Straße abgeführt. Bitterliche Bekümmerniß bemächtigte sich der armen Nanni, die von dem Gespräche kein Wort verloren hatte, und den schwachen steinalten Großonkel auf solche Weise fortbringen sehen mußte. Der Mann trug die Züge ihrer Mutter, das ehrwürdige Gewand des ehrwürdigsten Standes; auf ihn hatte das Mädchen seine letzte Hoffnung gesetzt, und es fühlte doch plötzlich, daß es sich diesem tiefgesunkenen Manne nicht nähern, ihm kein Vertrauen schenken dürfe. Ohne ihrer Gefährtin Crescenz, die unter dem Geklapper der Tassen und dem betäubenden Geschwätz in der Stube nichts von allem vernommen, ihren Schmerz zu entdecken, drang sie nur auf das Nachhausegehen.

Crescenz wollte einige Minuten noch bleiben, und diese Frist benützte ein Mann, der schon lange unstät zwischen den verschiedenen Gruppen umhergewandelt war, sich neben Nanni zu setzen, und ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen. Seine Kleidung war die eines Industrierritters, wie sie sich zu Hunderten in München umhertreiben, und ihren Unterhalt durch eitle Beschäftigung,

verkappten Müßiggang oder loses Gewerbe gewinnen. Diese Klasse bringt sich mit allem durch, was gerade nicht vom Geseze verpönt ist: mit Billardspiel und Würfelskünsten, mit dem harmlosen Domino um eine Tasse Kaffee oder ein paar Groschen, mit Siegellackfabrikation, haustrend mit Loosen, zu irgend einer Pfeifen- oder Uhrenlotterie, mit Hundetausch und Pferdemaßelei, mit Glaqueurdiensten im Theater und gefälligen Ciceroneberrichtungen bei Fremden. Leute solchen Schlags sind gewöhnlich ohne bestimmtes Logis, öfters unter der Regide einer Putzmacherin oder Niegelhaubenfabrikantin, die für ihren Tisch und Geldbeutel sorgt, stets mobilisch im Anzuge, allen Schneidern stets schuldig, ihr Leben vergeugend in Ausschweifungen und schnödem Trask, bis das Ende aller Dinge mit Schrecken herbeikömmt. Nanni in ihrer Unerfahrenheit nahm den freundlichen Mann mit dem verlebten Gesichte, der bedeutenden Glaze, und der noch bedeutendern Vogelnafe für einen vornehmen Herrn, und ihre Augen hingen bewundernd an der gewaltigen Uhrkette von Semilor, die sich in seine Weste schlang, und an dem feinen Jabot von Papierwäsche, das seine Brust verzierte. Der schlaue Mensch, der bald seine Nachbarin von Grund aus kannte, hatte ihr mit Blitzesschnelle den Kummer abgefragt, den sie empfand, die mißlichen Verhältnisse, woraus sie keine Rettung wußte.

„Ei,“ sagte er mit lächelnder Schmeichelei: „Sie wissen nicht, mein liebes Kind, was Sie werth sind. Diese hübschen Hände sind nicht dazu gemacht, in einem Bräuhause zu scheuern, zu fegen. Sie müssen sich höher stellen. Die garstige Pelzhaube, der grobkattunene Rock verbirgt Ihre Reize; was halten sie von den allerliebsten silbernen Niegelhäubchen, von den wundernetten silberstoffsenen Miedern, wie die Kellnerinnen eines Kaffeehauses sie tragen? Die Kleidung müßte ihnen herrlich stehen, und einen Plaz wüßte ich für Sie, wo der beste Lohn,

die beste Behandlung Sie erwartet. Eine Figur, wie Sie, würde dem Hause, das ich meine, einen neuen Glanz verleihen, und wenn sie wollen, können Sie morgen gleich einsteigen. Das Geschäft ist leicht, in der Küche nichts zu thun; das Getränk wird im lieblichsten Fäßchen aus dem Keller heraufgeschafft, und Ihre schönen Finger haben nur den Hahn umzudrehen. Das holdseligste Lächeln ist Ihnen ja ohnedieß von der Natur gegeben, und gerade diese lächelnde Freundseligkeit ist's, was man von Ihnen verlangt. Alles Uebrige ist Nebensache, bis auf den Umstand, daß Sie dort in gewählte Gesellschaft kommen, und schnell die Zukunft erreicht haben werden, die Ihnen hier in München unabänderlich zu Theil werden muß."

Nanni lag schon im Garne des geschickten Agenten; ein sorgloseres nicht mühesellgeres Daseyn winkte ihr verführerisch. Der unbekannte Freund drang in sie, im Augenblick den Antrag zu benützen, die Concurrenz sehr stark, der Dienst auf dem Punkte, vergeben zu werden. Von der andern Seite drängte Crescenz, nach Hause zu gehen. Zögernd folgte ihr Nanni, als plötzlich ein heftiger Wortwechsel, der in der Stube ausbrach, die Absichten des Industrierritters begünstigte. Eine eifersüchtige Köchin schalt ihren abtrünnig gewordenen Liebhaber, dieser drohte mit Thätlichkeiten, und seine neue Liebe, wie auch ein paar alte Freunde, nahmen hitzig für ihn Partei. Eine Kaffeetasse flog, ein schöner grasgrüner Römer klirrte zu Boden, eine Fensterscheibe platzte unter dem nervigen Ellenbogen der indignirten Köchin. Allgemeiner Spektakel, ein Wirbeltanz von thörichter Grobheit in der engen Stube . . . der Mittelpunkt desselben die rasenden Parteien, und zwischen denselben die massive Wirthin, wie ein Kreisel drehend, mit den Armen in der Luft schwebend, und aus vollem Halse schreiend: „Kein Spektakel! Poß Morbigall! Das könnt' mir gefallen!"

Schaut's 'nmal die an! Thu' die Hand weg, Schlant!, die Gensd'armen kommen! Wollt's auseinander!"

Und die Sicherheitswache postierte richtig in's Haus, und da die Furcht vor der Polizei aller Weisheit Anfang ist, stoben die neugierigen Zuschauer nach allen Richtungen auseinander, unter ihnen Crescenz und ihr Schatz zur Thüre links hinaus, zur Thüre rechts Manni und der Werber für das ominöse Kaffeehaus. Der Industriemann führte seine schöne Beute durch einige kleine Gäßchen nach der Weinstraße, stellte sie dort einem Kaffetier im zweiten Stocke vor, nach wenig Bedenken war der Handel geschlossen, und binnen wenigen Tagen wanderte die neue Hebe in Herrn Wurzl's Etablissement ein.

Das Kaffeehaus war eins der Institute, die in dem genußlustigen München im Winter anschließen, wie Eiskrystalle, und beim ersten Strahl der Frühlingssonne dahinschmelzen, als ob sie nie da gewesen wären. Wirtschaften, in Schulden gezeugt, und dahin sterbend im Bankrott, oder einschrumpfend zur obskuren Bierkeiße, bis der große Sanntag heranbricht. Nichts bleibt von ihnen übrig, als der Gläubiger Schmerz, ihre Trauer um die verlorenen Gelder. Herr Wurzl hatte während seiner kurzen Kaffetier-Existenz ganz artig handthiert. Alles überflüssige Material des Hauses war bereits als Ballast weggeworfen worden, um das letzte Schifflein über den Wellen zu erhalten; Billard und Zubehör gehörte längst andern Leuten, der Ruß an den Lampen war schon hypothecirt. Herr Wurzl hatte das angenehmste Leben; er konnte den ganzen Tag zum Fenster hinaus schauen, und seine sogenannte Frau hatte alle Zeit, ihre verblühten Reize mit den langwierigsten Toilettenkünsten aufzufrischen. Niemand besuchte mehr das ver-

bede Caffeehaus; nur der industrievolle Hausfreund, der Herr von Pelz, schritt täglich einmal durch die leeren Säle nach dem Cabinet der Dame. — Der Freund wurde zum Heiland.

„Es thut's halt nimmermehr!“ sagte er einst mit bedeutendem Ernste: „Wenn nicht eine bildschöne Kellnerin dem Hause aufhilft, so ist es verloren.“ Zugleich versprach er, den Pourboyeur zu machen, und auf diese Weise kam Nanni zu der gewichtigen Protection.

Der erste Abend verging noch lautlos und einsam. Niemand kam, einige Herren ausgenommen, ausgemachte Schnüffler und Vorkoster, die Herr von Pelz herbeizulocken bemüht gewesen. Die Herren verstanden sich auf schöne Waare, betrachteten das naive Landmädchen mit Kennerblicken, und gelobten, durch ihre Anpreisungen das vergessene Haus wieder in Vogue zu bringen. Die vier Apostel thaten ihre Schuldigkeit. Der Cavalier flüsterte seinen leetern Standesgenossen ein Wort in die Ohren, der Künstler pries seinen Kameraden das herrliche Modell, der Offizier proclamirte in einem Privattagsbefehl der ganzen Garnison die Existenz der schönen Nanni, der Beamte ließ durch alle Kanzleien das Lob ihrer Reize zirkuliren. Zugleich gab Herr von Pelz allen honetten Gaunern der Residenz in Wurzel's Caffeehaus Rendezvous, und am nächsten Abend war schon der Zulauf groß, am zweiten größer, am dritten unbändig. Noch war keine Woche vergangen, und schon konnten in den Nachmittagsstunden mit aller Bequemlichkeit Mäntel und Hüte gestohlen werden, Regenschirme verschwinden, und plattirte Löffel mitgehen, ohne daß Wirth und Gäste es sobald gemerkt hätten. Auf dem Herde wurde wieder Feuer gemacht, der Caffee wieder nach Pfunden gekauft, der Zucker in Hüten angeschafft; ein sauber lithographirter Speisezettell stellte sich wieder ein, den Gaumen der Kunden zu reizen. Die Küche war freilich schlecht; der Caffee

kapuzinerfarbige Echorie, das Bier ein nichtswürdiger Heinzl, aber Manni's reizende Hände brachten die Beefsteaks, schenkten den Pseudo-Mokka, spendeten das dünn-schäumende Nachbier. Wurzl sprang vor Freuden, seine Frau blühte sich in Luft, der Hausfreund schnitt reichliche Pfeifen aus dem selbstgepflanzten Rohr, und Manni... ach, hätten wir doch Besseres von ihr zu berichten, als daß sie zu jeder Minute im Spiegel ihre Schönheit begüßelte, und dem schlanken Grenadiergarde-Offizier Blicke der Sehnsucht, Blicke, glimmender als der Fidiubus, den sie ihm so häufig reichen mußte, zuwarf!

Leider ist aber eine Kellnerin im Kaffeehause, die wir mit gewählterem Ausdruck eine Limonadiere nennen möchten, kein stilles Weilschen im einsamen Thale, welches die Beute des ersten sinnigen Wanderers wird, der es bemerkt. Sie gleicht einer buntfarbigen Tulpe, die zu Nutz und Frommen eines großen Publikums blüht, sorgsam gehütet vom Gärtner und von der Menge von Blumenfreunden, die dem Einzelnen aus angestammter Eifersucht den Besitz nicht gönnen. Zum Glück hat jedoch ein blühendes Menschenkind nicht das contemplative Leben einer Blume allein, sondern die Himmelsgabe des Scharfsinns, der Combination, und die kostbare Eigenschaft, sich selbst zur beliebigen Zeit an beliebigen Ort zu versetzen, und nur demjenigen zu gehören, dem es just gehören will. Wie aber unter dem Nieselhäubchen der Neigungen zarteste, der Gedanken kühnster entspringt, so unter der Bärenmütze nicht minder. Darum begriffen im vorliegenden Falle Offizier und Kellnerin, wie eine einzige Stunde des Alleinseyns werthvoller sey, als ein Jahrzehnt öffentlichen Lebens, und wie der Carneval vor allen Jahreszeiten dazu erschaffen worden, verschwiegene Liebe zu begünstigen.

An dem Abende eines Maskenballs — die eilfte Stunde war schon vorüber, und Wurzls Kaffeehaus be-

reißt geschlossen — bewegte sich Nanni auf leisen Sohlen die Treppe hinab, zur Hausthüre hinaus, und in einen Wagen, wo der liebe glühende Krieger, in rabenschwarzem Domino verhummt, sein Täubchen erwartete, es mit einem rosenfarbenen Mantel bekleidete, und in den hell erleuchteten Neboutensaal einführte. Nanni wähnte, in das Paradies zu treten, wovon ihr in der Kinderlehre so viel erzählt worden, die Accorde der Musf lockten sie zum Tanze, die Ermüdung an das Büffet, der feurige Punsch in die Arme des zärtlichen Freundes.

Einige Monate waren verflossen. Herr von Belz kam von einer kleinen Reise wieder, die er, um einem sehr überflüssigen, ihm gewaltig drohenden Arrest zu entgehen, unternommen hatte. Sein erster Gang war zu Freund Wurzl. Er fand den Kassetier in zorniger Begeisterung, die Dame des Hauses ermattet und abgespannt im Lehnstuhl sitzend. „Eine schöne Bescherung! Sie haben uns etwas Nares recommandirt. So eben haben wir Ihre gepriesene Nanni fortgejagt.“

Belz stand verblüfft, fragte begierig, und erfuhr, daß der Grenadier-Offizier einen Preis errungen, wonach er selbst nicht ohne eitle Hoffnung gestrebt, und daß der Sieg des raschen Soldaten nicht wohl mehr zu verheimlichen sey.

„Welch ein Scandal!“ schrie die Wirthin entrüstet. „Nun liegt wieder mein ganzes Geschäft darnieder!“ jammerte Wurzl, und raufte sich die Haare.

„Nicht eine Stunde bleibt die Dirne in unserem Hause!“ eiferte Madame Wurzl, die sich seit einigen Jahren wie ein Tugendspiegel gehabt hatte.

Belz war niedergedonnert, die schönste Frucht seines eigennützigen Wirkens verloren, aber dennoch regte sich

Mitleid für das vertriebene schöne Kind in seiner Seele. „Ist denn Lieben ein Verbrechen? fragte er pathetisch, machte seinen Freunden einige gutgemeinte Vorwürfe über nachlässige Aufsicht und dergleichen, und schritt hinaus in Nanni's Kämmerlein.

Dort saß die arme Lili, gebadet in Thränen, zu ihren Füßen die bescheidene Truhe, worein ihre Gabseligkeiten gepackt waren, und rang die Hände, und wollte verzweifeln. Es war ein bitterer Trost, den ihr der Herr von Belz zuflüsternte; der Trost, sich mit so vielen andern leichtgläubigen Opfern der Verführung zu trösten. Doch war Hülfe in dieser kritischen Lage nöthiger, und dem industriösen Belz fehlte es nicht an Mitteln und Auswegen. Er versprach, für die nächste Zukunft der Trauernden zu sorgen, und geleitete sie am dunkeln Abend in die Wohnung einer mitleidigen alten Frau, die ein Herz für den Kummer betrogener Mädchen hatte, und Raum genug, dieselben auch in den bedenklichsten Umständen zu beherbergen. Den Bemühungen dieser Quastmutter, wie auch den verständigen Rathschlägen eines Winkelarztes, der sich mit geheimer Praxis viel zu schaffen machte, hatte Nanni zu verdanken, daß ihre Anglegenheit nicht zum vollständigen Gelat kam, und binnen einigen Wochen nicht mehr die Spur vorhanden war, als habe je ein Gardeoffizier für die Schöne von den Ufern der Loisach gelebt. — Sobald die Gefahr vorüber, sobald die getröstete Nanni wieder aufblühte in Fülle der Gesundheit und erhöhter Reize, mangelte auch die hülfreiche Hand des Herrn von Belz ihr nicht, und führte sie als Kammerjungfer in das Haus einer respectablen Sekretärsgattin, deren Versatzettel und andere Wechselgeschäfte Herr von Belz dienstfertig besorgte.

Die Frau von Wedel stand im Matranenalter, obgleich noch rüdrig, resolut, zu allem entschlossen, was die Nothwendigkeit und die Pflicht der Selbsterhaltung be-

sahl. Zwei holde Töchter machten die Freude ihres Lebens, und begründeten der Mutter Hoffnungen auf reiche Schwiegersöhne. Diese Töchter zu bedienen, zu fristren, zu puzen, und mit stets wechselnder Garderobe zu versehen, war Manni's Aufgabe. Was ihr an Geschicklichkeit abging, ersetzten die Lehren und Anweisungen der in allen weiblichen Beschäftigungen erfahrenen Gebieterinnen. In Kurzem hatte Manni jede Spur ländlicher Herkunft abgelegt. Ihr netter Wuchs zeichnete sich vorthellhaft in dem engen modischen Röckchen, ihre Hände strahlten von blendender Weiße, das blühende Gesicht mit dem süßen Lächeln und dem schwermüthigen Zuge um die Augen blickte verführerisch aus dem Spitzenhäubchen, und alle jungen Leute blieben stehen, oder zogen der Guldin nach, wenn sie schwebenden Schrittes über das spitzige Pflaster der Trottoirs hüpfte, freundschaftliche Briefchen tragend, die zu Duzenden in den geräumigen Taschen ihrer seidnen Schürze vertieft lagen. Doch rührte keiner der schußinnigen Jünglinge ihr Herz, weil es der Dankbarkeit allein huldigte, und dem edelmüthigen Belz gehörte. Ihr Dienst war leicht im Grunde, man nahm ihr nichts übel, weil sie nichts im Hause übel nahm. Man beschränkte ihr Leben nicht, weil sie zu rechter Zeit die Augen gefällig schloß, und verschwiegener war, als je eine Iris. Auf diese Weise hatte sie bald neben allen Schwächen und Vorzügen ihrer Damen auch alle Freunde derselben kennen gelernt; des intimsten Freundes Bekanntschaft machte sie jedoch am spätesten.

„Nimm dieses Briefchen,“ sagte einst die Frau Sekretärin mit verdiehlichem Gesicht: „und trag' es an's Carlsthör zum gnädigen Herrn.“

„Welchen meinen Sie, gnädige Frau?“

„Nun, meinen Mann. Die Hausnummer steht auf der Adresse, er wohnt über drei Stiegen, ist um diese Stunde zu Hause, und wenn die Haushälterin dich nicht

einlassen will, so sey nur impertinent, und bringe bis zu ihm; vor allem jedoch gehe nicht von der Stelle, bevor er Dir nicht Geld gegeben."

Nanni fiel aus den Wolken; sie hatte nie von der Existenz dieses gnädigen Herrn gehört. Gewohnt inbessen, den discretesten Gehorsam zu üben, begab sie sich ohne Verzug nach der bezeichneten Wohnung, und hüpfte die steilen Treppen hinan. Die Thüre des Stockwerks, wo der Sekretär hauste, war verschlossen, hinter derselben ein höllischer Lärm, von den ungezogensten Kindern verübt, hörbar. Kaum drang der Schellenklang durch das Getöse.

Bald darauf kamen schleppende Fußstritte heran, und die kreischende Stimme einer Megäre gebot der ungezogenen lärmenden Brut Ruhe. Ein widerliches, alternbes, schmutziges Weibsbild öffnete mit einem rauen „Was gibt's denn?" — Neben der unangenehmen Figur schob sich ein halb Duzend aufgebunsener Kindergeichter in die Thüre, und gafften mit offenem Maule, und der fatalste Geruch, der sich denken läßt, schlug auf dem Corridor dem zarten Näschen der Kammerjungfer entgegen.

„Ist der gnädige Herr zu Hause?"

„Nein."

„Ich hätte ein Briefchen für ihn."

„Her damit."

„Nicht doch; ich muß Antwort haben."

„Werden sie schon schicken."

„Es ist aber schon Mittag."

„Nun?"

„Der gnädige Herr muß zu Hause sehn."

„Was weiß Sie, unverschämtes Ding!"

„Ich muß mit ihm selbst reden."

„Das wollen wir sehen, das könnt' mir gefallen!"

„Sehen Sie nicht grob, Jungfer Köchin, oder was Sie sonst sind."

„Hat schon sehn können für eine Docten, wie Sie sind."

Die Kinderbrut johlte aus vollem Halse der Imperinenz ihren Beifall, als im Corridor eine Thüre aufging, und ein Pudel bellend zwischen das kreischende Gesindel fuhr. Hinter dem Pudel kam dessen Herr, der Sekretär, eine magere, abgelebte, alte Gestalt, in Hemdärmeln, eine Serviette in der Hand. Augenscheinlich hatte er sich von der Tafel hieher bemüht, und sagte mit begütigendem Ton zu seiner Furie: „Na, na, lassen Sie's gut sehn, Babet, warum soll denn das gute Kind nicht hereintreten? Kommen Sie nur immer herein, Ramsell. Ich will Ihnen gleich die Antwort mitgeben.“

Er führte die Botin in sein Gemach, und die Haushälterin murmelte ziemlich verständlich zwischen den Zähnen: „Warr', Du alter Schlecker! warr', Du Maleszbagage.“ Die Kinder wälzten sich mit dem Pudel auf der Erde.

In dem Puzzimmer des Sekretärs sah es aus wie nach einer Plünderung. Unreinlichkeit, Mangel und Nachlässigkeit sah aus jedem Winkel mit hohlen Augen. Die Mahlzeit, die auf dem Tische stand, war die unappetitlichste; unter dem Ofen winselten einige Sprößlinge des Hauspudels in einem strohgefüllten Korbe; nebenan im Schlafgemach ächzten ein paar kranke Kinder, die sich der schwärmenden Rücken nicht erwehren konnten.

Mittlerweile hatte der Sekretär in der Aufschrift des Billets die Hand seiner Frau erkannt, und zog ein verdrießliches, gehäßiges Gesicht. Kaum hatte er den Zettel überflogen, als er ihn auch schon unter den Ofen zu den jungen Pudeln warf.

„Wird nichts erreicht!“ helferte er, und socht mit den schreibseligen Händen durch die Luft: „Das Weib hat mich schon ruiniert, frist mir jetzt noch die Hälfte meiner Besoldung ab, daß ich mit meiner armen Babet und meinen acht hungrigen Würmchen zu Grunde gehen möchte, will noch obendrein Zuschuß haben, Almosen haben, mich

zum Bettler machen? Behüt Gott; ich käme noch in's Zuchthaus. Wenn es ihr fehlt, hat sie nicht ein paar Töchter, die für sie arbeiten können? Wird nichts erreicht! gehen Sie in Gottes Namen."

Die Haushälterin, die in die Stube gekommen war, fügte polternd hinzu: „Schämen sollten Sie sich, daß Sie dem guten gnädigen Herrn sogar bei Tisch nicht Ruhe lassen. Und das sage ich Ihnen, gnädiger Herr, daß Sie sich nicht mehr so überlaufen lassen, sonst zieh' ich von Ihnen weg, und das Stadtgericht soll hernach zwischen Ihnen und unsern armen Kindern entscheiden."

Als Nanni hörte, von welcher Seite der Wind blies, erinnerte sie sich der Weisung ihrer Gebieterin, drohend und impertinent zu sehn, und sagte mit dem schnippischen Kammerkagenton, den sie einer neuen Freundin, einer Putzmacherin im Fingergäßchen, abgelernt: „Ei, so wird meiner gnädigen Frau auch nichts anders übrig bleiben, als sich an's Stadtgericht zu wenden."

Der magere Sekretär wurde plötzlich noch einmal so blaß, als er gewöhnlich war, seine zitternde Hand griff verlegen nach der gigantischen Dose, und er antwortete, wie ein armer Sünder vom bösesten Gewissen: „Na, so weit wollen wir's doch nicht kommen lassen. Ich will Mittel machen; ich will selbst zu meiner Frau gehn. Man muß doch nicht gleich das Kind mit dem Bade ausschütten. Sey ruhig, Babet: es soll Dir nichts geschehn. Geh hinein, und beruhige doch einmal das schreiende Kind. Die Wamsell da findet schon allein den Weg zur Treppe."

Die Haushälterin entfernte sich mit Tigerblicken; der Sekretär zog ein paar halbe Kronen aus seiner Westentasche, und drückte sie, den Finger auf den Mund gelegt, in Nanni's Hände. Dann führte er die Jose nach dem Corridor, und flüsterte ihr zu, indem er die Thüre aufmachte: „Mein schönes Kind, ich hätte nothwendig mit

Ihnen zu sprechen, bevor ich meine Frau besuche. Wollten Sie wohl diesen Nachmittag um drei Uhr, da ich zur Kanzlei gehe, bei der Kapelle in der Marburg meiner warten? Es betrifft mein und Ihr Lebensglück, was ich Ihnen zu sagen habe."

Als Nanni hierauf vor Verwunderung nicht antwortete, sondern ihn nur mit großen Augen anstarrte, auch der Haushälterin plumper Schritt sich hören ließ, wie der Marsch einer drohenden Angriffskolonne, begnügte sich der Sekretär, recht eilig und mit vornehmer Protectorsmiene zu sagen: "Ich erwarte Sie zuverlässig."

Somit ging die Thüre zu, und Nanni suchte gedankenvoll den Weg über die Treppe. Auf dem offen stehenden Vorplatz des untern Stockwerks hürstete ein schlanker Fourierschütz lustig pfeifend die Uniformen seines Herrn. Er drehte sich neugierig nach der heranschwebenden Jase um, und diese erschrak bis zum Tode, als der Mensch auf sie zusprang, und mit lauter Stimme rief: „Oho, Mannertl, bist Du's wirklich, und wer hat Dich in eine so schöne gnädige Frau verwandelt? Du hast's gut getroffen in München, und ich dagegen schlecht, weil ich Schildwache stehen und Commißbrod essen muß. Nun, was macht Deine Mutter, wie geht's meinem alten Stiefvater? Die Schwindsucht hat lange zu thun, bis sie den zähen Kerl in's Grab bringt."

Der Mensch war Nanni's Nachbarkind, ein guter, beschränkter Kerl, Andreas geheißen, der schon auf Märkten und Kirchweihen mit Nanni getanzt, ihr damals eine Art von Hof gemacht, und schon seit geraumer Zeit das Dörfchen verlassen hatte, um dem König als Grenadier, seinem Oberlieutenant als Schuhputzer zu dienen. Nanni, ihres Werths und ihrer Vorzüge schon allzusehr bewußt, fühlte sich durch die Annäherung des rohen Garbisten verletzt, erwiderte ihm jedoch mit erheuchelter Leutseligkeit, um nur schnell davon zu kommen: „Guten Tag,

Andres, wie er steht, geht mir's leidlich, und die Mutter hat mir lange nicht schreiben lassen, und von meinem Stiefvater hab' ich auch nicht gehört, daß er gestorben wäre. Wie hat's Ihm ergangen, und bei wem dient Er jetzt?"

„Mein voriger Herr ist vor ein paar Wochen gestorben, und der gnädige Oberleutnant von Nollo hat mich jetzt in Dienst genommen.“

Nanni erblaste; der Oberleutnant war ihr nur zu wohl bekannt; Andreas bemerkte ihre Verstimmung nicht, und setzte leise hinzu: „Ein recht schlimmer gnädiger Herr, bei dem die Prügel reichlicher fallen, als der Lohn. Er denkt nur an's Caressiren, und ist's ihm gleich, ob sein Bursch verhungert oder nicht.“

„Ach, der nichtsnutzige Mensch!“ seufzte Nanni in stiller Erbitterung vor sich hin, des treulosen Freundes und Deserteurs gedenkend, und der Offizier trat just mit einem wetterlichen Fluch aus seinem Zimmer. Er hatte seinen Burschen schon einmal gerufen, und dieser den Ruf überhört; darum kam der gestrenge Herr selbst zum Vorschein, im nachlässigen Costüme der Siesta, eine Reitpeitsche in der schlaggeübten Rechten.

Nanni flog wie ein Blitz die Treppe hinunter, aber der Offizier hatte sie trotz ihrer Eile erkannt, und sie hörte noch deutlich, wie er mit Donnerworten sprach. „Wenn die Person noch einmal kommt, so wirfst Du sie zum Haus hinaus, verstehst Du mich?“

Nun ging es oben über den Buckel des faumseligen Bedienten her, und mit bitterer Zähre im Auge schlüpfte Nanni auf die Straße. Abscheuliche Männer!“ stöhnte sie aus gepreßter Brust: „Für so viel Liebe solche Niederträchtigkeit! Ach, warum bin ich nicht bei der Mutter geblieben? Oder, wär' ich nur ein Mann, um den Treulosen zu strafen, wie er's verdient!“

Der Tag schien dazu bestimmt, die gute Nanni mit

mancher Erfahrung zu befechten, denn als sie nach Hause kam, das kümmerliche Almosen des Sekretärs an dessen Gattin entrichtet, und sich auf ihre Kammer begeben hatte, um ungestört zu weinen, bemerkte sie mit Schrecken, daß während ihrer Abwesenheit ihr Kasten erbrochen, ihre Spärbüchse geleert worden war, und an der Stelle ihres kleinen Schatzes nur ein Zettel lag, mit den Worten: „Eine sehr unangenehme Affaire zwingt mich, abermals und wahrscheinlich für immer München zu verlassen. Eines kleinen Reisegelds bedürftig, hab' ich mir erlaubt, von Dir dasjenige zu entlehnen, was Du eigentlich nur meinen Bemühungen zu verdanken hattest. Vielleicht sehen wir uns wieder, und dann rechne wie bisher auf die treue Freundschaft Deines aufrichtigen Franz.“ Darunter stand, gleichsam wie auf einem Stammbuchblatt, das Symbolum: „Schönheit verdirbt nie, und Tugend und Freundschaft bleiben ewig.“

Die betrogene Guldin, Handschrift und *Industrie des Edlen von Belz nicht verkennend, überließ sich einen Moment der grimmigsten Verzweiflung. „O Belz, arger, falscher Belz!“ schluchzte sie trostlos: „Nie hätte ich Dir zugeiraut, daß Du jemals so böse an mir handeln könntest!“

Da gewahrte sie, vor den Spiegel tretend, daß die Verzweiflung den Ausdruck ihrer Reize steigerte, und hörte, wie es bereits auf der Michaelskirche drei Viertel auf Drei schlug. Alsobald ordnete sie die etwas derangirten Locken, zog mit heroischer Resignation ihre Handschuhe an, und sprach zu sich selbst im ächten Kammerzofenstyl: „Es ist infam, ganz infam, was der Belz gethan; aber ich will mir darum den Kopf nicht abreißen. Ich will mich rächen, und zu dem Ende hören, was der saubre Herr Sekretär von mir will.“

Voll der schönsten Ahnungen eilte sie, einen noth-
Regenbogenstrahlen. II.

wendigen Ausgang vorschüßend, nach der bezeichneten Kapelle in der Marburg.

Der Minister gähnte dreimal laut und heftig. Er hatte die Nacht schlaflos zugebracht, mit einer Indigestion kämpfend, wie nur ein diplomatisches Diner sie zu geben vermag. Verdrrießlich schob er die Papiere bei Seite, die auf seinem Schreibtisch thurmartig aufgehäuft lagen. Er mochte nicht lesen, mochte nicht unterschreiben, aber die Lust, für heute ein wenig den Nero herauszukehren war in ihm rege geworden. Zum Glück war Audienztag, und der Blikableiter standen viele im Borgemach. Schon hatte er ein halb Duzend derselben äußerst spröde expedirt, als der Sekretär Webel von dem Kammerdiener in den Käfig des Löwen gelassen wurde.

„Was wollen Sie?“ schnaubte ihn der Gebieter an: „Sie tribuliren mich ja auf's Unausstehlichste. Blicben Sie in Ihrer Kanzlei, wär' es viel geschmeidter. Heraus mit Ihrem Anliegen; ich bin just in der besten Laune.“

Der armselige Sekretär stammelte verblüßt Mehreres von seinen dreißigjährigen Diensten, von seiner beschränkten Situation, und von der Gratifikation, die Seine Excellenz ihm einst zu versprechen für gut befunden, aber seit drei oder vier Jahren noch nicht zu realisiren bewogen waren.

Der Minister schlug die Beine übereinander, stemmte die Arme in die Seite, und sagte, mit feierlichem Ton beginnend, aber immer heftiger und zornmüthiger werdend: „Wissen Sie wohl, daß Sie der zudringlichste Mensch sind, der mir jemals vorgekommen? Ich habe Ihnen nichts versprochen, gar nichts, und wenn ich es auch gethan hätte, so bin ich doch nicht Willens, das Versprechen zu halten. Halten Sie denn an Ihre Amts-

pflichten? Der liebe Gott hat viel Müßiggänger in meine Kanzleien gesetzt, aber sie sind doch der Mächtigste unter allen. Erstens: verändeln Sie die Zeit der Arbeit mit Federschneiden, Zeitunglectüre und unnützem Geschwätz; keiner von meinen Leuten kommt später als Sie zum Bureau, und keiner bricht früher auf, als Sie, Zweitens: wenn Sie sich einmal ausnahmsweise mit einer Arbeit beschäftigen, so machen Sie lauter dummes Zeug. Sie sind der Spott der jüngern Scribenten geworden: waren Sie es nicht, denn einst die leichtfertigen Hasenfüße das Concept eines Urtheils vorlegten, worinnen Sie selbst zum Tode, und nach ausgestandener Execution nachträglich zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verdammt waren? Schrieben Sie die Dummheit nicht so pünktlich und vernunftlos ab, und brachten Sie mir zur Unterschrift, als ob es sich um einen Wäschzettel gehandelt hätte? Waren Sie es nicht, der einem würdigen Landpfarrer in einer Resolution, die denselben in Ruhestand versetzte, insinuirte: er sey auf Allerhöchsten Befehl nach Rußland zu versetzen; worauf der alte Mann in der größten Angst zu mir kam, sich zu beklagen, daß man ihn bei seinen Jahren noch so weit schicken wolle? Compromittiren Sie damit nicht mich selbst, da ich die Resolution unterschrieb? Soll ich denn, um alles in der Welt, mir die Pein anthun, alles zu lesen, was mir vorgelegt wird, bloß darum, weil ein Sekretär wie Sie ein Esel wie Sie ist? Und Sie verlangen eine Gratification? Destitution, mein Herr, Destitution. Scheren Sie sich Ihrer Wege."

Nun krümmte sich Webel wie ein Wurm zu den Füßen des Ministers, und rang die Hände, und bat um seiner Kinder willen um Gnade und Nachsicht.

Die Antwort des zornigen Herrn lautete: „Ihre Kinder? Sie thun wohl, mich noch obendrein an das scan- dalöse Concubinat zu erinnern, worinnen Sie schon so lange leben. Pfui, Herr! schämen Sie sich. Der öffent-

liche Beamte soll ein Muster aller häuslichen Tugenden sein. Die Achtung soll ihn auf jedem Schritte begleiten. Häusliche Tugend allein, Gehorsam vor den Gesetzen der Religion und der Moral, sind die Leitsterne eines rechtschaffenen Staatsdieners. In den niedern Ständen ist schon der Unfittlichkeit genug verbreitet, leider Gottes; an uns ist's nicht, diese Verderbniß durch unser Beispiel zu beschleunigen. Und — wenn Sie nur einen bessern Geschmack hätten. Wie man mir sagt, ist Ihre Haushälterin noch viel häßlicher, als selbst Ihre Frau. Und hab' ich Ihnen darum jene Frau gegeben, daß Sie dieselbe um eines Trampels willen verlassen? Betrachten Sie sich im Spiegel, werfen Sie einen Blick auf Ihre erbärmliche Existenz und Aeuperlichkeit. Mit einem Worte: schämen Sie sich, und bessern Sie sich, wenn Sie noch ein Fünkchen der Gunst erhalten wollen, die ich Ihnen einst, gewisser Dienste wegen, zuwendete.“

Der Sekretär war nicht so dumm, daß er nicht gemerkt hätte, wie sein geehrter Vorstand während der letzten Rede immer blässer und matter wurde, und wie er sehnsuchtsvolle Blicke nach einem Tischchen warf, worauf eine Flasche mit Limonade stand. Dienstfertig eilte Wedel, dem erzürnten Gönner die Labung übernächtigen Wagens zu reichen, und erndtete den Lohn seiner Barmherzigkeit auf der Stelle.

Der Minister wurde viel sanftmüthiger, schlürfte beglücklich den Kühlungsstrank, und ließ dem Sekretär Zeit, sich nach seiner Art zu verantworten. Wedel meinte, es würde ihm, wenn er ein statilicher Minister wäre, viel leichter sein, seinen ästhetischen Sinn in Herzenangelegenheiten zu beglaubigen, wogegen einem armen Schreiber nichts übrig sei, als in einer Sphäre zu bleiben, die mit seinen anderwärtigen Verhältnissen in Einklang stehe.

Die Excellenz schielte wohlgefällig, von Eitelkeit überwallt, nach dem Trümeau, streichelte sich den Backenbart,

ordnete den dünngewordenen Haarschopf, und sagte beglütigt und nachlässig: „Lieber Mann, es ist nicht alles Gold, was glänzt. Ich liege auch nicht auf Rosen, und mein Haus bietet mir, wie Sie wissen, nicht viel Ersatz für die Unannehmlichkeiten meines Amts. Früherhin wußte ich mich zwar zu trösten, aber es kommen die Jahre, wo man vernünftig sehn muß, wo man nach schwesterlicher Freundschaft mehr verlangt, als nach dem schönen Genuß des Augenblicks.“

„Diese zu erkaufen, fällt Euer Excellenz nicht schwer,“ meinte Wedel, und wurde immer zuberstichtlicher. „Wenn Sie sich gefälligst einer gewissen Person erinnern wollten, die Ihnen Jahre lang mit der aufmerksamsten Liebe zugethan war . . .“

„Kein Wort von ihr!“ sagte der Minister mit Bekümmerniß. „Sie hat mich betrogen, ein volles Jahr lang hinter's Licht geführt. Schön war die Unbankbare, aber trivial und ungebildet, was ihr letztes Verhältniß zur Genüge beweist. Ich will nicht mehr an sie denken. Eines Haischiers Nebenbuhler mochte ich nicht sehn. Ja, von Anbeginn war Babet so niedlich, so naiv, eine blühende Rose, wie sie nur am Gebirge wächst. Solche Kindlichkeit hätte sich nie in Gemeinheit verkehren sollen. Jetzt rennt sie ihrem Verderben zu, obgleich von meinen Wohlthaten überhäuft. — Ich gäbe etwas darum, wenn sich ihre Stelle wieder vortheilhaft besetzen ließe.“

„Ich habe ein Subject, viel reizender und besser noch, als die Tochter des Söldner-Jacobs,“ flüsterte Wedel dem laufenden Gönner in das aufmerksame Ohr, „wie jene, an den Ufern der Loisach geboren, rein wie Gold, und treu, wenn sie einmal liebt, daß ich für sie mit Haut und Haar stehen möchte.“

„So?“ fragte der Minister mit großer Neugierde, und setzte dann, wie hingeworfen, bei: „Man könnte das Wunderthierchen wohl einmal sehn und sprechen?“

„Zu Euer Excellenz Befehl, wann Sie befehlen, wo Sie befehlen.“

Der Minister blätterte in seinen Papieren, und sprach leise, ohne den Sekretär anzusehen: „Es wird heute Abend viel zu thun geben; ich werde wohl noch spät im Ministerium seyn müssen. Sorgen Sie indessen dafür, lieber Wedl, daß die Kanzleien zur gewöhnlichen Stunde geschlossen werden, denn ich mag nicht leiden, daß man sich überarbeitet. Noch Eines: Ihr College Horner hat heute zwar die Jour, indessen wär' es mir lieb, wenn Sie den alten Mann ablösten. Sagen Sie das dem Direktor in meinem Namen. Wir wollen dann ganz allein zusammen arbeiten, und wenn Sie nicht vergeßlich und zerstreut sind, wenn Sie alles zu meiner Zufriedenheit ausrichten, dürfte Ihnen auch die Gratifikation nicht entgehen, die Sie schon so lange ansprechen.“

Wedel ging, that, wie ihm befohlen, arbeitete dem Minister brav in die Hand, so daß noch in später Abendstunde Licht im Cabinet gesehen wurde, und empfing am nächsten Morgen von seinem Gönner das ersuchte Decret, zugleich die Weisung, auf's Schnellste wieder das Häuschen herrichten zu lassen, welches Söldner-Jacobs Waberl im Schönsfeld bewohnt hatte.

Entfernt von der lärmenden Stadtwelt, in ländlicher Einsamkeit, umgeben von den verschwiegenen Bosquetten des englischen Gartens, verträumte Nanni ihr Leben, auf seidenen Polstern ruhend, von allen kleinen Herrlichkeiten der Mode und des Luxus umringt, wenig achtend ihrer Fesseln, denn sie waren von Gold und Juwelen. Ihr großmüthiger Beschützer sorgte für Alles, jede ihrer Launen wußte er zu befriedigen, ihre kleine Habsucht zu stillen. Fern waren die Tage, wo mühsame Arbeit Nanni's Hände ermattete; die Schöne glückte jetzt der trägen Creo-

lin, die vom Lager zum Sopha, vom Sopha zum Lager huscht, und ihren Geist mit dem leeren Wortschwall ihres Papagei's füttert, und den langen Tag der Muße mit Ueberzählung ihrer Ringe und Kleinodien verbringt. Ihren Verstand zu bilden, sendete ihr der Gönner eine Fluth von Romanen, sie mochte nicht einmal einen Roman lesen. Um ihr ein Talent der Geselligkeit beizubringen, bestellte ihr der Freund einen Guitarrelehrer von sehr gesehtem Alter, und einen Singmeister, einen Veteran der italienischen Oper. Die Bemühungen dieser beiden respectablen Künstler waren ziemlich fruchtlos. Nanni lernte just so viel, als nöthig war, einige der beliebten Schnaderhupserl etwas menschlich zu singen und zu accompagniren.

Die schönsten Blumenstöcke schmückten Nanni's Fenster; die Tulpe war jedoch ihre liebste Blume. Ihre Tafel wurde fein und lecker besorgt; ohne gerade die Leckereien zu verschmähen, hielt sie sich meistens an die robustern Genüsse des Gaumens. Ihre Chatouille war reichlich bedacht; das Silbergeld hatte keinen Werth für sie, sie warf es weg mit vollen Händen. Die Goldstücke hielt sie geizig beisammen, und noch habgüchtiger sammelte sie in ihrem Bijouteriekasten alles, was sie dem verliebten Freunde abzubringen und abzuschmeicheln vermochte. Allabendlich behängte sie sich mit diesen werthvollen Schnurrpfeifereien, und hielt ein Gesellschaftsstündchen mit ihren vielen Spiegeln. Sie glich der Madonna von Loretto, wenn sie einmal, von ihrer garstigen Duenna begleitet, im eleganten Phaeton ausfahren durfte. — Sie bildete sich ein, glücklich zu seyn.

Eines Nachmittags — die Sommerluft wehte besonders lau und der Minister verweilte zu Tegerensee — hatte Nanni unter vielem Gähnen dem Signor Maestro angedeutet, die langweilige Singstunde zu endigen, und lauschte hinter dem Versteck der Jalousien dem Geschwätz

der vorüberziehenden Spaziergänger. Da ließ sich eine fremde Dame melden, und mit Freuden empfing Nanni den Besuch, der etwas Abwechslung in ihre Einsamkeit zu bringen versprach. Die Besucherin, von imponirender Gestalt, äußerst sorgfältig gepuht, trat mit einer Hast ein, die entweder Aengstlichkeit oder eine besondere leidenschaftliche Bewegung andeutete. Sie schien mehr das Haus, als die Bewohnerin desselben zu begrüßen, und würde vielleicht die Letztere in unangenehme Verwirrung versetzt haben, wenn nicht eine Erkennungsscene in's Mittel getreten wäre.

„Ach, was seh ich? Nanni, bist Du's?“

„Mein Gott, Waberl, wie kommst Du hieher?“

„Ach, ich war wohl früher in diesem Hause, als Du.“

„So? Wäre das möglich?“

„Ja wohl, Du gutes Schäfchen; hätt' ich mir doch nicht im Lode eingebildet, Dich hier zu finden. Wie gehr's daheim? Was macht Deine Mutter? Wie leben meine Geschwister?“

Nanni erröthete sehr, sie hatte sich lange nicht um ihre Heimath bekümmert. Aber sie sagte sich wieder, als Waberl fortfuhr: „Was geht uns auch das Dorf noch an? München ist eben die Welt, und wir sind, Gott sey Dank! etwas anders geworden, als die dummen Gänse an der Loisach. Nun, wie gehr's Dir? Frei heraus mit der Sprache. Bist Du recht glücklich?“

Nanni zeigte auf ihre prächtige Wohnung, öffnete die Schränke, gefüllt mit Pug und feinem Weißzeug, ließ vor der Freundin der Juwelen reiche Sammlung Revue passiren, hämmerte auf dem Flügel, mißhandelte eine italienische Romanze, ließ eine Flasche Champagner aus dem Keller bringen, und trank den köstlichen Wein mit ihrer Jugendspielerin aus Biergläsern.

Nach dem ersten Toast wurden beide Parteien immer zutraulicher, und Waberl sagte mit dem freundschaft-

lächsten Accent: „Sieh, meine Liebe; das alles habe ich gehabt, ehe Du es besahest. Ich bin aber doch der Herrlichkeit überdrüssig geworden, und bin daher keineswegs eifersüchtig auf Dein Glück. Der Alte ist eifersüchtig wie ein türkischer Heide, und wird Dir noch das Leben sauer genug machen. Er hat mich eingesperrt, wie Dich, und wird Dich mit seinen Abendbesuchen langweilen, wie er mich langweilte.“

„Das paßirt noch,“ meinte Nanni mit niedergeschlagenen Augen, und Waberl fuhr fort:

„Es wird daher gut seyn, wenn Du bei Zeiten auf eine solidere Versorgung bedacht bist. Solche Herren, wie der Alte, sind wunderbar, veränderlich, wie der Münchner Wind. Machst Du ihn einmal falsch, so nimmt er Dir am Abend weg, was er Dir Morgens schenkte, verläßt Dich, macht Dich zum Gespött vor der Welt. Wo würdest Du Recht finden? Du stehst allein, wie eine Gefangene, hast weder Bekannte noch Protectionen. Ich hatte das alles berechnet; glaube ja nicht die Verläumdungen, die der Alte über mich austreut. Mein Verhältniß mit dem Hatzschiefer war nur ein sehr vorübergehendes. Ich strebte nach einer soliden Partie, und hatte das Glück, eine solche zu machen. Mein guter Korbinger ist ein Mann ganz nach dem Herzen Gottes. Ich genire ihn nicht, und dafür läßt er auch mich ruhig meinen Geschäften obliegen. Es ist mir gelungen, mein Haus emporzubringen. Die schönsten Leute, auch die vornehmsten, gehen bei mir aus und ein. Meine Verschwiegenheit und Delicateffe ist in der ganzen Stadt bekannt. So hab' ich z. B. einen kleinen Auftrag an Dich, der mit einem Antrag verbunden ist, der mir gar nicht verwerflich scheint. Eine Person von Distinction, die vorläufig nicht genannt seyn will, hat Dich gesehen, mein Schäschen, und wünscht, mit Dir bekannt zu werden. Flugs hab' ich den Augenblick benützt, wo der Alte nicht

um die Wege ist, mit ein paar Ducaten Deine Aufwärterin kirre gemacht, und biete Dir meine Vermittlung an, zumal Du meine Landsmännin bist, was ich mir vorher nicht träumen ließ.“

Hier folgte nun eine weitläufige Beschreibung der liebenswürdigen Eigenschaften der besagten Person von Distinction, worunter die überraschendste Freigebigkeit die erste Stelle einnahm; und als Nanni, eifrigem Zureden und begeisternder Weinlaune nachgebend, nur noch mit der Frage sich vertheidigte, was wohl der Minister sagen und thun würde, wenn die Incognitoverhandlung einmal zur Sprache käme, antwortete ihr Waberb! mit gewichtiger Betonung: „Die Person hat sich vor dem Minister gar nicht zu fürchten; der Alte wird schon die Klauen einziehen müssen, wenn er von seinem Nebenbuhler hören sollte. Noch mehr: ein Wort von der Person, und der Alte ist genöthigt, Dich mit Prunk und Glanz unter die Haube zu bringen, wonach Du erst freischalten und walten magst, wie es einer Dame von Welt geziemt. Liebe Nanni, die Neigungen der Männer sind nie von Bestand; ich wette, daß Deine Erfahrungen mit dieser Behauptung übereinstimmen. Warum sollten wir den Treulosen getreu seyn? Beherzige dieses, und ich bin bereit, Dir die Pforte zum wahren Lebensglück aufzuschließen. Ich verlange nichts für diesen Dienst, als daß Du in Zukunft mir und meinem Hause zugethan bleibst. Die schönsten Frauen von München besuchen mich dann und wann, und noch hat keine Ursache gefunden, sich über die gute Madame Korbinger zu beklagen.“

Bei dem letzten Tropfen des Champagners wurde der letzte Artikel des geheimen Pacts ratificirt, und schon am nächsten Tage bei geheimnißvoller Dämmerung ging Nanni, weil die dienstfertige Duenna die Augen verschloß, mit ihrer Freundin spazieren.

Einige Wochen waren verfloßen. Der Minister, nach der Residenz zurückgekehrt, kam seltener als gewöhnlich zum Abendbesuch in's Schönsfeld, und hatte die ganz besondere Aufmerksamkeit, seine Freundin stets wissen zu lassen, wann er kommen würde. Eines Abends — es war nach einem der beschwerlichen Ceremonientage eines Mitterfestes — stellte er sich, kaum aus dem Staatskleide geschlüpft, in dem kleinen Hause ein, und speiste tête-à-tête mit der Geliebten zur Nacht. Seine Bärtlichkeit war stets die alte, jedoch gemischt mit einer ganz absonderlichen Devotion, und ein leichtes Wölkchen verdüsterte seine Stirne. Nanni bot alles auf, um durch kindischen Scherz den Trübsinn zu verschreiben, aber der Minister versiel bald in tiefes Nachdenken, und sagte endlich, als ob er just mit einem großen Entschlaf in's Meine gekommen wäre: „Was meinst Du, mein Kind? Unser Verhältniß, so angenehm es ist, beunruhigt doch ein wenig mein Gewissen. Alles, was ich Dir gegeben habe, kann der Zufall, ein plötzliches Unglück, Dir wieder rauben. Ich muß an Deine Versorgung denken, wenn ich ruhig sehn will. Hättest Du nicht Lust, zu heirathen?“

„Wie Sie befehlen, Euer Excellenz.“

„Ich weiß einen ganz trefflichen Mann für Dich, leidlich jung, von dauerhafter Gesundheit, und in der besten Carriere. Es sollte mir nicht darauf ankommen, den guten Wiegelmayer auf der Stelle zum Rath zu machen, wenn Du ihm Deine Hand schenken wolltest. Der Titel wäre nicht so übel, mein Kind, was meinst Du?“

„Ganz nach Ihrem Gutdünken. Es wird mich freilich schmerzen, mich von Ihnen zu trennen, aber meines Väterchen Wille geschehe.“

„Nun, getrennt wären wir darum noch nicht. Ich stünde noch immer mit Dir und Deinem lieben Manne in mannigfaltigen Beziehungen. Ich würde stets für

Iuer Glück sorgen, und ein mächtiger Beschützer, wie Du wohl weißt, nicht ausbleiben. Dann wären ja alle Partien zufrieden gestellt. Also gib mir Deine Hand darauf. Es ist beschlossen worden, daß die Heirath so schnell als möglich zu Stande komme. Ich darf Dir eine gute Aussteuer versprechen, und das Glück Deiner Zukunft liegt dann ganz in Deinen Händen."

„In Allem Ihre gehorsamste Dienerin, Euer Excellenz."

Der Minister expedirte die Sache mit gewohnter Schnelligkeit. Am andern Morgen um zehn Uhr sagte er dem Registrator Wieglmayr, daß ihm obliege, schnell zur Ehe zu schreiten, und zwar mit einer ihm schon vom Himmel bestimmten tugendhaften Braut. Wieglmayr bezeugte sich gehorsam, empfing den Titel eines königlichen Rathes, nebst ansehnlicher Besoldung und anderweitigen Emolumenten, stattete um zwölf Uhr seiner Braut den ersten Besuch ab, hatte um Eins das prächtige Jawort, und fuhr nach wenigen Tagen mit Braut, Gönner und gefälligen Zeugen gegen Prien zur Trauung. Das junge Paar feierte seine Flitterwochen in dem kleinen Ländchen Berchtesgaden, und kehrte mit dem Eintritt des Herbstes nach der Hauptstadt zurück.

2.

Absteigende Linie.

Der Schauspieler Clavigo hüpfte auf leichten Fußspitzen über die Kaufingerstraße, blinzelte nach einem Fenster im zweiten Stockwerke eines ansehnlichen Hauses empor, gewahrte mit Entzücken das rothblühende Geranium auf dem Fensterbrett, und schwebte die Treppe hinan, versichert, die Dame zu finden, aber nicht den Herrn. Madame Wieglmayr kam dem zärtlichen Freunde hastig ent-

gegen, verschloß die Thür hinter ihm, führte ihn in das zweite Zimmer, setzte sich auf die Ottomane, und fragte mit gefalteten Händen, nicht ohne Bestürzung und Angst in dem schönen Gesichte: „Welche Nachrichten bringst Du, mein lieber Freund? Wird' ich das Bewußte erhalten? werden wir nach Starnberg fahren, werd' ich endlich aus der Hölle befreit sehn, worinnen ich schmachte?“

Clavigo strich sich verlegen Backenbart und Haarstrauß, spreizte die Füße weit auseinander und steckte beide Hände in die Taschen der Beinkleider, räusperte sich etwas, schaukelte sich auf den Beinen, zog das haubenstockähnliche Gesicht in lange Falten, und versetzte achselzuckend: „Liebste Nanni, angebetete Frau, vortrefflichste Rätbin! mit der Dummheit streiten Götter selbst vergebens. An' meine Bitten, alle meine Thränen prallten ab von seiner hochledernen Seele. Die Tugend, sie ist kein leerer Wahn, aber jener Mensch in seines Nichts durchbohrendem Gefühle kennt nur den Mammon, die schmutzige Geldsucht. Auf Ehre, er will nichts hergeben. An die Zahlung der Interessen glaubt er nicht, noch viel weniger an die des Kapitals, und, um die gänzliche Nichtswürdigkeit dieses Glenden anschaulich zu machen, brauch ich Dir nur zu sagen, daß er äußerte, er würde selbst um den Preis einer Schäferstunde sich nicht mehr in ein Geschäft mit Dir einlassen. Ein Jude, liebe Nanni, bleibt stets ein Jude. Ich konnte nur acht arme Tage des Aufschubs von ihm erbetteln, nach deren Verlauf er Dich verklagen will.“

„Ach Jesus! Ich bin ein prostituirtes Weib.“

„Bei Gott, Du sagst es, und ich muß stehn und rettungslos verzweifeln. Weist Du wohl, daß Deine Lage mir so zu Herzen geht, daß ich keine Rolle mehr zu lernen vermag? Die schönste Frau von München leidend zu wissen . . . das ist mehr als Tod, und der Souffleur wird heute schweren Stand mit mir haben.“

„Ich bin verloren; mein Mann wird alles erfahren, ein Geiz wird fürchterliche Scenen herbeiführen, und nirgends ein Retter. Wer mir das vor zwei Jahren gesagt hätte, als ich mit dem dummen einfältigen Menschen mich verheirathete!“

„Ja, es ist nicht zu läugnen, die schönen Tage von Aranjuez sind vorüber. Ein edles Herz gibt aber nie die Hoffnung auf. Was sagt der Minister?“

„Ach, er hat mich verlassen, seit ich Dich liebe. Der Alte trägt noch wie ein heimtückischer Wolf. Nichts mehr von ihm zu hoffen.“

„Und Dein einflußreicher Protector? Hat er auch Dich schändlich aufgegeben?“

„Er haßt uns Beide, seit Du den kleinen, in der That höchst überflüssigen, Liebeshandel mit der italienischen Längerin getrieben.“

„Die Wallung eines Augenblickes; was kümmert mich aber der Haß der Gewaltigen, seit Du mir verziehen haßt? Von Deinem Manne, dem gierigen Hamster, ist gar nichts zu erwarten?“

„Nicht ein Kreuzer, lieber Clavigo. Ach, wenn er Alles erfährt . . . Fünfzehnhundert Gulden an den Juden, vierhundert Gulden der Pugmacherin im Rosenthale, zwanzig Kronthaler der Maskenverleiherin in der Theatiner-Schwabingergasse, die zehn Louisd'or, die ich dem Doktor geben sollte, und unterschlagen habe, den Versatz von so vielen werthvollen Effecten, neunzig Gulden, die ich meiner Freundin, der Eisenhändlerin, schulde, die spitzbübische Rechnung von dreißig Carolins für unsere angenehmen Lete-à-Lete Mahlzeiten, Du weißt schon wo; dem Lohnkutscher die paar elenden Thaler, zu geschweigen noch der armseligen Schulden bei dem Schuhmacher, in der Porzellanhandlung, in dem Tuchladen, und was mir gerade jetzt nicht beifällt. Wenn erst noch der Uhrmacher, mein Zuckerbäcker, die Logenschließerin

und ähnliche Leute rebellisch würden . . . mein Freund, ich müßte vergehen vor Leid und Entsetzen."

Der Schauspieler legte seine Hand feierlich auf die Schulter der Freundin, und sprach: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Uebel größtes aber sind die Schulden! Ich kenne solche Situationen, liebste Nanni. Verzweifle jedoch nicht, der nächste Augenblick kann Rettung bringen."

„Ach, wenn Du nur Mittel machen könntest!"

„Ich? Wo denkst Du hin? Einst, ja einst war eine schöne Zeit, wo ich Credit hatte, wie einer; meinen Tritt hörten die Blinden von Genua, wo ich ging, zitterte ein Herzogthum. Ein Königreich hätt' ich hingeworfen für einen Blick von Dir. Aber nun, belagert von tausend Engländern, wo ich hinsehe, Abzug, Bankrott. Kann ich Armeen aus der Erde stampfen? Wächst mir ein Kornfeld in der flachen Hand? Du weißt wohl, wie hoch mir die verschiedenen Frauen, von denen ich mich scheiden ließ, zu stehen kommen. Ich bin viel gehaßt, aber auch viel geliebt worden, das verspür' ich jetzt sehr, wenn der Theaterdiener mir die zusammengeschrumpfte Gage bringt. Aber, um nicht Eins in das Andere zu reden, Du besitzest ja noch Schmuck. Du hast noch Kleiodien. Entledige Dich dieses Landes, für Alles wage Alles, und ruhe dann an meiner wärmsten Brust."

Nanni fuhr wie eine gereizte Löwin empor, vergaß die Würde des tiefen Schmerzes gänzlich, und rief ziemlich gemein: „So schweigen Sie doch einmal mit Ihren Dummheiten, und daß Sie's wissen, von meinen Juwelen kenn' ich mich nicht. Ich müßte mir die Augen aus dem Kopf weinen. Denken Sie selber auf ein geschicktes Mittel, daß ich der Blamage entgehe. Sie haben ja doch das Meiste von der ganzen Wirthschaft gehabt. Haben Sie nicht gegessen und getrunken wie ein Fürst? Wer hat Ihnen die schönen Kleider machen lassen? Wer hat

Ihnen das Geld nur so handtallweise zugesteckt? Hab' ich nicht für Sie alles aufgeopfert? Sehn Sie, Sie sind ein schlechter Mensch. Sie sollten gar nicht mit einer honetten Frau umgehen; Tänzerinnen und Choristinnen, das lieberliche Volk gehört für Sie. Man weiß ohnehin, daß aus dem Harthortheater nichts Gutes kommt. Den Pierlappen machen, schmausen und trinken, spazieren fahren und Leute betrügen, ehrliche Weiber um ihre Reputation bringen, das ist Ihre Sache. Marschiren Sie mir zur Thüre hinaus, und lassen Sie sich nie wieder vor meinen Augen sehen."

Wie eine Furie öffnete sie das Zimmer sperrangelweit, und gab dem alterirten Hausfreund den bedeutungsvollsten Wink, sich zu entfernen; aber schon sah das Unheil verkündende Gesicht der Dienstmagd herein, und sagte mürrisch: „Da ist schon wieder das Bauernweib, Ihre alte Mutter, draußen, und der damische alte geistlich Herr ist schon wieder bei ihr. Sie sagt, sie könn' e. nun einmal nicht mehr aushalten, und müßte betteln gehn, wenn Ihre Gnaden nicht endlich einmal Wort halten, und ihr bezahlen, was Sie ihr versprochen haben. Sie droht, dem gnädigen Herrn alles zu sagen."

„Sie soll wiederkommen, morgen, oder besser übermorgen."

„Und der Lohnkutscher, der auch draußen wartet?"

„Er soll einspannen, ich will nach Starnberg; den schönsten Wagen, ganz geschwind."

„Das wird halt nicht sehn können, gnädige Frau. Der Mann ist grob, und kommt just vom Pischorr. Er sagt, daß er Ihre Gnaden bei der Polizei verklagen will, wenn er nicht bis Mittag sein Geld hat."

Die Mätzin wendete sich unmuthig, aber um vieles zahmer gemacht, zu dem Schauspieler, und sagte ihm freundlich: „Ach, bester Herr von Clavigo, handeln Sie doch mit dem Flegel ab. Wir wollen Punkt eils an den

See fahren, und er soll, sobald er kommt, sein Geld beim letzten Heller haben.“ Sie setzte leise hinzu: „Geben Sie ihm indeffen die goldene Uhr zum Versatz, die ich Ihnen geschenkt habe.“

Der Schauspieler blickte verlegen und zweifelhaft auf das Urband, welches nur pro forma über seine Weste hing und nur seinen bescheidenen Zimmerschlüssel festhielt; die Uhr war ohnehin schon lange in's Leihhaus gewandert. Indessen säumte der Amoroso nicht, die Gelegenheit zu ergreifen, und verschwand wie ein Blitz. Er zerrte den Kutscher aus dem Hause, mit dem groben Menschen unterhandelnd, und die Magd fertigte die Mutter der Rätlin und deren stupiden Beistand, den Ex-Benefziaten Schnaitinger, mit leeren Worten und schwerer Impertinenz ab. Hierauf kam sie aber wieder zu der Gebieterin zurück, stellte sich vor dieselbe hin mit untergestemten Armen, und begann im breitesten Volksdialekt: „Sie sollten sich doch schämen, gnädige Frau, wie Sie mit Ihrer armen Mutter umgehen. Es ist himmelschreiend, Sie können's gar nicht verantworten. Das wird Ihnen noch heimkommen, sag' ich Ihnen. Und wie Sie die andern Leute behandeln, denen Sie schuldig sind . . . es ist ein Scandal vor der Welt. Der gnädige Herr ist freilich geizig, und verschreibt seine arme Seele eher dem Teufel, als er einen Kronthaler weggibt. Aber Sie kennen kein Maß und Ziel. Sie wissen gar nicht, was in die Hauswirthschaft gehört. Der gnädige Herr hat kein ganzes Hemd im Vermögen, und Sie hängen Alles auf sich, als ob Sie ein heiliger Leib wären. Feine Betttücher haben Sie, aber kein Tischtuch. Die Servietten, die Sie auf den Tisch decken, müssen aushalten, bis sie so schwarz sind wie ein Stiefel; porzellanene Kaffeetassen haben Sie dem Dugend nach, aber das Essen muß ich in der irdenen Schüssel auftragen. Und wie geht's mit dem Silber so nothig zu! Wenn man Sie anschaut,

mit Ihren goldenen Ketten und glitzerigen Nadeln, so sollte man nicht glauben, daß Sie daheim mit zinnernen Löffeln essen. Die Butter kaufen Sie pfundweis, und die Kerzen nach dem Viertelpfund. Von außen Hui! und von innen ganz Psui. Ein ehrlicher Diensthof muß sich bei Ihnen schämen, ich hab' den ganzen Tag nichts zu thun, als Leute abzuweisen, die von Ihnen Geld wollen, und Herren einzuführen, von denen der gute gnädige Herr in seiner Kanzlei gar nichts weiß. Was soll das für ein Ende nehmen?"

„Sie sind ein impertinentes Weibstüdt, Köchin!“ eiferte die Mätzin mit schüchternem Zorn. „Wenn Sie nicht mit dem Ratsonniren nachgeben, so werd' ich Sie aus dem Dienst schicken.“

„Ei ja, thun Sie's nur, aber zahlen Sie mir zuvor meinen Lohn, und die hundert sechs und vierzig Gulden, die ich Ihnen baar geliehen habe. Dann will ich gleich gehen, und dem Himmel danken, wenn ich aus dem Haus bin.“

„Sie sollen Ihr Geld kriegen. Marsch, hinaus!“ schimpfte Nanni, blaß vor Aerger. Brummend und sehr anzügliche Redensarten ausstoßend, that die Köchin, wie ihr geheißen.

Die Mätzin schloß sich eine Stunde lang ein, und erschien, gepuht wie ein Engel, als Clavigo zur bestimmten Stunde mit dem bestellten Fiaker anfuhr. Freudestrahlend sah der Schauspieler die Heiterkeit seiner Freundin und rief: „Ich bin entzückt, Herzensnanni, Dich so verändert zu sehen. Noch vor Kurzem standst Du, ein entlaubter Stamm, aber innen im Marke lebte die schaffende Kraft. Wenn Du Geld hast, Geliebte, so laß uns sorglos dahinfahren, wo die reizende Starnberger Natur und der reiche Pöffenhofer Fischkasten uns winken. Ich kann mich Dir ganz widmen, unser Director liebt, gleich uns, das schöne Wetter und die Spazierfahrt, und hat seinen

heutigen Stabell abfagen lassen, wodurch auch meine Wenigkeit frei wurde. Komm in die trauliche Einsamkeit; die Freude seh unsere Gefährtin, und der Boden lecke cyprischen Nektar!" Die Rätbin kimperte vor seinen Ohren mit einer schweren Börse, deren sich der Schauspieler als Reissfallmeister bemächtigte, und sie flogen von bannen. „Dein Mann wird uns doch nicht stören?" — „Warum nicht gar, lieber Wilhelm. Du kennst seine Leidenschaft für's Bier. Mit seinen Bechbrüdern fuhr er nach Tölz, und gedenkt, erst übermorgen wieder zurückzukommen." — „Welch ein Glück! Donner und Doria! Fahr' zu, Kutscher!"

„Der Herr Rath von Wiegelmahr, Euer Excellenz." — „Was? Ist der Mann bei Froste? So früh? Soll ich ihn in der Nachtmühe empfangen?" — „Er sagt, es pressire sehr; es leide keinen Aufschub." — „Gerein mit ihm; was gibt's denn?" — Der Rath erschien wie eine lange, bleiche Wachskerze; doch das Haupt gebückt, gleich dem Gipfel einer Trauerweide. Er stammelte: „Euer Excellenz verzeihen . . . ich bin der geschlagenste Mann unter dem Monde. Ich wünsche nur einen Rath aus dero gönnerfreundlichem Munde." — „Nun, Wiegelmahr, sagen Sie doch geschwinde." — „Meine Frau ist eine nichtswürdige Person." — „Das weiß ich, lieber Mann." — „Sie hat mich auf's Abscheulichste betrogen." — „So? ich dachte mir's." — „Ihre Untreue, ihr schlechter Lebenswandel war schon der ganzen Stadt bekannt." — „Ja wohl." — „Ich war der Letzte, der davon etwas erfuhr." — „Thut nichts, lieber Wiegelmahr." — „Meine Ehre, Euer Excellenz . . ." — „Nun?" unterbrach ihn lachend der Minister. — „Meine Ehre. Wollt' ich sagen, hätte schon einen Puff anhalten kön-

nen . . .“ — „Ja, so; darauf kannt' ich Sie.“ — „Aber meine Kasse, mein Vermögen; ich bin ein ruinirter Mann.“ — „Nicht doch; Sie haben Ihr Schäfchen im Trocknen.“ — „Die Schulden meiner Frau . . .“ — „Müssen Sie zahlen, lieber Wiegelmayr, von Gott und Rechts wegen.“ — „Aber sie sind enorm, mehr als viertausend Gulden.“ — „Viel; aber warum haben Sie geheirathet?“ — „Obendrein hat sie mich bestohlen.“ — „Nun ja, mittelbar.“ — „Nicht doch, Euer Excellenz. Sehr unmittelbar, äußerst sehr unmittelbar. Ich war in Tölz, in Ebenhausen, habe mich erheitert von schweren Sorgen und Geschäften. Da ich heimkehre, finde ich meinen Schreibtisch erbrochen, mein baares Geld entwendet, und meine Frau will mir weiß machen, ein fremder Dieb habe es gethan, der vom Hof zum Fenster hereingestiegen. Das Fenster ist freilich zerschlagen, aber die Scheiben liegen draußen; folglich kann der Dieb nicht wohl von außen gekommen seyn. Dazu die Offenbarungen der Magd, der Abgrund von Schulden, der sich aufthut . . . kein Zweifel an dem Verbrechen. Ich lasse das Weib durch die Polizei bestrafen.“ — „Das werden Sie bleiben lassen, Herr Rath. Sie sind zwar ein beschränkter Kopf; aber das wäre noch das Thörichtste, was Ihnen je passiert ist.“ — „So? wie soll ich zu meinem schönen Gelde kommen? Wenigstens soll das Weib in's Zuchthaus.“ — „Sie sind ein arroganter, pöblicher Mensch. Machen Sie mich nicht böse. Die paar tausend Gulden machen Sie nicht unglücklich. Warum haben Sie eine schlechte Wahl getroffen? Wollen Sie sich jetzt die Nase aus dem Gesicht schneiden? Bringt Ihnen das nur einen Kreuzer wieder ein? Ihre eigene Schuld; hätten Sie besser Wache gehalten. Wer heirathet, muß auch riskiren; wer das nicht versteht, soll ledig bleiben.“ — „Aber, um Gotteswillen, hab' ich nicht auf Befehl Euer Excellenz geheirathet? Ich glaubte,

„Euer Excellenz einen Gefallen damit zu thun.“ — „Da waren Sie grundfalsch berichtet. Sie haben sich selbst einen Gefallen erwiesen. Sind Sie nicht Rath geworden? Haben Sie nicht Zulage bekommen? Für Ihre Impertinenz gegen mich streich' ich ihnen diese Zulage von Stund an; lassen Sie ferner Ihr böses Maul nicht, so fällt Ihre ganze Stelle in den Brunnen. Scheren Sie sich fort; man sollte niemals irgend einem Menschen eine Wohlthat erzeigen. Man hat nur Undank davon. Thun Sie, was Ihnen gut dünkt. Trennen Sie sich von Ihrer Frau meinet halben, wie sie wollen, aber wofern Sie sich unterstehen, einen Gelat zu machen, sind Sie ihrer Stelle entlassen. Der König will stille häusliche Beamten haben, und Moralität, mein Herr, ist die Grundlage des gesammten bürgerlichen Glücks.“

Wiegelmayr froch verblüfft von dannen, und kam nach Hause, ohne recht zu wissen, was er zu thun hatte. Siehe da: seine Frau hatte den gordischen Knoten zerschnitten, und mit allen ihren Habseligkeiten das eheliche Domizil verlassen, und zugleich erklärt, sie werde nie wieder zu dem abscheulichen Wüthrich, ihrem Manne, zurückkehren.

Ein Fremder war in einem bescheidenen Miethwagen von Augsburg gekommen und im Gasthof zum schwarzen Adler abgestiegen. Er schrieb sich in dem Fremdenbuch, daß jedem Reisenden mit der liebenswürdigsten Zubringlichkeit in der ersten Minute nach seiner Ankunft präsentiert wird, als ein zum Vergnügen reisender Engländer ein, und nannte sich George Handkerchief. Mit dem schmutzigen Zimmer, das dem Fremden in Münchner Gasthöfen mit der Naivität aufgethan wird, als ob man ihm einen Palast aufschlösse, war Sir Handkerchief nicht zu-

stehen, und erkundigte sich nach einer Privatwohnung. Der Wirth wies ihn an den Kellner, der Kellner an den Lohnbedienten, und dieser meinte, es sey ganz in der Nähe ein süperbes Logis zu haben, welches alle Bequemlichkeiten in sich vereinige, die nur ein Fremdling wünschen könne. Stehenden Fußes begab sich der ehrenwerthe Britte mit dem Führer in das benannte Haus, schob sich zwei Treppen hinan, wurde von einer reizenden Frau empfangen, die ihn wieder an ein liebliches Kammerjüngferchen abgab, welches ihm die Thüre zu dem angenehmen möblirten Gemache öffnete. Indessen stand der Lohnbediente draußen im dunkeln Gange, und zischelte der Logisvermiettherin in's Ohr: „Da bring ich Ihnen einen fetten Kunden, Frau von Wieglmayr. Der Mann hat einen leichten Koffer, aber eine bleischwere Schatulle, und einen riesigen Geldbeutel, worinnen es funktelt wie von lauter Ducaten. Den lassen Sie ja nicht aus, und vergessen Sie mich diesmal auch nicht, denn ich habe bereits drei Zimmerherren bei ihnen zu gut.“

Madame Wieglmayr suchte in allen Taschen und erwiderte mit einiger Verlegenheit: „Lieber Karl, ich bin just im Augenblicke nicht versehen, und der Meinige hat den Schlüssel zum Schreibtisch bei sich.“

Der Lohnbediente schüttelte den Kopf und meinte: „Sie wären eine liebe, charmante, gnädige Frau, wenn Sie nicht immer so auf's Vertrösten aus wären. Von dem Ihrigen ist auch leider nicht oft was zu erlangen, und so ertheile ich Ihnen den Rath, daß Sie dem Fremden etwas Drangeld abnehmen, damit ich auch etwas davon habe. Dem Engländer kommt's auf einen Ducaten mehr oder weniger nicht an. Schicken Sie einmal Ihr Bäschen an ihn, so gewinnen Sie zehnmal mehr.“

Da seufzte Madame Wieglmayr und versetzte: „Leider ist die arme Virginie krank, und die Korbinger hat mir die schwarze Rosel abspenstig gemacht.“

„So, und Sie, gnädige Frau?“

„Pui, Herr Karl; Sie wissen ja doch um mein Verhältniß.“

„Nun, 's passiert schon; der Herr von Glavigo macht sich auch grade kein Gewissen drauß, ein Bißchen bei Seite zu spazieren. Ich, an Ihrer Stelle, Euer Gnaden, würde mich mit dem Mosje weit mehr in Acht nehmen.“

Der Engländer, in seinem langen, hechtgrauen Ueberrock, den Hut auf den borstigen Kopf gedrückt, die Hände in den Rocktaschen, trat wieder aus dem Gemach, und wurde in das Puzzimmerchen der Dame genöthigt.

„Wie gefällt Ihnen das Logis, gnädiger Herr?“

„Gut.“

„Nicht wahr, eine bildschöne Aussicht auf die Straße, immer lebendig vor den Fenstern, die Alkove so bequem, die Stiegen hell und reinlich?“

„hm, ja.“

„Auch die Bedienung wird schnell, pünktlich und aufmerksam seyn; der Haus- und Gangschlüssel fehlt nicht, und die Taseluhr spielt vier Stückchen.“

„Gut.“

„Und das Bett so weich, so proper; noch vor acht Tagen hat ein russischer Fürst zum letztenmal drin geschlafen.“

„Meinetwegen; der Preis?“

„Eine Bagatelle: drei Louisd'or monatlich.“

„Gut.“

„Das Frühstück, und, wenn Sie wollen, alles Uebrige, können Sie im Hause haben.“

„Das hab' ich dem gnädigen Herrn schon gesagt,“ schaltete die Jose mit den muthwilligen Augen ein. Der Engländer deutete gravitatisch auf sie, und sagte: „Diese kleine Person wird mich bedienen?“

„Zu Befehl. Es soll Ihnen nichts abgehen.“

„Ich werde meine Sachen herüberschaffen lassen.“

„Gar zu gütig; wollten Sie aber nicht ein kleines Drangelb spendiren?“

Sir Handkerchief ließ mechanisch aus seiner Tasche drei blanke Caroline auf den grünen Tischteppich gleiten: „Hier einen Monat zum Voraus. Aber nur geschwinde meinen Koffer herüber. In einer Stunde bin ich wieder da.“

Er wurde mit aller Deferenz zur Treppe begleitet, und war kaum verschwunden, als schon Dame, Jose und Lohnbedienter gleich Harkyn über die Goldstücke herfielen. Madame Wieglmayr bedurfte aller Energie, um zwei Carolins für sich zu retten; den dritten gab sie Preis, weil Mamsell Kathy und Herr Karl Ansprüche, die von lange datirten, geltend zu machen suchten. „Theilt Euch in die Louis's'or, wie sie gewachsen ist,“ rief die Dame: „weil Ihr denn doch so unersättlich seyd.“

„Ich will sie wechseln lassen,“ rief der Lohnbediente, und eilte mit dem Goldstück davon, um es zu behalten. Kathy that untröstlich, lamentirte, schimpfte, beklagte sich, ohnehin an den Trinkgelbern verkürzt zu werden, und Madame Wieglmayr mußte eins ihrer schönen Mouffelin-Kleider opfern, um die grollende Dienerin zu beschwichtigen.

„Nimm doch Raison an, Kathy,“ sagte sie mit eindringlicher Beredsamkeit: „Sieh, mir bleibt ja so von dem Gelde nichts. Der Tracteur will bezahlt seyn, und der Bierwirth hat auch manches zu gute. Wenn vollends der Schuhmacher kommt, und auf die Reitstiefel des Herrn von Glavigo ein Abschlaggeld begehrt, so muß ich auch bei der Hand seyn. Sey nur gut, Kathy, und mach' mir's nicht so, wie die schwarze Rosel. Der Engländer hat schwer Geld, wird uns alles einbringen. Zudem hat Herr von Glavigo nächstens sein Benefiz, und Du weißt, was er Dir versprochen hat. Heute Abend führ' ich Dich aber in's Theater. Sie geben den Staberl als

Klaubaus; wir wollen brav lachen, und hernach bei Krois, oder wo es Dir gefällt, zu Nacht essen."

Die verheißene Theaterlust war eins von den wenigen Dingen, die Madame Wiegelmahr wirklich noch zu Stande bringen konnte: es standen ihr mehrere Freibillets täglich zu Gebot, sowohl von Seiten Clavigo's, als von Seiten des Directors, um diverser Motive willen. Der kleine Billetschacher war, beiläufig gesagt, einer ihrer Erwerbszweige, obschon bedeutend geschmälert durch die Provision, welche den unmittelbaren Unterhändlern und Zwischenpersonen anheimfiel. Clavigo, als er heimkam, willigte als gnädiger Herr vom Hause ohne Umstände in den projectirten Theaterbesuch, war sehr lustig, sehr fidel, und sagte: „Ich werde heute, ohne Ruhm zu melden, wie ein Gott spielen. Die Schuße von Recensenten — Gott verdamme sie — haben gewagt, zu behaupten, daß ich meine Rollen nicht mehr memorire. Ha, heute werden sie dastehen, beschämt, zu Boden gedonnert, und vergehen vor blassem Reide. Heute fühl' ich eine Armee in meiner Faust. Den Rudolph in der Banditenbraut hat mir noch Niemand nachgespielt. Es ist nur Schade, daß der fide Staberwitz darauf folgt. Er verwischt allen guten Eindruck. Apropos, liebe Nanni, heut ist ein bildschöner Tag, wie dazumal, als wir nach Boffenhofen fuhren. Ich hätte Lust, in Neuberghausen meinen Kaffee zu trinken. Ich reite hinaus, will Euch dort erwarten, und Ihr fahrt alsdann direct in's Theater. Ich will Euch tractiren, Euch den Fiaker bezahlen, ich bin so lustig, als ob mir eine Krone geschenkt worden wäre. Ihr sollt es auch sehn, bei Gott! Ihr sollt's. Ich werde heute bei Tellerer im Thal speisen, mit guten Freunden, mit ausgemacht ehrlichen Seelen. Kein einziger darunter, den ich nicht mit Freuden meinen Bruder nannte."

„Vetrinke Dich nur nicht, lieber Wilhelm, Du weißt, wie es Dir neulich auf dem Theater ging, als Du..."

„Kein Wort, keine Sylbe von jenem Abend, Du reizende Megäre. Vergiß, vergiß, denn Du bist ja im buchstäblichen Sinne mit einem blauen Auge davon gekommen. Unser Schulbuch sey vernichtet.“

„Ach, wollte Gott. Da ist aber der Hausherr, der Tapezierer, und noch einige andere, die uns mit Drohungen das Leben sauer machen.“

Der Schauspieler schlang einen Arm um sie, webelte drohend mit der Reitpeitsche in der Luft, und rief: „Bei Gott, Weib, Du bist schön, aber Du bist zugleich höchst einfältig. Vergißt Du meine Benefizvorstellung? Ganz München und Nymphenburg wird dabei seyn, unsere Kasse füllen, uns frei machen. Eine schöne Zeit erwartet uns, holde Nanni, gib mir indessen ein paar Kronenthaler, und vergiß ja nicht, mein Püppchen, daß ich Dich in Neuberghausen erwarte.“

Nachdem Clavigo das Geld erhalten, flog er von dannen, und ließ Freundin und Jose in der angenehmsten Bestürzung zurück. „Der liebe Mann, der charmannte gnädige Herr!“ riefen beide Unisono, und beide machten ihre Toilette. Mittlerweile rückte der Engländer in's Logis, und richtete sich darinnen mit der Bequemlichkeit eines reichen Mannes ein. In der ersten Minute hatte er sich schon mit Rathh auf den besten Fuß gesetzt, und dem gutwilligen Geschöpf goldene Tage versprochen, wie Clavigo seiner Freundin. So fuhren beide, von den seligsten Hoffnungen erfüllt, nachdem sie einer alten Aus-trägerin die Aufsicht über die Wohnung vertraut, nach Neuberghausen, und machten sich daselbst unter der schönen Welt, die sich dort versammelte, so lustig als möglich. Clavigo hielt Wort, und besorgte den schönsten Fiasco, der aufzutreiben war, ließ im Triumph seine Schöne nach dem Theater rollen, und versprach, sich im besten Glanze vor dem Publikum sehen zu lassen.

Es war kaum fünf Uhr, und schon war das Theater am Isarthor gedrängt voll von Menschen. Madame Wiegelmahr und Kathy hatten Mühe, zu ihren Plätzen zu gelangen. Die lange Frist bis sieben Uhr wurde mit kosteten Demonstrationen nach allen Seiten und Plätzen des Saals vertrieben, und endlich schlug die Glocke, und endlich begann die Musik. Nach der Symphonie eine lange Pause, dann abermals eine langweilige Ouvertüre; hierauf eine neue Pause, und beginnende steigende Unruhe unter dem Publikum. Unheilschwangeres Geflüster lief während dessen durch die Logen, verbreitete sich in's Parterre. Hinter dem Vorhang nicht minder lebhaft Unruhe, Hin- und Herrennen, scheltende Stimmen des Directors und Regisseurs. Der Tumult im Auditorium gelangte auf seinen Gipfel, und endlich flog die Cortine in die Höhe, und ein leichenblaffer Inspicient erschien, und kündigte den versammelten Zuschauern an, daß Herr Glavigo sich nicht eingestellt, daß man ihn nirgends gefunden, und daß er im dringlichsten Verdacht böswilligen Durchgehens sey, und vorläufig statt der Hedwig ein anderes Stück gegeben werden müsse. Diese Nachricht, von dem Hohne des Publikums mit tobendem Gelächter aufgenommen, schmetterte die schöne Nanni wie ein Blitz zu Boden; sie wollte fort, aber das Gedränge ließ es nicht zu, sie wollte Lärm machen, aber Kathy bat sie inständigst, sich nicht völlig zu blamiren. Auf Nadeln sitzend, mit Todesangst im Herzen, mußte sie das Schauspiel abwarten, weinend bei den Späßen des Staberl Klauauf, und als die Comödie zu Ende war, schwamm sie trostlos auf den Wogen der schwellenden Menge aus dem Hause, und hatte Mühe und Noth genug, in's Freie zu kommen, nach ihrer Wohnung zu eilen, wo sie ermattet und mit den ärgsten Zweifeln kämpfend, anlangte. Eine üble Bescheerung erwartete sie dort. Das Haus voll von gaffenden Menschen, ihr Quartier sperrangelweit

offen, die alte Hüterin desselben nirgends zu sehen, alle Zimmer von Möbeln leer, und von Polizeisoldaten voll. Eine ganze Kategorie von Unglücksfällen war binnen wenigen Stunden über ihr Haupt zusammengestürzt. Gladigo war durchgegangen, hatte ihre Kleinodien sammt und sonders mitgenommen, wie weiland der Edle von Belz; der Tapezierer, dem sie alle Lieferungen schuldete, hatte seine Möbel in Sicherheit gebracht, und der sogenannte Sir Hankerschief, ein durchgegangener Rassenbeamter aus einem benachbarten Lande, war nur ein paar Stunden früher, als sein Steckbrief in München angekommen, und befand sich schon in polizeilichem Gewahrsam. Der zornige Hausherr endlich, der sein verfloßenes Quartal noch zu fordern hatte, setzte bei solchen Anspecen seiner Intoleranz die Krone auf, indem er auch die schöne Nanni zu weiterer Verständigung und Erläuterung aller besagten Wirrnisse vor den Polizeikommissär bringen ließ.

Sie hatte ruhig geschlafen, die Ärmste, sanfter als gewöhnlich, und geträumt von Glockenklang und Sonntagsfreude in dem heimatlichen Dörfchen. Bische hatte sich für einen Augenblick losgerissen von den schönen Fesseln thierischer Existenz, um als Traumbild zu schauen, was ihr die Wirklichkeit versagte. — Da erwachte Nanni plötzlich, und vor ihren Augen lag abermals, ohne die geringste Veränderung, die ärmliche Kammer, die sie am Färbergraben bewohnte, das trübe Fenster, von groben Vorhängen bedeckt, von dessen Höhe sie oft, wie von einem Wartthurm, die Straße mit ihren Blicken gemessen, und eine Beute für ihre Verlorenheit gesucht. Welch ein Abstand von dem Leben der hoffärtigen Näthin Wiegelmahr zu der armseligen Existenz, die sie jetzt unter dem

Namen der braunen Nanni, in dem Hause einer berücktigten Schelmin, elend dahinschleppte. Sie hatte nichts mehr, was sie ihr Eigenthum nennen konnte. Das seidene Fähnchen, womit sie ihren Leib, der bunte Hut, womit sie ihr Haupt schmückte Hier der geringste Theil ihres Anzuges, war geborgt, ein Darlehn des Weibes, welchem sie diente im schönsten Erwerb. Ein Wort des Ungehorsams, die geringste Widersetzlichkeit gegen die Anforderungen des Masters, konnten sie auch noch um dieses erbärmliche Daseyn bringen; darum schwieg sie, darum betäubte sie sich mit Geschwätz, Gesang und Getränk, darum verbarg sie die heißen Thränen, die manchmal in einsamen Stunden sie beschlößen, und tilgte mit dem Farbenkram der Schminke die kleinen Verwüstungen aus, die von dem Harm und dem schlimmen Wandel in ihre Züge eingerissen waren. Eine Genossin lebte mit ihr in demselben Hause, und diese trat heute zu ihr in die Kammer.

„Es ist beschlossen,“ sagte sie: „daß ich morgen unsere Frau verlasse. Ich will lieber irgendwo bei einem Krämer als Ladenjungfer verkümmern, als länger dieses Hölleleben führen.“

„Ach, Urschy, wenn ich nur auch so weit wäre! Ich habe heute von meiner Mutter geträumt, und möchte mich gerne bessern. Aber die Noth, die Armuth, liebe Urschy! Und dann weiß ich immer noch nicht, wo denn der Raver eigentlich hinaus will.“

„Gib Acht, mit dem Raver kommst Du noch schön an. Wie kannst Du Dich nur so bethören, und bist doch nimmer jung? Der rohe Bursche, über den sich seine braven Eltern die Haare ausraufen, während er von Früh bis Spät beim Bier, beim Wein, beim Spiel und bei den Mädchen sitzt; der bringt sich noch einmal um den Kopf, liebe Nanni; zuvor wird er aber Dein Unglück.“

„Was aber in aller Welt anfangen? Du weißt, daß ich mich nicht verheirathen darf, weil ich schon einen Mann habe, und gelernt hab' ich auch nichts, was ich gerne treiben möchte. Mit Nähen und Stricken verdient man so wenig. Ich habe schon einmal auf's Lipperltheater gehen wollen, aber sie haben mich nicht genommen. Ich hätte gern wieder einen Dienst angetreten, aber ich kriege keinen mehr. Ich wäre gern von hier fortgegangen, aber woher das Geld nehmen. Ich habe keinen Freund mehr, Niemand bekümmert sich um mich; wenn ich Jemanden auf der Straße begegne, den ich vor Zeiten kannte, so wendet er sich weg, und macht ein verdrießliches Gesicht. Sogar die schlechte Korbinger flüchtet mir die Zähne. Da bleibt mir nun freilich Niemand, als der Kaver. Wenn sein Vater stirbt, bekommt er die Schlosserwerkstatt und ein hübsches Stück Geld. Dann will er mir einen Puzladen einrichten, hat er versprochen, und dieses ist meine letzte Hoffnung.“

„Ach, vertraue dem Menschen nicht zu viel. Geh' zu Deiner Mutter zurück, wie ich zu meiner alten Tante. Wer weiß, was Dir noch Gutes geschehen kann.“

„Die Mutter? Weiß ich doch nicht einmal, ob sie noch lebt. Seit sechs Jahren hab' ich nichts mehr von ihr gehört. Vielleicht hat sie mich schon dort oben beim lieben Herrgott verklagt.“

„Dir ist nicht zu helfen, ich seh's. Lebe denn wohl, wir sehen uns heute zum letzten Male.“

„So zahle Du mir, was Du mir schuldig bist, Du lieberliches, undankbares Ding!“ kreischte die Hausfrau, die mit Ungeschliffenheit in's Zimmer trat: „Willst Du die Magdalena machen, und mich um meiner Guttthaten Willen noch papierln. Das wär' mir grad' recht. Ich bin ohnehin mit Euch beiden schon geplagt genug. Ihr seyd Langschläferinnen, faule Weibsbilder. Man hat's gleich weg, daß Ihr nicht mit Leib und Seele mehr bet

dem Geschäft sehb. Ihr stiehlt dem lieben Gott den Tag ab, wollt nur gut leben auf meine Kosten, und apart thun, weil die Eine einmal eine Rätbin gewesen ist, und die Andere die Tochter eines Rentamtschreibers. Sapperment, mein Vater war auch herrschaftlicher Zimmerpuger, und mein Mann seliger wäre bald Laquay bei der Churfürstin geworden, wenn sie ihn nur genommen hätte. Ich bin aber gar nicht stolz, lasse mir's sauer werden bei Tag und Nacht, scheue mich vor keinem Handel mit der Polizei, wenn's auf meine Lebensucht ankommt, und staftre Euch wenigstens so sauber heraus, als die Korbinger ihre Mamsellen anlegt. Ich scheer mich nichts um Dich, Urschy, wenn Du nur bezahlst. Vorher aber laß ich kein Stückchen von Deinen Habseligkeiten aus dem Hause. Apropos Nanni: der galante Russe von gestern verlangt, daß Du mit ihm spazieren fährst. Du wirst es thun, und schön artig sehn. Ich geb' Dir meinen rothen Shawl und den schönen Spitzenkragen. Verdorb mir ihn ja nicht. Unterschlage mir auch nichts; ich erfahre doch alles. Wenn der Xaver Dich zum Kesperloher Markt abholen will, so schick' ihn nur wieder fort. Ein andermal ist auch einmal."

In dem Augenblicke kam der genannte Xaver, ein blasser, magrer, groß gewachsener Bursche, mit verdächtigen Augen, schwarzen Haaren, die in Tire-Bouchons um seine Schläfe hingen, verlieberlichten, übernächtigen Angeichts, vernachlässigten Anzugs, und schon am Morgen schwankend vor Trunkes Uebermaß. Seinem bösen Maule zu entgehen, entfernte sich die cara Mamma mit giftigen Blicken, und auch Urschy machte sich aus dem Wege. Der Liebhaber pflanzte sich nach einigen rohen Scherzen auf einen Stuhl, machte mit unsichern Händen seine Pfeife zurecht, und sagte verbroffen und schwerfällig: „Ich hol' Dich heut' Nachmittag, hörst Du? Wir wollen nach Kesperlohe. Ich hab' schon die Nacht draußen

zugebracht. In Trudering gib'ts heute großen Tanz, und viele Kameraden sind dort. Dem Kappler-Nazi hab' ich's zugeschworen, daß er seine Prügel kriegt. Wenn Du mit ihm tanzeßt, dreh' ich Dir den Hals um."

"Lieber Xaver, mir ist heut gar nicht wohl; geh Du allein, und mach' Dich recht lustig; ich will daheim bleiben."

Der Bursche warf einen falschen Blick auf Nanni, und versetzte mit unterdrücktem Borne: „Warum nicht gar. Das Donnerwetter soll drein schlagen, wenn Du nicht mitgehst. Hast Du vielleicht wieder einen schlechten Kerl auf dem Rohr? Nichts da; ich hab' Dein Leben satt. Ein Weibsbild wie Du soll sich eine Ehre drauß machen, wenn ein ehrlicher Bürgerssohn sich mit ihm abgibt. Ich könnte viel jüngere und schönere Mädeln haben, aber Du bist gerade meine Caprice. Kein Wort mehr, gib mir Geld heraus, ich hab' das Meinige verspielt."

"Ich habe jetzt keinen Zwanziger im Hause, lieber Xaver. Nimm doch Vernunft an."

"Was? Hab' ich Dir nicht Alles angehängt? Hab' ich nicht meinen Vater bestohlen, um Dich zu tractiren? Soll ich gar nichts davon haben, daß Du Dich mit andern herumtreibst? Geld her, oder . . . !" Er ballte die Faust und schlug auf den Tisch.

Nanni trat empört in eine Ecke, und erwiderte: „Du bist ein ungeschliffener Mensch, und wenn ich meine Schublade voll Geld hätte, würd' ich Dir jetzt keins geben, und wenn Du mich auf den Knien darum bätest, würd' ich nicht mit Dir spazieren gehen. Marschir' aus dem Hause und schlaf Deinen Rausch aus."

"Soho, so impertinent? Du! Mach mich nicht wilb, oder es könnte Dir schlimm gehen!" Xaver zog ein langes Messer aus der Tasche seines Beinkleides, und zielte damit nach der lebenden Nanni, die unter zornigen Thränen das Kästchen öffnete, worinnen sie ihre geringe

Baarschaft zu verwahren pflegte. Nur wenige Kreuzer lagen darinnen.

„Da!“ rief Nanni schluchzend. „Da nimm, Du elender Mensch, und mach' Dich lustig mit den paar Sellern, wovon ich mir Brod kaufen wollte. Lieber will ich zu Grund gehen, als einem Satan wie Dir länger gehören.“

Von unbeschreiblicher Wuth entflammt, sprang der trunkene Wüthrich auf sie zu, und schrie, indem er das Messer schwang: „Du foppest mich noch? Wohl, so fahr zum Teufel!“ Ein Stoß traf Nanni's Arm. Die Wundete kreischte laut: „Mörder, Feuer, Hülfe!“

„Wißt Du schweigen, Elende, oder soll ich Dich stumm machen?“ Mit diesen Worten fiel der Bösewicht über sein Opfer her, drückte es auf das Bett, und versetzte ihm einen tiefen und breiten Schnitt in die Kehle. Zappelnd wie eine Rasende entwand sich Nanni der grausamen Faust, und stürzte von Blut überströmt zur Thüre hinaus, die Treppen hinab, heulend, röchelnd, im Wahnsinn über die Straße in's Nachbarhaus, wo sie unter dem Thorwege ohnmächtig wie im Sterben dahinsank. Auflauf von allen Seiten, Gezeter der Weiber, Johlen der Gassenbuben, Dagwischenkunft von bewaffneter Polizeimannschaft. Nach dem Mörder suchten die Gensd'armen; die heulende Urstich zeigte ihnen den Weg. Xaver hatte sich in Nanni's Kammer eingeriegelt; als man die Thüre sprengte, fand man ihn in seinem Blute liegend. Er hatte sich besser getroffen, als sein Schlachtopfer. Suchend gab er den Geist auf, während Nanni nach dem Spital gebracht, trotz der gefährlichen Wunde wieder zum Leben gerufen, und für eine qualvolle Zukunft gerettet wurde.

Es ist eine Gegend in München, die man in der gemeinen Volkssprache das Venedig nennt; verrufene Stadtwinkel, grenzend an das sogenannte Thal, wo brausende Bäche und Canäle neben schmalen Gestaden dahinschäumen, wo unsichere Stege und Brücken nach verstreuten, zum Theil übel berücksichtigten Häusern führen. In jenen Revieren, wohin die Sonne fast niemals scheint, in der Nähe des haufälligen Bodkellers, streifen zur verschwiegene Nachtzeit einzelne verworfene Dirnen, die nicht einmal mehr ein festes Obdach haben, und mit dem Mantel der Finsterniß den Ruin ihrer Reize verbergen, eifrig Jagd haltend auf versprengte Wüflinge, obschon eifrig verfolgt von den Sicherheitswachen der Hauptstadt.

Es war in der Nacht eines Faschingdienstags, die zwölfte Stunde schon vorüber, und aus irgend einer Kneipe taumelte ein Mann daher, sich verirrend auf den engen Gestaden der oben beschriebenen Münchner Lagunen. Die Kälte war heißend, die Bäche wälzten Eisstücke mit sich fort, und brausten ein dumpfes ungeheuerliches Toben. In den Gebeinen des verirrtten Trinkers glühte die Hitze eines Faschnachtgelages, und sein Auge suchte durch die flirrende Nacht nach einer Genossin; jenseits eines Steges schwankte leise eine Gestalt in flatterndem Kleide. Hinüber riß es den Mann, und der Frevelbursche schlang seinen Arm um das verlorene Weib.

„Wohin? Ich gehe mit Dir, Schönl. Hast Du ein warmes verstecktes Gemach?“

„Ach, Herr, lassen Sie mich!“ versetzte Nanni, im Innersten erschüttert von der Stimme des zubringlichen Castes. Sie erkannte in ihm den Großonkel Schnaitinger.

„Wie, Creatur, Du willst die Spröbde spielen, und hältst hier Wache in bitterer Kälte, bei dunkler Nacht?“

„Der Hunger, lieber Herr. Schenken Sie mir was, aber lassen Sie mich gehen; ich darf nicht bei Ihnen seyn.“

„Ei, ei, warum denn nicht? Komm nur, ich bin ein verschwiegener alter Mann. Führe mich, wir wollen Fasnich halten.“

„Schämen Sie sich, gehn Sie nach Hause, ich will nichts mit Ihnen.“

Eine Mißhandlung von Seiten des alten Sünders war die Antwort, welche Nanni mit einem kraftvollen Stoß ihres Arms erwiderte, den Trunkenen von sich schleudernd. Dieser gerieth schnell taumelnd an das Geländer des Stegs, ein unsicheres Brett klappte unter seinen Füßen auf, unter dem Geländer durch stürzte der Unglückliche unbehülflich in den reißenden Kanal; ein dumpfer Schrei, und die eifige Fluth hatte schon den Athem von seinem Munde weggespült, und riß den leblosen Körper unverzüglich mit sich fort. Aus der Ferne schallten alsobald die Tritte einer Patrouille, und Nanni floh, so schnell es ihre kraftlosen Füße vermochten, aus den Winkelgassen in die freieren Vorstadtstraßen, und gelangte wie im Fluge in die einsame Gegend des Einlasses. Dort sank sie zusammen auf einen Stein, verhüllte sich mit den Händen das Gesicht, und athmete wie ein keuchendes Reh, und schilderte sich immer neu den schauderhaften Auftritt, dessen Veranlassung, dessen Zeuge sie gewesen war. Der dumpfe Ruf des Ertrinkens, den summtte stets in ihren Ohren wieder, und tausendmal wiederholte sie sich: „Ich bin eine Mörderin, ich habe meinen Großonkel umgebracht; es kann mir nicht vergeben werden.“ Dann aber sagte sie wieder, gleichsam ermunternd, zu sich: „Ihm geschieht Recht, er hatt' es selbst verschuldet; er war noch schlechter, als ich je gewesen.“ Endlich erinnerte sie sich, daß der Aschermittwoch angebrochen, und daß die Kirchen bald offen stehen würden, um fromme Christen und reuige Sünder zur Buße aufzunehmen. Sie war lange, lange in keiner Kirche gewesen. „Heute will ich beten gehen,“ murmelte

sie in sich hinein, und wartete zitternd vor Frost auf ihrem Steine den ersten Tageschein ab. Ihr war zu Muth, als ob dieser Tag ihr letzter seyn müßte. Nicht Kälte und Mangel allein solteten ihren Körper, während Gewissensbisse ihre Seele durchschnitten. Sie fühlte sich auch durchwühlt und aufgerieben von entsetzlicher Krankheit, dem Herold eines schmachlichen Todes.

Der Tag bleichte; Nanni schlich scheu, allenthalben nach den Gend'armen spähend, von denen sie sich verfolgt glaubte, vorwärts in die Stadt. Sie gerieth in die Sendlingergasse; ringsum schweiften müde, schlaftrunkene Masken, die vor dem leimenden Tageslicht die Lappen ihrer Tollheit zu retten suchten; bleiche Nachtvögel, eilend nach dem Lager oder nach der Kirche.

Die Johanniskirche wurde eben geöffnet; Nanni wollte hinein, doch schreckte sie zurück vor dem frostigen Moderhauch, der aus der dumpfigen Kirche drang. Sie schwankte in eine dunkle Seitengasse; ihr schleppender Fuß stieß an einen Körper, der quer in dem Gäßchen lag. Sie bückte sich nieder; der Körper war der eines Weibes, eines erfrorenen, verhungerten Weibes. Ein bleicher Strahl des Lichts schoß in die Straße. Nanni erkennt ihre unglückliche Mutter.

Bergweiselnd überschlug sie sich neben der starren Leiche; ihr Jammergeheul zog Leute herbei, die sie umstanden, wie eine Fallsüchtige. „Ich habe meine Mutter umgebracht, ich habe meinen Onkel ersäuft!“ ächzte sie aus hohler Brust, bis ihr die Sinne vergingen

Die wohlbeleibte Wirthin stand unter der Thür' ihrer Schenke, und schaute nach den Bäumen des sogenannten Braters, die bereits das meiste Laub eingeküßt hatten. Der Tag war sonnenhell, aber wenig Leute kamen die

Straße, die an Klößen und Zimmerwerkstätten vorbei nach einer Pforte des englischen Gartens führt. Eine einzige weibliche Figur zeigte sich von ferne, rüstig schreitend, einen Bündel unter dem Arm. Die Rettigfrau, eine obligate Thürstellerin der Bierschenken Münchens, sagte zu der Wirthin, mit den rothen Augen blinzeln: „Die dort kommt auch just aus dem Strafärbeitshaus. Gestern war ihre Zeit aus; ich war draußen, um meinen Vetter zu besuchen, der dort Gefangenknecht ist. Er hat mir von der Nanni erzählt. Die hat einmal ein Schicksal durchgemacht! ein Wunder, daß sie noch am Leben ist. Und doch hat sie drei Jahre beim Webelb ausgehalten, und soll recht brav geworden seyn, sich Einiges erspart haben. Aber mein Gott, was wird daraus werden? Wer einmal im Zuchthaus war, kommt doch nicht mehr unter ehrlichen Leuten auf.“

„Wui doch, Frau Krenkl, schämt Euch. Unser lieber Jesus ist barmherzig, und wir sollten es mit unsern Nächsten auch sehn.“

Indessen war Nanni näher gekommen, legte ihren Bündel auf die Bank, setzte sich dazu, und forderte ein Glas Bier. Während die Kellnerin sich langsam anschickte, sie zu bedienen, stellte sich die Wirthin breit vor sie hin, faltete mit großen Augen die Hände, und rief mit pathetischer Verwunderung: „Heilige Mutter Gottes! Bist Du's denn wirklich, Nanni? Ich hätte Dich kaum mehr erkannt, so hast Du Dich verändert.“

Nanni erröthete sehr, und versetzte mit beklommener Stimme: „Grüß Dich Gott, Creßenz, wenn ich Dich noch buzen darf. Du hast's gut getroffen; hätte ich nur Deinem Rath gefolgt, ich wär' auch vielleicht eine honnette bürgerliche Bierwirthin geworden. Ehrlich und brav währt wohl am längsten. Ich komme dagegen aus einem bösen Hause, und danke nur Gott, daß ich wenigstens unschuldig hinein gekommen bin, und mich bei Arbeit und

Gebet mit meinem Schöpfer versöhnt habe. Nun geh' es, wie es wolle!"

„Beruhige Dich, arme Nanni. Ich habe von Deiner Geschichte gehört. Was konntest Du dafür, daß der Schnaitinger in's Wasser fiel und ertrank? Die Herren vom Gerichte können's nicht verantworten, daß sie Dich auf drei Jahre in's Elend brachten.“

„Das wär' auch nicht geschehen, liebe Creßenz, wenn mein Mann nicht mit im Gericht gefessen hätte. Aber wie Gott will. Dem Gefängniß dank' ich meine Befreiung. Wie ich weiter fortkomme, das ist eine schwierige Frage. Was gibst denn Neues in der Stadt, liebe Frau? Was macht der Herr Wiegelmahr?“

„Er ist vorgestern gestorben, arme Nanni.“

„So? Gott schenkt' ihm die ewige Ruh. Sein Tod macht mir wieder Muth zum Leben. Sieh, Creßenz, ich wollte mich in's Wasser stürzen, sobald meine im Strafhaus ersparten Groschen ein Ende gehabt hätten. Aber, da Wiegelmahr nicht mehr da ist, so möcht' ich's doch wohl noch aufschieben.“

„Das will ich meinen, Nanni. Eine bekehrte Sünderin muß sich nicht das Leben nehmen; das ist die schwerste Sünde. Ueber Dein Fortkommen wollen wir zu Rath gehen. Komm herein in die Stube, daß ich Dir ein Stück Braten vorsetze. Du sollst auch meine Kinder sehen, und meinen Mann. Du brauchst aber vor ihm nicht zu thun, als ob wir uns kennen. Er hat Dich schon lange vergessen, und könnte Dich übel empfangen, wenn wir ihm sagten, wer Du bist. Die Mannsbilder wissen nicht, in welche Drangsale ein armes Weib gerathen kann, und doch sind sie gewöhnlich an unserem Unglücke Schuld.“

Sie gingen in die Stube. Der Mann war abwesend, nur ein einziger Gast saß, den Kopf in die Hände gestützt, an einem Tische, ein schnurrbärtiger Soldat vom

Leibregiment. Als er den Kopf in die Höhe hob, rief Nanni unwillkürlich: „Das ist ja der Andres aus meinem Ort! Wie geht's, Andres? Wir haben uns eine Ewigkeit nicht gesehen.“

„Bist Du nicht Schiffer-Wastls Tochter? Wahrhaftig, Du siehst Dir nimmer gleich, bist sehr von Deinem Glanz herabgekommen. Na, weine nur nicht; gib mir die Hand. Wir sind ja doch Landsleute, und ich bin gerade auch kein Glückskind. Setze Dich zu mir, wir wollen einander trösten. Ich hätte schon lange Feldweibel sehn sollen, wenn's mit rechten Dingen zugegangen wäre. Aber ich habe kein Glück, und zu allem Malheur mußte ich noch heute Morgen meinen Herrn verlieren, der mir zwar viel Prügel gegeben, aber mich am Ende liebgewonnen hatte, wie seinen Bruder. Ich hätte mich nie von dem Hauptmann Nollo getrennt; da muß er aber vorgestern mit einem österreichischen Uhlano-ffizier Händel kriegen, und sie fordern sich heraus, und heute Morgen schießt ihn der Oesterreicher draußen beim Kugelfang maustodt. Ich wußte davon nichts; als ich ihm heut früh um fünf Uhr die Uniform anzog, sagte er ganz treuherzig und liebevoll zu mir: „Andres, Du bist zwar oft ein Schlingel gewesen, aber immer doch mein bester Freund. Es ist möglich, daß ich bald sterbe oder schnell verreisen muß. Hier hast Du meine Brieftasche und meinen Geldbeutel. Mache, daß Du mit dem Schlag sechs bei dem Bierkeller am Kugelfang mich erwartest. Entweder komm' ich, und Du gibst mir Alles wieder, oder es kommt ein Anderer, und Du behältst dann Alles als ein Erbtheil und Andenken von mir. Die Kameraden theilen sich in meine übrigen Effecten, weil ich doch keine Anverwandten mehr habe. Willst Du mir ein paar Seelenmessen lesen lassen, so thu's, ob'schon ich nicht viel davon halte. Wenn sie nicht helfen, so schaden sie doch auch nicht.“ — Ich stand mit

offenem Maule, und ein anderer Capitän holte den Weinigen ab. Schlag sechs war ich auf dem Keller, und gleich darauf kam der andere Capitän, auf seinem Pferde galoppirend, und kündigte mir an, daß ich nur meinen Herrn holen möchte, der beim Kugelfang erschossen liege. Ich lief, aber da war nicht zu helfen. Der Chirurg und ich brachten den Todten herein, und ich lieferte an den Auditor dessen Schlüssel aus. So hat jetzt die ganze Geschichte ein Ende, und Gott weiß, wo ich wieder einen so guten Herrn hernehme."

Er schwieg unter Thränen, Nanni saß erschüttert, ohne ein Wort zu reden, und nach einer Pause fragte die Wirthin den Soldaten, ob ihm der Hauptmann viel hinterlassen. Andreß zeigte eine ziemlich gefüllte Börse, und eine kleine Briestasche, deren Anblick Nanni's Empfindungen im höchsten Grade anregte. Sie hatte einst das kleine Portefeuille dem treulosen Nollo zum Geschenk gemacht. Der Undankbare hatte sie verlassen, aber ihr Andenken stets bewahrt, obschon er wahrscheinlich lange vergessen, von wem er es erhalten.

"Gib mir die Briestasche, Andreß," sagte sie hastig, "verkaufe sie mir, sie war vor langen Jahren mein Eigenthum, ich gebe Dir dafür, was ich kann." Zugleich knüpfte sie das Schnupftuch auf, worinnen sie ihre wenigen im Gefängniß ersparten Thaler bewahrte. Andreß schob das Geld zurück, schlug die Briestasche auseinander, worinnen außer einer Haarlocke und einem Comödienbillet nichts befindlich, und versetzte: "Für Geld geb ich das Ding nicht her. Aber ein Geschenk will ich Dir schon damit machen. Da; wenn meines Hauptmanns Thaler auch schon lange durch meine Gurgel gegangen sind, so bleibt mir doch noch immer der Geldbeutel, worinnen sie steckten. Und der wird mich bis zum Tod an meinen lieben Herrn erinnern. Gehab Dich wohl, Landsmännin. Gebe der Himmel, daß wir uns glücklich wiedersehen."

Er stülpte sein Kasket mit trotziger Wehmuth auf den Kopf, und ging seiner Wege. Die Wirthin begleitete ihn, und fand bei ihrer Rückkehr Manni in Thränen aufgelöst, die Briefftasche in den Händen haltend, aus deren grünen Fütter ihre Finger mechanisch ein feines Blättchen hervorgezogen hatten, das sie anstarrte, obgleich ihre Gedanken anderswo schweiften. „Was machst Du denn da?“ fragte Crescenz, und betrachtete das Blättchen neugierig.

„Ich weiß nicht,“ versetzte diese, reichte der Wirthin das Papier, und verhüllte sich schluchzend das Angesicht.

Crescenz buchstabirte das gedruckte Papier durch, und sagte dann, gleichsam hinwerfend: „Eine saubere Erbschaft, ein Lotterielos von Frankfurt. Das gehört zu dem Comödienbillet und zu der Haarlocke. Das Datum ist aber neu, . . . es wär' ein verdammtter Streich, wenn das Ding etwas gewonnen hätte. Das gehörte Dein von Rechts wegen. Sieh da, just tritt der Jude Wolff in den Regelpark. Ich muß ihn doch fragen.“

Sie lief hinaus zu dem jüdischen Handelsmann, der seinen Märlergaumen mit dem kühnsten Trank neigte und zeigte ihm das Los.

„Gehört das Ihnen, Frau Bräumeisterin?“

„Ja, Herr Wolff.“

„So! Es ist verboten, in fremden Lotterien zu spielen.“

„Um, es ist viel verboten, aber es geschieht doch. Die Ziehung ist schon gewesen, nicht wahr? Hätt' es etwas gewonnen, das verbotene Los?“

Wolff rieb sich die Stirne, putzte seine Brille, und über sein Gesicht strahlte eine Verklärung der Habsucht, die der aufmerksamen Crescenz nicht entging. Er holte aus seiner eigenen Briefftasche eine große Liste hervor, sah nach, auf einige roth unterstrichene Stellen mit groß

gedruckten Zahlen, und immer lebhafter glänzten seine Augen. Crescenz bemächtigte sich des Looses, und fragte decidirt: „Nun?“

„Lassen Sie mir das Ding, Frau Wirthin; es hat 'ne Kleinigkeit gewonnen. Ich gebe Ihnen einige Louisd'or Profit.“

„Wie viel hat's gewonnen?“

„Ich gebe Ihnen fünfhundert Gulden.“

„Ei ja, dann ist's ein paar tausend werth.“

„Was? ich geb' Ihnen tausend Gulden.“

„Nichts da, jetzt geb' ich's für zehntausend nicht. Wollen Sie mir die Liste nicht sehen lassen? Gut; — ich kenne den Herrn Maron sehr genau, wir liefern ihm das Bier. Er wird mir schon zum Gelde helfen.“

„Gott!“ schrie Wolff in der höchsten Extase. „Was der Herr Maron kann, kann ich doch auch. Mach' ich nicht immer den sauern Weg zu Ihnen, und trinke hier mein Bier? Frau Bräumeisterin, Sie sind eine glückliche Frau, Gott hat Sie gesegnet, gönnen Sie mir einen kleinen Profit, und ich schaff Ihnen für das Drittelchen Ihr Geld, noch heute, in Baarem und in gemachten Wechseln. Frau Bräumeisterin, ich bin ein Familienvater, und so ein Glück kommt selten vor. Sie werden mir nicht vergessen . . . Schauen Sie her, das Drittelchen hat Theil am großen Loos. Fünfzigtausend Gulden gehören Ihnen, und davon geben Sie mir, was Sie glauben, daß ich verdient habe. Der Collecteur ist gestern hier angekommen, per Extrapost, und hat den Major Gideon gesucht, der aber das Loos an den Oberflieutenant verhandelt hat, der gestorben ist, und der es wieder an Jemand gegeben hatte, man weiß nicht mehr an wen. Frau Bräumeisterin, Sie sind glücklich, gönnen Sie mir auch was. Der Herr Maron hat ohnehin viel Geld, mehr als genug, und ich habe ein Duzend Kinder. Schlagen Sie ein, es kommt Ihnen nicht darauf

an. 'Bis heut' Abend schaff ich Ihnen das Geld und bin verschwiegen wie ein Fisch.'

„So mag's sehn, Herr Wolff. Das Geld gehört zwar nicht mein, sondern einer Freundin, aber sie wird nicht weniger dankbar sehn, als ich es gewesen wäre.“

Der Jude slog, und Nanni glaubte des Todes vor freudigem Schreck zu werden, als ihr Erbsenz ankündigte, daß sie plötzlich wie durch einen Zauberschlag eine reiche Frau geworden.

Hier schließen wir die wahrhaftigen Schicksale der schönen Nanni. Es ist nichts Weiteres hinzuzusetzen, als daß die unglückliche, von ihren Verblendungen und Irrnissen zurückgekommene Frau ihre Retterin mit thätlichem Danke belohnte, den braven Andres mit einem Capitalchen bedachte, dessen Veranlassung er nie so recht erfuhr, und daß sie in neuester Zeit in Paris lebt, fern vom Schauplatz ihres frühern Wandels, allem männlichen Umgang auß's Strengste entgehend. Sie hat an der den Lesern bekannten Urschy eine Gesellschafterin gefunden, die alle ihre jetzigen Lebensansichten theilt, und die von der reichen Freundin zur Theilnehmerin an einem Etablissement aufgenommen wurde, welches halb Paris mit dem gesuchten Artikel ächten bayerischen Sauertrauts versieht. Wer die Heldin dieser wahrhaftigen Geschichte persönlich zu kennen wünscht, der erkundige sich nach ihr in Frankreichs Hauptstadt, in der Rue basse du rompart, wo sie noch im Jahre 1829 frisch und gesund mit dem besten Anstand lebte.

Inhalt.

	Seite.
Die Pest zu Marseille	1
Morlaffsches Märchen	97
Der schönen Manns Lebenslauf	105

58591291





